

Dahlemer Archivgespräche · 12/2006

DAHLEMER
ARCHIVGESPRÄCHE

12
2006

HERAUSGEGEBEN VOM ARCHIV
DER MAX-PLANCK-GESELLSCHAFT

INHALT

Vorwort	7
VORTRÄGE UND AUFSÄTZE	
Eckart H e n n i n g: Gottfried Wentz – „ein Stiefkind des Glücks“? Zu den Brandenburg-Bänden der Germania sacra, ihrem Bearbeiter und dem Kaiser-Wilhelm-Institut für Deutsche Geschichte	11
Eberhard K n o b l o c h: Naturgenuss und Weltgemälde. Gedanken zu Humboldts Kosmos.....	24
Hubert L a i t k o: „Weltbetrieb der Wissenschaft“. Reflexionen und Streiflichter vom Beginn des deutsch-amerikanischen Professorenaustausches 1905/06	44
Astrid v o n P u f e n d o r f: „Als Dank für meine Lebensarbeit erbitte ich das Leben meines Sohnes!“ Max Planck – der Vater und sein Sohn Erwin	131
Bernhard v o m B r o c k e: Friedrich Schmidt-Ott. Wissenschaft als Machtersatz. Preußisch-deutsche Wissenschaftspolitik zwischen Kaiserreich und Diktatur. Aus Anlaß des 50. Todestages	153
DOKUMENTE UND ERINNERUNGEN	
Angela M e r k e l: Zum 100. Geburtstag von Helmuth James Graf von Moltke. Ansprache beim Festkonzert im Konzerthaus Am Gendarmenmarkt am 11. März 2007	191
Jürgen B a u m e r t: Grußwort anlässlich der Enthüllung des Max-Planck-Denkmal von Bernhard Heiliger in der Humboldt-Universität zu Berlin am 16. Oktober 2006	195

Annette V o g t : Sergej Tschachotin an Albert Einstein im Dezember 1933 – ein Zeitdokument	198
Siegfried G r u n d m a n n : Zum Umgang der DDR mit von den Nazis konfisziertem Eigentum: das Einstein-Haus in Caputh	221
Walter B o e c k h : Erinnerungen an Max Planck (1858–1947)	255
Lorenz Friedrich B e c k : Neue Quellen zu Max Planck im Archiv der Max-Planck-Gesellschaft	261
Karl D o e h r i n g : Chronik des Max-Planck-Instituts für ausländisches öffentliches Recht und Völkerrecht	273
Sybille G e r s t e n g a r b e : Die wissenschaftshistorischen Seminare der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina	278
AMTSWECHSEL IM ARCHIV DER MAX-PLANCK-GESELLSCHAFT	
Marion K a z e m i : Begrüßung	291
Grußworte	
Gerhard E r t l für die Chemisch-Physikalisch-Technische Sektion der Max-Planck-Gesellschaft	293
Georg W. K r e u t z b e r g für die Biologisch-Medizinische Sektion der Max-Planck-Gesellschaft	297
Otto Gerhard O e x l e für die Geistes-, Sozial- und Humanwissenschaftliche Sektion der Max-Planck-Gesellschaft	298
Bernd E b e r s o l d, Stellv. Generalsekretär der Max-Planck-Gesellschaft	300
Eckart H e n n i n g : Am Wendepunkt	304
Lorenz Friedrich B e c k : Auf bewährtem Kurs zu neuen Ufern	314

DAHLEMER ARCHIVGESPRÄCHE

Band 1 (1996): Geleitwort, S. 7 – Marion Kazemi: Das Archiv zur Geschichte der Max-Planck-Gesellschaft, Bestände und Beispiele, S. 9 – Michael Engel: „Ein deutsches Oxford“ – Bemerkungen zu einer Metapher, S. 22 – Conrad Grau: „... daß die beiden Gesellschaften in Frieden nebeneinander stehen und zusammenarbeiten“, S. 34 – Rolf Winau: Johann Goercke und die Gründung der Pépinière, S. 47 – Hubert Laikö: Johann Jacob Baeyer, die internationale Stellung des Preußischen Vermessungswesens und die Mitteldeutsche Gradmessung, S. 58 – Regine Zott: Alfred Nobels Testament von 1895 – Motive und Wirkungen, S. 79 – Alfred Neubaer: 100 Jahre Chemiegeschichte im Spiegelbild der Nobelpreise für Chemie, S. 98 – Peter Nötoldt: Wissenschaft in Berlin – Anmerkungen zum ersten Nachkriegsjahr 1945/46, S. 115 – Burghard Weiss: Heiße Zellen, Kalter Krieg: Die Planungen der USA, das erste kommerzielle Kernkraftwerk der Welt im Westteil Berlins zu errichten, S. 131 – Dorothea Goetz: Albert Einstein mahnte nach dem II. Weltkrieg: Die Welt muß neu denken lernen, S. 142 – Berliner Wissenschaftshistorische Kolloquien (BWK) des Bereiches Wissenschaftsgeschichte am Institut für Theorie, Geschichte und Organisation der Wissenschaft der Akademie der Wissenschaften der DDR, S. 146.

Band 2 (1997): Dieter B. Herrmann: Hundert Jahre Archenhold-Sternwarte, S. 7 – Ekkehard Höxtermann: Gottlieb Haberlandt (1854–1945) und die evolutionistische Morphologie der Pflanzen – Über eine „gefährliche Entgleisung“ und ihre Folgen, S. 21 – Johannes Irmischer: Die klassische Altertumswissenschaft in Berlin in der Zeit von 1810 bis 1914, S. 40 – Dietrich Ehlers: Kanalisation und Wissenschaft. August Leopold Crelle und die Berliner Stadtentwässerung im 19. Jahrhundert, S. 55 – Horst Kant: Emil Warburg und die Physik in Berlin, S. 64 – Hans-Werner Schütt: Eilhard Mitscherlich als ‚Erster Chemiker Preußens‘, S. 101 – Annette Vogt: Vom Hintereingang zum Hauptportal – Wissenschaftlerinnen in der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft, S. 115 – Petra Werner: Vitamine als kollektiver Mythos, S. 140.

Band 3 (1998): Hans Georg Bartel: Über den Physikochemiker Hans Jahn, S. 7 – Hannelore Bernhardt: Hans Reichenbach in seinen Berliner Jahren im Lichte seines Briefwechsels und anderer Dokumente, S. 31 – Ralf Hahn: Fritz Habers Forschungen zur Gewinnung von Gold aus Meerwasser, S. 50 – Michael Engel u. Hinderk Conrads: Paul Mayer (1872–1949), vergessenes Mitglied des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Biochemie, und sein Vater Jacques Mayer, eine Spurensuche, S. 71 – Lothar Mertens: Die Institute der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft und die Deutsche Forschungsgemeinschaft in den Jahren 1933–1937, S. 93 – Burghard Weiss: Werkzeug oder Waffe? Walter Dällenbach, die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft und die Entwicklung von Elektronenbeschleunigern im „Dritten Reich“, S. 116 – Hans Roos: Persönliche Erinnerungen an Max Planck (1942–1947), S. 144 – Johannes Büttner: Neue Wege in der Physiologie: Hans Hermann Webers Arbeiten über Muskelproteine, S. 154 – „Beiträge zur Geschichte der Humboldt-Universität zu Berlin“, S. 185.

Band 4 (1999): Manfred Stürzbecher: War Andreas Gundelsheim, Leibarzt Friedrich Wilhelms I., ein Feind der Wissenschaft?, S. 7 – Michael Engel: Naturwissenschaften, Medizin und Technik in Berlin zwischen 1795 und 1805, S. 16 – Ulrich Sucker: Die Phytomedizin kommt nach Dahlem. Zur Gründungsgeschichte der Kaiserlichen Biologischen Anstalt für Land- und Forstwirtschaft, S. 48 – Hans-Jörg Rheinberger: Ephestia: Alfred Kühns experimenteller Entwurf einer entwicklungsphysiologischen Genetik, S. 81 – Oswald Kopatz: Ein zähes, unverzichtbares Ringen. Zum Gründungskontext der Deutschen Meteorologischen Gesellschaft, S. 119 – Claudia Schuster-Spiekenheier: Das Zusammenwirken von Handwerk und Wissenschaft bei der Entwicklung des Aspirationspsychrometers, S. 150.

Band 5 (1999): Rüdiger vom Bruch: Wissenschaftsfördernde Institutionen im Deutschland des 20. Jahrhunderts. Zum Konzept der Tagung in der Willstätter-Villa des Fritz-Haber-Instituts der Max-Planck-Gesellschaft, S. 7 – Hubert Laitko: Zentrum, Magistrale und Fluchtpunkt. Der Wissenschaftsstandort Berlin im 20. Jahrhundert, S. 11 – Wolfgang Neugebauer: Das Ende der alten Acta Borussica, S. 40 – Ulrich Marsch: Die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft in der Weimarer Republik und im Dritten Reich, S. 57 – Jochen Kirchhoff: Die forschungspolitischen Schwerpunktlegungen der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft 1925–1929 im transatlantischen Kontext, S. 70 – Lothar Mertens: Konflikte bei der Unterstützung der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft durch die Notgemeinschaft/DFG im Dritten Reich, S. 87 – Eckart Hennig: Auslandsbeziehungen der Kaiser-Wilhelm-/Max-Planck-Gesellschaft im Überblick (1911–1998), S. 95 – Rolf-Ulrich Kunze: Wissenschafts- und „Hochbegabten“-Förderung? Die Studienstiftung des deutschen Volkes zwischen sozial- und individualemanzipatorischer Begabtenförderung von 1925 bis heute, S. 119 – Winfried Schulte: Zwischen Interessenpolitik und Mäzenatentum. Zur Gründung und frühen Entwicklung des Stifterverbandes für die Deutsche Wissenschaft nach dem Ersten Weltkrieg, S. 135 – Heinz-Rudi Spiegel: Der Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft – Versuch eines Nachkriegsportraits, S. 155 – Rainer Nicolaysen: Zur Entstehungs- und Frühgeschichte der Volkswagenstiftung. Ein erster Projektbericht, S. 167 – Rüdiger vom Bruch: Vom „Lumpensammler“ zur „dritten Säule“. Zur Förderung angewandter Forschung in der Fraunhofer-Gesellschaft, S. 184 – Helmuth Trischler: Hoffnungsträger oder Sorgenkind der Forschungspolitik? Die bundesdeutsche Großforschung in den „langen“ siebziger Jahren, S. 200.

Band 6 (2000): Editorial, S. 7 – Reinart Bellmann/Martin Guntau: Von der Wissenschaftsphilosophie zur Wissenschaftsgeschichte. Hubert Laitkos Wege des Erkennens, S. 9 – Hubert Laitko: Wissenschaftliche Jahrhundertwenden in Berlin. Nachdenken an der Schwelle zum Jahr 2000, S. 20 – Karl-Heinz Bernhardt: Zur Erforschung der Atmosphäre mit dem Freiballon – die Berliner wissenschaftlichen Luftfahrten (1888–1899), S. 52 – Jürgen Renn: Mentale Modelle in der Geschichte des Wissens: Auf dem Wege zu einer Paläontologie des

DAHLEMER ARCHIVGESPRÄCHE

mechanischen Denkens, S. 83 – Matthias Herrmann: Das Reichsarchiv – Archiv des Reiches? Anmerkungen zu Wirken und Wirkung des Reichsarchivs (1919–1945), S. 101 – Reinhart Strecke: Die Anfänge der Bauakademie, ihre Protagonisten und deren Widersacher, S. 140 – Jost Lemmerich: Der Nachlaß Lise Meitners in ‚Churchill Archives Centre Cambridge‘, S. 158 – Annette Vogt: Zwei Briefe an Otto Hahn – Dokumente erzählen eine deutsche Geschichte, S. 168 – Horst Kant/Regine Zott: Der Bereich Wissenschaftsgeschichte des Instituts für Theorie, Geschichte und Organisation der Wissenschaft (Leitung: Prof. Dr. sc. phil. Hubert Laitko) von seinen Anfängen bis zu seiner Auflösung und zur weiteren Entwicklung seiner früheren Mitarbeiter, S. 178.

Band 7 (2001): Lorraine Daston: Objektivität unter den Historikern, S. 7 – Rüdiger vom Bruch: Berliner Universitätsgeschichte – Erreichtes und Erstrebtes, S. 31 – Susanne Köstering: „Eine Musteranstalt naturkundlicher Belehrung“. Die zoologische Schausammlung des Berliner Museums für Naturkunde, 1889, S. 46 – Hans-Walter Lack: Berlins grüne Schatzkammer. Botanischer Garten und Botanisches Museum Berlin-Dahlem, S. 72 – Michael Dormann: „Wilhelminisches Mäzenatentum“: Das Beispiel Eduard Arnholds (1849–1925), S. 88 – Hubert Olbrich: Über die Resonanz auf Franz Carl Achards Verfahren in Frankreich, S. 108 – Hans-Georg Bartel: Der Beitrag Berlins zur Herausbildung der Ägyptologie als Wissenschaft, S. 125 – Ilse Baer: Das Historische Archiv der Staatlichen Porzellan-Manufaktur seit seiner Rückgabe durch die DDR (1981), S. 167.

Band 8 (2002): Samuel Wittwer: Aus Berlin in die Welt – die Königliche Porzellanmanufaktur KPM auf den Weltausstellungen im 19. Jahrhundert, S. 7 – Peter Th. Walther: Adolf von Harnack als Wissenschaftsorganisator: Konzepte und Improvisationen, S. 24 – Hans-Werner Schütt: Van't Hoff, ein Niederländer in Berlin. Leistungen im Rahmen der physikalischen Chemie, S. 33 – Regine Zott: Ein Niederländer in Berlin. Jacobus Henricus van't Hoff zum 150. Geburtstag, S. 37 – Horst Kant: Vom KWI für Chemie zum KWI für Radioaktivität. Die Abteilung(en)Hahn/Meitner am Kaiser-Wilhelm-Institut für Chemie, S. 57 – Annette Vogt: Vertreibung und Verdrängung. Erfahrungen von Wissenschaftlerinnen mit Exil und „Wiedergutmachung“ in der Kaiser-Wilhelm-/Max-Planck-Gesellschaft (1933–1955), S. 93 – Marion Kazemi: Das Kaiser-Wilhelm-Institut für Tierzuchtforschung in Rostock und Dummerstorf 1939–1945, S. 137 – Ulrike Kohl: Albert Vögler – ein Stahlindustrieller als Präsident der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft (1941–1945), S. 164 – Hannelore Bernhardt: Jubiläum im Schatten des Kalten Krieges – der Beitrag der Mathematischen Institute zur 150-Jahrfeier der Humboldt-Universität im Jahre 1960, S. 186.

Band 9 (2003): Volker Klemm: Albrecht Daniel Thaer. Landbauwissenschaften zwischen Historie und Aktualität, S. 7 – Dietrich Stoltzenberg: Emil Fischer und die chemische Industrie. Sein Verhältnis zu Carl Duisberg, S. 24 – Herbert Eichmann: Wissenschaft in

Adlershof, S. 43 – Hans C o p p i: Mildred Harnack – eine Amerikanerin in Berlin, S. 77 – Rolf U k r o w: Wissenschaftliche Politikberatung in der DDR zur Vorbereitung von Investitionen, S. 102 – Edmund M a r s c h: Adolf Butenandt als Präsident der Max-Planck-Gesellschaft 1960–1972. Zum 100. Geburtstag am 24. März 2003, S. 134 – Dokumente und Erinnerungen: Otmar F r e i h e r r v. V e r s c h u e r: Mein wissenschaftlicher Weg, hrsg. von Helmut Freiherr v. Verschuer, S. 149 – Dorothea F l o r e k geb. Thiessen: Erinnerungen an die Jahre 1944–1945 im Kaiser-Wilhelm-Institut für physikalische Chemie und Elektrochemie, S. 174.

Band 10 (2004): Marion K a z e m i: Vorbemerkung, S. 7 – Dorothea G o e t z, Regine Z o t t, Michael Engel, Hans-Werner S c h ü t t, Hubert L a i t k o: Grußworte, S. 11 – Eckart H e n n i n g: „Heiße Magister, heiße Doktor gar ...“ Aktuelle hilfswissenschaftliche Anmerkungen zu akademischen Titeln, S. 22 – Julia Laura R i s c h b i e t e r: Henriette Hertz (1846–1913): Die Liebe zur Kunst und Wissenschaft als Motiv für die Gründung eines Instituts, S. 45 – Konrad K r a u s e: Die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft, ihre Berliner Institute und die Universität Leipzig – ausgewählte Wechselwirkungen und Verbindungen, S. 65 – Karl-Heinz B e r n h a r d t: Die Berliner wissenschaftlichen Luftfahrten und der Beginn der internationalen Zusammenarbeit zur Erforschung der freien Atmosphäre, S. 105 – Jost L e m m e r i c h: Aus den Archiven – Spuren einiger Auslandsreisen von Otto Hahn 1938, 1939 und 1943, S. 124 – Norbert H i l s c h m a n n und Heinz Ulrich B a r n i k o l: Butenandt und die „Ein Gen – Ein Enzym – Regel“, S. 150 – Rudolf R e i n b o t h: Reflexe der Jahre 1933–1948 im brieflichen Nachlass von Max Hartmann, S. 178 – Autorenregister der Bände 1–10, S. 209.

Band 11 (2005):

Renate T o b i e s: Max Planck und Carl Runge. Grundlagen einer Freundschaft zwischen einem Konservativen und einem Liberalen, S. 7 – Hannelore B e r n h a r d t: „Die heilige Flamme der Wissenschaft bewahren“. Über Rektoratsantrittsreden an der Berliner Universität Unter den Linden, S. 32 – Wolfgang K ö n i g: Der Kaiser und sein Ingenieur. Wilhelm II. und Adolf Slaby, S. 53 – Klaus M a u e r s b e r g e r: Franz Reuleaux und die Kinematik – ein kühner heuristischer Entwurf der Maschinenwissenschaften im 19. Jahrhundert, S. 73 – Hubert L a i t k o: Wissenschaftsgeschichte – ein prekäres Metier. Beitrag auf dem Potsdamer Kolloquium am 15. 3. 2005 anlässlich des 80. Geburtstages von Dorothea Goetz, S. 97 – Hans-Georg B a r t e l: Hundert Jahre III. Hauptsatz der Thermodynamik. Zur Geschichte einer fundamentalen Berliner Entdeckung und zu ihren Nachwirkungen, S. 108 – Adolf-Henning F r u c h t: Fritz Haber und die Schädlingsbekämpfung während des 1. Weltkrieges und in der Inflationszeit, S. 141 – Tilman P ü n d e r: Die Weiterführung des Berliner Kaiser-Wilhelm-Instituts für Arbeitsphysiologie in Münster (1926–1941), S. 159 – Grußworte zum 55. Dahlemer Archivgespräch im „Turm der Blitze“ anlässlich des 65. Geburtstages von Eckart Henning am 27. Januar 2005, S. 175 – Hubert L a i t k o für die Dahlemer Archivgespräche, S. 176 – Friedrich

DAHLEMER ARCHIVGESPRÄCHE

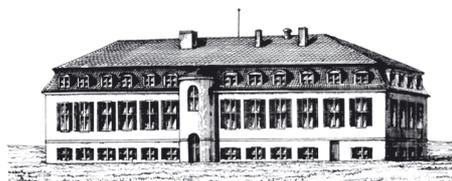
B e c k für die Fachgruppe Historische Hilfswissenschaften, S. 179 – Rüdiger v o m B r u c h für die Humboldt-Universität zu Berlin, S. 181 – Jürgen K l o o s t e r h u i s für das Geheime Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz und die Berliner Archive, S. 183 – Otto Gerhard O e x l e für den Beirat des Archivs, S. 186 – Marion K a z e m i für das Archiv, S. 188 – Dokumente und Erinnerungen zum Einstein-Jahr 2005: I Elsa Alberti – Albert Einstein aus der Sicht seiner zweiten Frau. Zusammengestellt von Marion K a z e m i , S. 193 – II Albert Einstein über Max Planck. Zusammengestellt von Eckart H e n n i n g , S. 207.

Veröffentlichungen
aus dem
Archiv zur Geschichte der Max-Planck-Gesellschaft

- Band 1: Henning, Eckart, u. Marion Kazemi: Chronik der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften. Berlin 1988, 152 S., 41 Abb.
- Band 2: Ellwanger, Jutta: Forscher im Bild. Teil I: Wissenschaftliche Mitglieder der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften. Berlin 1989, 176 S., 154 Abb.
- Band 3: Bergemann, Claudia: Mitgliederverzeichnis der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften. Teil I: A–K, Berlin 1990, 144 S., 10 Abb. –Teil II: L–Z, Berlin 1991, 144 S., 12 Abb.
- Band 4: Henning, Eckart, u. Marion Kazemi: Chronik der Max-Planck-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften unter der Präsidentschaft Otto Hahns (1946–1960). Berlin 1992, 160 S., 78 Abb. (vergriffen, wird nicht neu aufgelegt!)
- Band 5: Gill, Glenys, u. Dagmar Klenke: Institute im Bild. Teil I: Bauten der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften. Berlin 1993, 143 S., 204 Abb.
- Band 6: Hauke, Petra: Bibliographie zur Geschichte der Kaiser-Wilhelm-/Max-Planck-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften (1911–1994). Teilbände I–III, Berlin 1994, XIV, 507 S.
- Band 7: Parthey, Heinrich: Bibliometrische Profile von Instituten der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften (1923–1943). Berlin 1995, 218 S.
- Band 8: Ullmann, Dirk: Quelleninventar Max Planck. Berlin 1996, 176 S., 8 Abb.
- Band 9: Wegeleben, Christel: Beständeübersicht des Archivs zur Geschichte der Max-Planck-Gesellschaft in Berlin-Dahlem. Berlin 1997, 332 S.
- Band 10: Kohl, Ulrike: Die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften im Nationalsozialismus. Quelleninventar. Berlin 1997, 253 S., 3 Abb. (vergriffen)

- Band 11: Uebele, Susanne: Institute im Bild. Teil II: Bauten der Max-Planck-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften. Berlin 1998, 292 S., 440 Abb.
- Band 12: Vogt, Annette: Wissenschaftlerinnen in Kaiser-Wilhelm-Instituten. Berlin 1999, 192 S., 31 Abb. (vergriffen)
- Band 13: Henning, Eckart: Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte Dahlems. Berlin 2000, 192 S., 44 Abb.– 2., erw. Aufl. 2004, 256 S., 54 Abb.
- Band 14: Hauke, Petra: Literatur über Max Planck. Bestandsverzeichnis. Berlin 2001, 99 S., 14 Abb.
- Band 15: Kazemi, Marion: Nobelpreisträger in der Kaiser-Wilhelm-/ Max-Planck-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften. Berlin 2002, 324 S., 82 Abb.
- Band 16: Henning, Eckart, u. Marion Kazemi: Dahlem – Domäne der Wissenschaft. Dahlem – Domain of Science. Ein Spaziergang zu den Berliner Instituten der Kaiser-Wilhelm-/ Max-Planck-Gesellschaft im ‚deutschen Oxford‘. Deutsch u. englisch. Berlin 2002, 256 S., 157 Abb.
- Band 17: Henning, Eckart: Führer durch das Archiv zur Geschichte der Max-Planck-Gesellschaft. Anlässlich des 25jährigen Jubiläums 1978–2003 unter Beteiligung aller Mitarbeiter neu bearbeitet. Berlin 2003, 184 S., 54 Abb. – 2., durchgesehene Aufl. 2005
- Band 18: Kinas, Sven: Adolf Butenandt (1903–1995) und seine Schule. Berlin 2004, 260 S., 245 Abb.
- Band 19: Henning, Eckart, u. Marion Kazemi: Die Harnack-Medaille der Kaiser-Wilhelm-/ Max-Planck-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften, 1924–2004. Berlin 2005 [im Druck]

Weitere Bände in Vorbereitung



Vorwort

Die Dahlemer Archivgespräche erscheinen in ihrem 12. Band. Das Bedürfnis vieler Besucher des Archivs der Max-Planck-Gesellschaft zum Austausch über aktuelle Forschungsergebnisse auf den Feldern der Wissenschaftsgeschichte – wie im Geleitwort zum 1. Band 1996 konstatiert – besteht unverändert. Die Form der Vortragsabende im Lesesaal des Archivs und der informelle, persönliche Charakter ihrer Organisation wie der Verbindungen in der Wissenschaftslandschaft haben sich offenbar bewährt. Die Dahlemer Archivgespräche haben ihren Platz im Angebot wissenschaftsgeschichtlicher Veranstaltungen und Veröffentlichungen gefunden. Insofern haben sich auch Eckart Hennings Ziele als Hauptinitiator der Vortragsabende wie der Drucklegung ihrer Ergebnisse erfüllt. Das regelmäßig breite Interesse an den neu erschienenen Bänden bestätigt diesen Eindruck. Eckart Henning, dessen Verdienste um das Archiv der Max-Planck-Gesellschaft und um die Dahlemer Archivgespräche Marion Kazemi in dem Henning zum 65. Geburtstag am 27. Januar 2005 gewidmeten zehnten Band gewürdigt hat, schied zum 31. Januar 2006 aus dem Dienst als Direktor des Archivs der Max-Planck-Gesellschaft. Die hier abgedruckten Ansprachen zum Amtswechsel im Archiv am 1. Februar 2006 ziehen Bilanz der mehr als zwanzig Jahre seines gewissermaßen amtlichen Lebenswerks und beleuchten das Ergebnis dieser Amtsjahre in Gestalt eines wohlgegründeten und nach allen Seiten hin eindrucksvoll ausgebauten Archivegebäudes. Mit dem Amt ging die Herausgeberschaft für die Dahlemer Archivgespräche an seinen Nachfolger über, der auch an dieser Stelle mit Hochachtung und Dank ein wohlbestalltes Unternehmen in eigene Hände nimmt und sich nach Kräften um dessen weiteres Gedeihen bekümmern wird. Die Herausgeber der Dahlemer Archivgespräche gedenken der persönlichen Verdienste ihres Begründers um den Vortragskreis und die Publikationsreihe, wie sie Hubert Laitko in Band 10 und 11 der Archivgespräche herausgestellt hat, mit der Aufnahme seines Namens in den Herausgebervermerk.

Es gilt, die Unverwechselbarkeit der Dahlemer Archivgespräche in gutem thematischen und auch persönlichen Kontakt zu den Einrichtungen der Berliner Wissenschafts-

landschaft und darüber hinaus weiter zu pflegen, wobei auch künftig auf den regionalgeschichtlichen, auf Berlin und Brandenburg bezogenen Akzent Wert gelegt wird. Zugleich ist der Bezug zu den Beständen und Forschungsthemen des Archivs fortzuentwickeln, das aufgrund des Verwaltungsratsbeschlusses der Max-Planck-Gesellschaft vom 12. Juli 2006 nun den kürzeren und präziseren Namen „Archiv der Max-Planck-Gesellschaft“ führt.

Die im zurückliegenden Jahr in den Dahlemer Archivgesprächen gehaltenen Vorträge stellen naturgemäß wieder den Hauptteil auch des 12. Bandes dar. Im Teil Dokumente und Erinnerungen wird auch künftig auf besondere Archivalien mit aktuellem Bezug und auf wesentliche Erwerbungen zum Archivbestand hingewiesen. Dieser Teil nimmt auch kürzere Beiträge auf, die nicht Gegenstand eines Vortrages waren. Der Wechsel im Direktorenamt des Archivs war Anlaß, die Ansprachen zur Amtsübergabe am 1. Februar 2006 zu dokumentieren, da sie Rückblick auf Erreichtes und den Hinweis auf die vor dem Archiv stehenden Aufgaben – und damit auch auf die Dahlemer Archivgespräche – gestatten.

Mit dem vorliegenden 12. Band tritt ferner ein Wechsel in der redaktionellen Betreuung der Reihe ein. Regine Zott, die mit an der Wiege der Archivgespräche stand, übergibt die Aufgabe nach einem Jahrzehnt ehrenamtlicher Arbeit an Horst Kant vom Max-Planck-Institut für Wissenschaftsgeschichte. Daß die vorliegenden elf Bände der Dahlemer Archivgespräche in herausragender Korrektheit erschienen sind, ist in erheblichem Maße der geduldigen Akribie und der editorischen Erfahrung von Frau Zott geschuldet, zu der neben ihrer wohlinformierten Gewissenhaftigkeit des Redigierens die liebenswürdige Beharrlichkeit zu zählen ist, mit der sie säumige oder zögerliche Autoren, manchmal in letzter Minute, diplomatisch dazu bewegte, ihre ausstehenden Beiträge noch zu liefern. Dafür schulden ihr die Herausgeber Dank, den sie auch an dieser Stelle ausgedrückt wissen wollen. Regine Zott setzt ihre Tätigkeit im Programmkomitee für die Dahlemer Archivgespräche fort, dem ferner auch Horst Kant angehören wird. Mit Dank ist zu konstatieren, daß Eckart Henning auch im Ruhestand bereit ist, den Dahlemer Archivgesprächen im Programmkomitee seine Erfahrungen und Verbindungen weiterhin zur Verfügung zu stellen.

Berlin-Dahlem, im Dezember 2006

Lorenz Friedrich Beck
Hubert Laitko



VORTRÄGE UND AUFSÄTZE



Eckart Henning:

Gottfried Wentz – „ein Stiefkind des Glücks“?
Zu den Brandenburg-Bänden der *Germania sacra*, ihrem Bearbeiter
und dem Kaiser-Wilhelm-Institut für Deutsche Geschichte

Unter den Archivaren, die als Gelehrte Grundlegendes für die Geschichtsschreibung der Mark Brandenburg geleistet haben, steht der viel zu früh verstorbene Kirchenhistoriker Gottfried Wentz an vorderster Stelle. Zu würdigen ist er aber nicht nur als Bearbeiter der *Germania sacra* und der Hanserezesse, sondern auch als Hüter zweier gefährdeter Institutionen in schwerer Zeit: Als Vertrauter des hochbetagten Paul Kehr war er zuletzt der „eigentliche Geschäftsführer des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Deutsche Geschichte“¹ und als kommissarischer Direktor des Preußischen Geheimen Staatsarchivs der letzte Leiter dieser „gebildetsten und vornehmsten Behörde des alten Preußen“², ehe sie dann ein Jahr nach der Kapitulation zum „Hauptarchiv für Behördenakten“ (1946) degradiert wurde³.

Gottfried Friedrich Albert Wentz entstammte einer süddeutschen Familie, wurde aber in Norddeutschland am 24. März 1894 in Lüchow im Wendland als Sohn des Leinen-Fabrikanten Ernst Otto Wentz und seiner Ehefrau Helene Ludwig geboren und wuchs dann in Wustrow, einem benachbarten Landstädtchen, auf. Südlich davon liegt die Alt-

¹ Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz, Berlin-Dahlem, künftig zit. GStA PK, I. Hauptabt., Rep. 178, Nr. 3263, Bl. 15 und Nachruf von Georg Winter: Gottfried Wentz, in: *Der Archivar* 5 (1952), Sp. 40–47, hier Sp. 46. Vgl. auch Eckart Henning/Christel Wegeleben: Archivare beim Geheimen Staatsarchiv in der Berliner Kloster- und Neuen Friedrichstraße 1874–1924, in: *Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte* 29 (1978), S. 25–61, zu Kehr S. 48 und Wentz S. 60 (zit. Henning/Wegeleben: *Archivare I*).

² Schreiben von Wolfgang A. Mommsen, Präsident des Bundesarchivs von 1967–1972, vom 15. Februar 1976 an den Verf. mit einem Rückblick auf seine Dienstzeit beim Preußischen Geheimen Staatsarchiv in Berlin-Dahlem und dem Brandenburg-Preußischen Hausarchiv in Berlin-Charlottenburg in den dreißiger Jahren, vgl. dazu auch Eckart Henning/Christel Wegeleben: *Archivare beim Geheimen Staatsarchiv in Berlin-Dahlem 1924–1974*, in: *Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte* 27 (1976), S. 155–178, hier S. 172 (zit. Henning/Wegeleben: *Archivare II*).

³ Eckart Henning: 50 Jahre Geheimes Staatsarchiv in Berlin-Dahlem – 100 Jahre seit seiner Vereinigung mit dem Ministerialarchiv, in: *Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte* 25 (1974), S. 154–174, hier S. 173.

mark, wo er später in Salzwedel die Tochter des Superintendenten, Irmgard Moschütz⁴, heiraten sollte (1926), die ihm zwei Kinder gebar, Brigitte (1931) und Dietrich (1934).

Doch nicht am Gymnasium in Salzwedel, sondern im berühmteren Johanneum in Lüneburg hat Wentz (ab Quinta) seine Schulbildung empfangen, wo er auch mit der hansischen Vergangenheit der Salzstadt vertraut gemacht wurde. Nach dem Abitur zu Ostern 1913 studierte er ab 1. April 1913 an der Tübinger Universität Geschichte und deutsche Philologie und trat einer Burschenschaft bei, doch endete sein Studium bereits nach drei Semestern am 31. Juli 1914 mit Ausbruch des Ersten Weltkriegs. Wentz meldete sich, wie die meisten jungen Leute seiner Generation, freiwillig zu den Waffen und zwar zu dem in Lüneburg stehenden Dragonerregiment Nr. 16. Er erwarb, zuletzt als Bataillonsadjutant des Infanterieregiments Nr. 167, im Kriege das Eiserne Kreuz II. und I. Klasse und behielt auch, nachdem er am 12. Mai 1919 als Leutnant aus dem Militärdienst entlassen wurde, im späteren Zivilleben etwas von der „Drahtigkeit des Kavalleristen“⁵. Nun galt es für Wentz, sein unterbrochenes Studium fortzusetzen, indem er ab 12. Mai 1919 für je zwei Semester die Göttinger, die junge Hamburger und die Berliner Universität bezog, wo er leider nicht mehr, wie beabsichtigt, bei dem so plötzlich in seiner Heimat Kärnten verstorbenen Michael Tangl promovieren konnte⁶, aber von Dietrich Schäfer mit einem selbstgewählten heimatgeschichtlichen Thema angenommen wurde. Diese im Dezember 1921 verteidigte und seinen Eltern gewidmete Arbeit über „Das Wirtschaftsleben des altmärkischen Klosters Diesdorf im ausgehenden Mittelalter“, die auf den Rechnungen einer geistlichen Grundherrschaft fußte, wurde mit „eximium“ beurteilt⁷. „Angesichts der ungeheuren Verteuerung der Druckkosten“ nahm er das Angebot der „Hansischen Geschichtsblätter“ (1923) und der „Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte“ (1924)

⁴ Meine biographischen Kenntnisse beruhen größtenteils auf Gesprächen mit der Witwe Wentz, die ich Anfang 1974 im dienstlichen Auftrag zwecks Übernahme des Nachlasses ihres Mannes ins Geheime Staatsarchiv aufsuchte, ehe sie von Berlin-Lichterfelde nach Düsseldorf übersiedelte, ferner auf dem Nachlaß selbst (GStA PK, VI. Hauptabt.: NL Gottfried Wentz) sowie einer schmalen Personalakte (wie Anm. 1). Vgl. auch Wolfgang Leesch: Die deutschen Archivare 1500–1945, Bd.2, München 1992, S. 660.

⁵ Vgl. Winter (wie Anm. 1), Sp. 41.

⁶ Annekatriin Schaller: Michael Tangl (1861–1921) und seine Schule. Forschung und Lehre in den Historischen Hilfswissenschaften. Phil. Diss. HU-Berlin. Stuttgart 2001 (= Pallas Athene, 7).

⁷ Gottfried Wentz: Das Wirtschaftsleben des altmärkischen Klosters Diesdorf im ausgehenden Mittelalter. Zugleich ein Beitrag zur Geschichte der geistlichen Grundherrschaft aus den Klosterrechnungen des 14. und 15. Jahrhunderts. Phil. Diss. Berlin. Salzwedel 1922.

gern an, „gewisse Partien“ seiner Dissertation in ihre Zeitschriften zu übernehmen⁸. Schäfer sollte seinem Doktoranden, der ja nicht sein „Schüler“ war, fünf Jahre später noch die Weiterführung der seit 1913 stagnierenden Hanserezesse anvertrauen (1927), deren neubegründete vierte Reihe ab 1531 er in erstaunlich kurzer Zeit um zwei weitere Manuskriptbände vermehrte (doch leider nur einen davon noch – 1941 – gedruckt erlebte⁹); der Hansische Geschichtsverein berichtete jährlich von den Fortschritten des Werks durch Wentz, dessen Leistungsfähigkeit (und Zielstrebigkeit) ungewöhnlich war¹⁰. Anlässlich des 100. Geburtstages beschäftigte er sich auch mit dem Leben des Begründers der Rezesse, als er in Osnabrück den Rostocker Ratsarchivar Dr. Karl Koppmann (1939) würdigte, den er als Wahlverwandten zu empfinden schien: „Die Ungunst der äußeren Lebensumstände vermochten doch den festen Willen Koppmanns, es in seinem Fache zu einer beachtlichen Leistung zu bringen, nicht zu brechen“. Noch deutlicher scheint sich Wentz in dem 1905 gestorbenen Koppmann zu spiegeln, wenn er – wie unten zu verdeutlichen – ausführt: „Das Leben hat ihn um berechnete Erwartungen betrogen. Gleichwohl, mag er uns auch als ein ‚Stiefkind Gottes auf Erden‘ erscheinen, seine Leistung hebt ihn empor über die Widrigkeiten eines missgünstigen Schicksals“¹¹. Aus der Arbeit an den hansischen Quellen, die ihn in viele



Gottfried Wentz (1894–1945)

⁸ Gottfried Wentz: Das offene Land und die Hansestädte. Studien zur Wirtschaftsgeschichte des Klosters Diesdorf in der Altmark, in: Hansische Geschichtsblätter 28 (1923), S. 61–98 und ders.: Gewerbe und Kloster. Zur Wirtschaftsgeschichte des Klosters Diesdorf, in: Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte 36 (1924), S. 1–13.

⁹ Hanserezesse, 4. Abteilung, Bd. 1: 1531–1535 Juni, bearb. von Gottfried Wentz. Weimar 1941. Band 2 blieb wegen der Kriegsverhältnisse zu Lebzeiten von Wentz leider ungedruckt.

¹⁰ Nachruf von Johannes Bauermann: Gottfried Wentz, in: Hansische Geschichtsblätter 70 (1951), S. 105–107.

¹¹ Gottfried Wentz: Karl Koppmann zum 100. Geburtstag, in: Hansische Geschichtsblätter 64 (1940), S. 88–110, hier S. 88 und 110.

Hansearchive, aber auch nach Kopenhagen und Reval führte, ging u.a. eine viel beachtete Studie über Jürgen Wullenwevers Prinzipat und die wendischen Städte hervor, die er auf dem Bremer Hansetag (1931) vortrug; darin schilderte ihn Wentz erstmals als „politischen Dilettanten, dem staatsmännische Fähigkeiten so gut wie völlig mangelten“¹².

Nach der durch den Krieg verspäteten Promotion verwarf Wentz – wohl aus wirtschaftlichen Gründen (nämlich infolge der „durch die Auswirkungen des verlorenen Krieges zerrütteten Vermögensverhältnisse meines Vaters“¹³) – den ihm unterbreiteten Vorschlag, einer Habilitation an der Berliner Universität und damit die Hochschullehrerlaufbahn. Vielmehr legte er zu seiner Absicherung noch das Staatsexamen für das höhere Lehramt in Geschichte und Deutsch (Hauptfächer), Latein und Erdkunde (Nebenfächer) ab. Auf Anregung Hermann Krabbos trat er am 1. Oktober 1922 als Volontär (= Archivreferendar) ins Preußische Geheime Staatsarchiv in Berlin ein, wo er durch seine Archivstudien über Diesdorf am Rechnungsbestand des Provinzialarchivs (Repositur 10) bereits bekannt war. Beim Archivumzug von Berlins Mitte nach Dahlem, ins „deutsche Oxford“, tat er sich besonders hervor und legte dort am 19./20. März 1924 erfolgreich die Archivaspirantenprüfung (= Assessorexamen) ab¹⁴.

Schon als Volontär war Wentz dem Generaldirektor der preußischen Staatsarchive, Geheimrat Paul Kehr¹⁵, aufgefallen, der in Personalunion auch dem Kaiser-Wilhelm-Institut für Deutsche Geschichte vorstand und ihn nun dafür auswählte, die Kirchenprovinz Magdeburg für die von diesem Institut geplante große historisch-statistische Edition der *Germania sacra* zu bearbeiten – eine wissenschaftliche Lebensaufgabe für einen Archivar von hohem Anspruch! Kehr ernannte Wentz bereits zehn Tage nach seiner Archivprüfung am 1. April 1924 zum (wissenschaftlichen) Archivhilfsarbeiter beim Geheimen Staatsarchiv und ordnete ihn schon im Sommer 1924 an das von ihm gleichfalls geleitete Preußische (später: Deutsche) Historische Institut in Rom ab. Am 1. Oktober 1925 bereits zum Archivassistenten ernannt, übertrug ihm Kehr dort vom 1. April bis 20. Juli 1926 noch die Geschäftsführung des Instituts¹⁶ (vgl. NL Nr. 1): Wentz nutzte seinen römischen

¹² Gottfried Wentz: Das Prinzipat Jürgen Wullenwevers und die wendischen Städte, in: *Hansische Geschichtsblätter* 56 (1932), S. 83–111, hier S. 110.

¹³ GStA PK, I. Hauptabt., Rep. 178, Nr. 3263, Bl. 14.

¹⁴ Winter (wie Anm. 1), Sp. 41.

¹⁵ Henning/Wegeleben: *Archivare I* (wie Anm. 1), S. 48.

¹⁶ GStA PK, VI. Hauptabt., NL Wentz, Nr. 1.

Aufenthalt zu einer Studie über „Niedersachsen in Rom“ (1925¹⁷), behandelte ein Breve Sixtus IV. an den Bischof Arnold von Brandenburg, als „der sittliche Verfall besonders des niederen Klerus teilweise erschreckende Formen“ annahm¹⁸, und beschrieb „Die Anfänge einer Geschichtsschreibung des Bistums Brandenburg“ (1927¹⁹), während er schon eifrig Regesten aus den Vatikanischen Archiven anfertigte und den ersten Band „seiner“ *Germania sacra* vorbereitete. Nachdem Wentz 1927 ans Geheime Staatsarchiv nach Berlin zurückgekehrt war, ernannte ihn Kehr zum 1. Januar 1928 zum Staatsarchivrat.

Schon im Jahre 1929 erschien der erste, gemeinsam mit dem Abteilungsdirektor der Preußischen Staatsbibliothek, Gustav Abb, bearbeitete, Adolf v. Harnack als Präsidenten der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft²⁰ und besonderen Förderer des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Deutsche Geschichte zum 78. Geburtstag am 7. Mai gewidmete Band der Kirchenprovinz Magdeburg²¹, der den I. Teil des Bistums Brandenburg mit 19 Stiftern und Klöstern der Diözese behandelte; als Institutsdirektor erklärte Kehr dazu einleitend: „Erst nach den schlimmen Jahren, die dem Kriege folgten, haben wir ernstlich an die Arbeit gehen können und den Versuch gewagt, die nach allen Richtungen hin durchgearbeiteten Materialien eines Bistums und seiner geistlichen Institute für den Druck fertigzustellen“²². Das Werk wurde von der Fachwelt mit höchster Anerkennung bedacht und blieb bis heute maßgeblich für die märkische Kirchengeschichte. Andere Studien von Wentz zum „Urkun-

¹⁷ Gottfried Wentz: Niedersachsen in Rom. Aus den Konfraternitätsbüchern von Santa Maria dell' Anima und San Spirito in Sassia, in: Zeitschrift des Vereins für Kirchengeschichte der Provinz Sachsen 21 (1925), S. 1–12.

¹⁸ Gottfried Wentz: Ein Breve Sixtus IV. an Bischof Arnold von Brandenburg, in: Zeitschrift des Vereins für Kirchengeschichte der Provinz Sachsen 22 (1926), S. 158–161.

¹⁹ Gottfried Wentz: Die Anfänge einer Geschichtsschreibung des Bistums Brandenburg, in: Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte 39 (1927), S. 28–50. Behandelt Alphonse de Vignoles und Philipp Wilhelm Gercken, vgl. dazu auch Anm. 27.

²⁰ Über Harnacks Tätigkeit als Präsident dieser Forschungsgesellschaft von 1911–1930 vgl. Eckart Henning/ Marion Kazemi: Chronik der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften. Berlin 1988 (= Veröffentlichungen aus dem Archiv der Max-Planck-Gesellschaft, 1) und dies.: Die Harnack-Medaille der Kaiser-Wilhelm-/Max-Planck-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften 1924–2004. Berlin 2005 (= Veröffentlichungen aus dem Archiv der Max-Planck-Gesellschaft, 19).

²¹ *Germania sacra*: I. Abteilung: Die Bistümer der Kirchenprovinz Magdeburg, 1. Band: Das Bistum Brandenburg. Im Auftrage des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Deutsche Geschichte bearb. von Gustav Abb und Gottfried Wentz. Berlin und Leipzig 1929. Vgl. Archiv der Max-Planck-Gesellschaft, Berlin-Dahlem, I. Abt., Rep. 1A, Nr. 1679, Bl. 82: Verlagsvertrag für Wentz vom 25. 5. 1928.

²² Vorwort (wie Anm. 21), S. XIII.

denbestand des Bischofsarchivs in Wittstock²³, über „Die staatsrechtliche Stellung des Stifts Jerichow“²⁴ sowie eine wichtige „Übersichtskarte der kirchlichen Einteilung der Mark Brandenburg und der angrenzenden Gebiete im Jahre 1500“²⁵ nebst einem Erläuterungsheft²⁵ folgten noch im selben Jahr. Außer einer Familiengeschichte der Krautts²⁶ (1926) und Lebensbildern über Philipp Wilhelm Gercken²⁷, Samuel Lentz²⁸ und Gerhard Cornelius v. Walrave²⁹ (1928–1930) erschien 1930 eine vom Deichhauptmann Peter Friedrich Mengel geförderte „Geschichte des Oderbruchs“³⁰, der Wentz 1931 eine vergleichende Untersuchung über „Havelberg, Jerichow und Broda“ in der Festschrift für Albert Brackmann³¹, eine Studie „Zur Geschichte des Mönchhofes Kotze“³² und die Veröffentlichung einer „Pfründenordnung des Havelberger Domkapitels“³³ folgen ließ, ferner zweimal „Regesten aus dem Vaticanischen Archiv zur Kirchengeschichte der Mark Brandenburg“³⁴ herausgab.

²³ Gottfried Wentz: Der Urkundenbestand des Bischofsarchivs zu Wittstock nach einem Inventarfragment aus den Jahren 1476–1487, in: *Archivalische Zeitschrift* 38 (1929), S. 74–86.

²⁴ Gottfried Wentz: Die staatsrechtliche Stellung des Stifts Jerichow, in: *Sachsen und Anhalt* 5 (1929), S. 266–299.

²⁵ Übersichtskarte der kirchlichen Einteilung der Mark Brandenburg und der angrenzenden Gebiete im Jahre 1500 mit Erläuterungsheft, bearb. von Gottfried Wentz (= *Historischer Atlas der Provinz Brandenburg*, 1. Reihe: Kirchenkarten, Karte Nr. 1).

²⁶ Gottfried Wentz: Die Familie Krautt in Berlin und Magdeburg (Beamte und Offiziere des preußischen Ancien regime), in: *Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte* 38 (1926), S. 1–29 m. Stammtafel. S. 28.

²⁷ Gottfried Wentz: Philipp Wilhelm Gercken, in: *Mitteldeutsche Lebensbilder*, Bd. 3. Magdeburg 1928, S. 24–45.

²⁸ Gottfried Wentz: Samuel Lentz, in: *Mitteldeutsche Lebensbilder*, Bd. 4. Magdeburg 1929, S. 88–107.

²⁹ Gottfried Wentz: Gerhard Cornelius von Walrave, in: *Mitteldeutsche Lebensbilder*, Bd. 5. Magdeburg 1930, S. 63–85.

³⁰ Gottfried Wentz: Geschichte des Oderbruchs, in: P. F. Mengel: *Das Oderbruch*. Eberswalde 1930, S. 85–238.

³¹ Gottfried Wentz: Havelberg, Jerichow und Broda. Probleme der märkischen Kirchengeschichte und Beiträge zu ihrer Lösung, in: *Festschrift für Albert Brackmann*, hrsg. von Leo Santifaller. Weimar 1931, S. 324–346.

³² Gottfried Wentz: Zur Geschichte des Mönchhofes Kotze, in: *Jahrbuch des Vereins für Mecklenburgische Geschichte* 95 (1931), S. 147–152.

³³ Gottfried Wentz: Eine Pfründenordnung des Havelberger Domkapitels, in: *Jahrbuch für brandenburgische Kirchengeschichte* 26 (1931), S. 3–7.

³⁴ Gottfried Wentz: Regesten aus dem Vaticanischen Archiv zur Kirchengeschichte der Mark Brandenburg und angrenzender Gebiete im Bereich der Diözesen Brandenburg und Havelberg, T. I: 1450–1499, in: *Jahrbuch für brandenburgische Kirchengeschichte* 26 (1931), S. 8–21, desgl. T. II: 1501–1540, in: ebenda 27 (1932), S. 3–23.

Zum 1. Oktober 1931 ist Wentz dann von Albert Brackmann, Kehrs ältestem Schüler und seit 1929 Nachfolger als Generaldirektor der preußischen Staatsarchive³⁵, vorläufig an das Staatsarchiv Magdeburg versetzt worden, um dort das Material der auf vier Bände veranschlagten Publikation der *Germania sacra* über das Erzstift Magdeburg und seine Diözese zusammenzutragen, doch wurde er schon 1936 ans Geheimes Staatsarchiv nach Berlin zurückgerufen. Immerhin ist in dieser Magdeburger Zeit der heute noch unverzichtbare, von Kehr abermals mit einer Einleitung versehene, aber von Wentz nunmehr ganz allein bearbeitete Band der *Germania sacra* über „Das Bistum Havelberg“ mit seinen 18 Stiftern, Klöstern und Komtureien der Diözese (1933) erschienen³⁶. Ferner sind eine ganze Reihe von „Nebenprodukten“, nämlich eine Übersicht der „Quellen zur Ortsgeschichte der Altmark im Geheimes Staatsarchiv in Berlin-Dahlem“³⁷ und drei Arbeiten über Salzwedel (davon zwei zum Augustinerchorherrenstift sowie eine über sein Stadtrecht) entstanden³⁸, auch zwei kleinere Studien zum Winterfeldzug König Christian II. 1532³⁹ (in dänischer Sprache!) und über Adolf II. von Schauenburg⁴⁰ (1934/35), schließlich eine – die Fülle seiner Kenntnisse verarbeitende – Karte über den „Geistlichen Grundbesitz in der Mark Brandenburg mit Stand von 1535“⁴¹; hinzuzurechnen sind noch zwei

³⁵ Henning/Wegeleben: *Archivare II* (wie Anm.2), S. 163 f.

³⁶ *Germania sacra*: I. Abteilung: Die Bistümer der Kirchenprovinz Magdeburg, 2. Band: Das Bistum Havelberg. Im Auftrage des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Deutsche Geschichte bearb. von Gottfried Wentz. Einführung von Paul Kehr, S. VII–IX. Berlin u. Leipzig 1933. Vgl. Verlagsvertrag für Wentz im Archiv Max-Planck-Gesellschaft, I. Abt., Rep. 1A, Nr. 1680, Bl. 230 vom 13. Februar 1932, vgl. auch Bl. 212.

³⁷ Gottfried Wentz: Die Quellen zur Ortsgeschichte der Altmark im Preußischen Geheimes Staatsarchiv in Berlin-Dahlem, in: *Alte Mark* 4 (1932), S. 1–18.

³⁸ Gottfried Wentz: Urkundliche Beiträge zur Geschichte des Augustinerchorherrenstifts zum Heiligen Geist vor Salzwedel, in: *Zeitschrift des Vereins für Kirchengeschichte der Provinz Sachsen und des Freistaates Anhalt* 28 (1932), S. 64–85. – Ders.: Die verlorenen Urkunden des Augustinerchorherrenstifts zum Heiligen Geist vor Salzwedel, in: ebenda 29 (1933), S. 59–78. – Ders.: Das alte Recht der Stadt Salzwedel. Ein Versuch, in: *Salzwedel, die alte Markgrafen- und Hansestadt in der Altmark 1233–1933. Beiträge zur 700jährigen Stadtgeschichte*, hrsg. von Friedrich Hartleb. Salzwedel 1933, S. 63–74.

³⁹ Gottfried Wentz: Christian II's Vinterfelttog i Vigen 1532, in: *Dansk Historisk Tidsskrift*, 10. Rackko III, 1934, S. 42–58.

⁴⁰ Gottfried Wentz: Adolf II. von Schauenburg, in: *Westfälische Lebensbilder*, Bd. 5, Münster/W. 1935, S.29–47.

⁴¹ *Der geistliche Grundbesitz in der Mark Brandenburg und angrenzenden Gebieten um das Jahr 1535*, bearb. von Gottfried Wentz (= *Historischer Atlas der Provinz Brandenburg*, 1. Reihe: Kirchenkarten, Karte Nr. 2, Bl. 1–3). Vgl. Anm. 25. Wentz hat auch für den *Mitteldeutschen Heimatatlas* die Blätter 14 und 16 bearbeitet, nämlich die Karten der Bistümer und Archidiakonate im mitteldeutschen Raum um das Jahr 1500 und die politische Karte der später in der preußischen Provinz Sachsen vereinigten Gebiete im Jahre 1800 sowie der östlichen Departements des Königreichs Westfalen 1809–13.

methodologische Arbeiten zur „Erbhofforschung und Bauernehring“⁴² wie zum archivari- schen Dauerthema „Staatsarchiv und Familienforschung“ (1934/35). Darin heißt es: „Das von der nationalsozialistischen Staatsführung zur richtungweisenden Norm erhobene Prinzip der Rasse und insonderheit der jeden einzelnen Volksgenossen treffende Zwang, sich über seine Abstammung von den Voreltern zu unterrichten ...“, sehe der Verfasser „nicht ohne Besorgnis“, zumal es keinem Zweifel unterliegen könne, „dass die mit ernsthaftem Wollen und auf wissenschaftlicher Grundlage betriebene Genealogie infolge der Ausbreitung des familienkundlichen Interesses auf weiteste Volkskreise Gefahr läuft, nach und nach in die seichten Niederungen des Dilettantismus abzusinken“⁴³.

Der Grund, warum Wentz an das Geheime Staatsarchiv zurückgerufen wurde, obwohl er gern in Magdeburg geblieben wäre und auch später noch (vergeblich) „auf Möllenberg's Abgang“ wartete⁴⁴, war der Tod von Studienrat Fritz Bünger. Der II. Teil des Bistums Bran- denburg der Kirchenprovinz Magdeburg in der *Germania sacra* wäre nach dem Ableben dieses Bearbeiters wahrscheinlich unvollendet geblieben, wenn Wentz ihn nicht dadurch gerettet hätte, dass er das Material über alle 17 außermärkischen Institute gründlich über- arbeitet und mit einem Generalregister zum 80. Geburtstag von Kehr am 28. Dezember 1940 noch herausgebracht hätte, da es ihm „nicht wie einst vor 25 Jahren im Weltkrieg vergönnt war, vor dem Feind im Felde zu stehen“⁴⁵ (Vorwort, S. XI); den wichtigsten Teil nahm darin das Allerheiligen-Kollegiatstift und das mit Luther verbundene Kloster der Augustiner-Eremiten in Wittenberg ein⁴⁶. Durch dieses wissenschaftliche Opfer blieb leider kriegsbedingt das eigene Manuskript von Wentz über die Nebensterker des Magdeburger Hohen Doms – somit der erste Band der Magdeburger Reihe der *Germania sacra* – zu Lebzeiten des Bearbeiters unveröffentlicht liegen, ehe es Jahrzehnte später endlich aus dem

⁴² Gottfried Wentz: *Erbhofforschung und Bauernehring. Probleme und Methode*, in: *Sachsen und Anhalt* 11 (1934), S. 193–237.

⁴³ Gottfried Wentz: *Staatsarchiv und Familienforschung. Eine zeitgemäße Betrachtung*, in: *Sachsen und Anhalt* 10 (1934), S. 1–29, hier S. 1. Übrigens hat sich Wentz auch heraldisch geäußert, aber nicht über Familien- heraldik, sondern in seiner letzten zum Druck gebrachten Arbeit über „gemeindliche Wappenwesen“, in: *Die Kulturverwaltung, Zeitschrift für gemeindliche Kulturpflege* 5 (1942), S. 166–171.

⁴⁴ *GSa PK, VI. Hauptabt., Nachlaß Wentz, Nr. 2: Schreiben vom 22. November 1936 an Johannes Bauermann.*

⁴⁵ *Germania sacra, I. Abteilung: Die Bistümer der Kirchenprovinz Magdeburg, 3. Band, 2. Teil: Das Bistum Brandenburg*, bearb. im Auftrage des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Deutsche Geschichte von Fritz Bünger und Gottfried Wentz. Berlin und Leipzig 1941.

⁴⁶ Vgl. dazu auch Gottfried Wentz: *Luther in Zerbst*, in: *Geschichte des Elbe-Saale-Raumes. Festschrift für Walter Möllenberg*. Burg 1939, S. 198–210.

Nachlaß (1972) durch Berent Schweineköper in zwei Teilen veröffentlicht werden konnte, wobei er mit Recht im „Bienenfleiß und Feuereifer [von Wentz] den eigentlichen Motor für die Durchführung der Kehrschen Pläne“ erblickte⁴⁷. Nur die Mitglieder des Domkapitels hatte Wentz 1936 vorab⁴⁸, sowie weitere kleine Einzeluntersuchungen noch erscheinen lassen können⁴⁹, während der eigentliche Band über das Domkapitel des Erzbistums – bis heute – unbearbeitet blieb. In einem Bericht über „Die Germania sacra des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Deutsche Geschichte“ für die „Blätter für deutsche Landesgeschichte“ (1941) konnte er aber noch seine Editionsprinzipien verteidigen, insbesondere seine viel ausführlichere Behandlung der norddeutschen Bistümer gegenüber den west- und süd-deutschen Diözesen⁵⁰.

Das Interesse von Wentz war „durchaus auf die wissenschaftlichen Zwecke und Aufgaben des Archivdienstes gerichtet“⁵¹, doch zwangen ihn die Kriegsverhältnisse ab 1942 als neu ernannten Abteilungsleiter für die zentralen Bestände des Geheimen Staatsarchivs (und damit in der Nachfolge von Ernst Müller) mehr und mehr dazu, sich um Verwaltungsgeschäfte und Bergungsmaßnahmen zu kümmern. Außerdem wurde Wentz ab 1940 als Dozent vermehrt zu Ausbildungsaufgaben am Institut für Archivwissenschaft und geschichtswissenschaftliche Fortbildung herangezogen. Doch „weiter“ hat er es, dem es nicht an Selbst- oder Leistungsbewusstsein fehlte, nicht gebracht und so „hat es ihn bitter gestimmt, dass ihm in der dienstlichen Laufbahn keine sichtbaren Erfolge beschieden waren, dass sie zumindest immer wieder in die Ferne gerückt wurden“⁵². Der Grund dafür lag wohl in seiner Zugehörigkeit zur Loge „Johannes zum Wohle der Menschheit“ (1925–1933), in der sein Vater der letzte Meister vom Stuhl war. Als Hitler Reichskanzler wurde, trat der ehrgeizige Wentz in den „Stahlhelm“ ein, „um mich äußerlich irgendwie sichtbar

⁴⁷ Germania sacra, I. Abteilung: Die Bistümer der Kirchenprovinz Magdeburg, 1. Band, 1. Teil: Das Domstift St. Moritz in Magdeburg, 2. Teil: Das Kollegiatstift St. Sebastian, St. Nicolai, St. Peter und Paul, St. Gangolf in Magdeburg, bearb. im Auftrage des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Deutsche Geschichte von Gottfried Wentz, hrsg. für das Max-Planck-Institut für Geschichte von Berent Schweineköper, Berlin 1972, hier: S. V.

⁴⁸ Gottfried Wentz: Der Mitgliederbestand des Magdeburger Domkapitels im Mittelalter, in: Magdeburger Geschichtsblätter 70/71 (1936), S. 170–194.

⁴⁹ Gottfried Wentz: Die Kirche in der Altmark, Prignitz und Havelland in voraskanischer Zeit, in: Brandenburgische Jahrbücher H. 4 (1936), S. 41–48, m. Kte. S. 43. – Ders.: Bischofs- und Domkapitelarchiv im Erzstift Magdeburg, in: Magdeburger Geschichtsblätter 74/75 (1939/41), S. 3–24.

⁵⁰ Gottfried Wentz: Die Germania sacra des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Deutsche Geschichte 86 (1941), S. 92–106.

⁵¹ Johannes Bauermann (wie Anm.10), S. 107.

⁵² ib.

in die neue Zeit einzureihen“⁵³, doch wurden seine Mitglieder schon Anfang 1934 in die SA überführt⁵⁴. Wentz wurde alsbald „wegen früherer Logenzugehörigkeit“ aus der SA entfernt und erhielt eine Bescheinigung über seinen „ehrvollen Austritt“. Andernfalls, so schrieb er lakonisch, „wäre ich längst Pg.“, aber einfach „hinausgesetzt“, verbot ihm nun seine Offiziersehre, einen erneuten Aufnahmeantrag zu stellen⁵⁵ (NL Nr. 3, Bl. 40, Schr. v. 25. 6. 1939). Er wäre wohl auch abschlägig beschieden worden, denn am 8. August 1935 berichtete der „Völkische Beobachter“ über das Ende der Freimaurerei in Deutschland: „In der Erkenntnis, dass freimaurerischer Geist und das Ideengut des Nationalsozialismus unüberbrückbare Gegensätze darstellen ..., lösten sich die Altpreußischen Logen auf“; man warf ihnen vor, eine „Jüdische Weltrepublik“ schaffen zu wollen. An Wentz' Bekenntnis zum Christentum und zur Freimaurerei – aus seiner Loge war er bis zu deren Auflösung nicht ausgetreten – scheiterte sowohl seine Bewerbung um die Stelle des Staatsarchivdirektors in Bremen⁵⁶ (1936) als auch mitten im Kriege ein ehrenvoller Ruf auf einen Lehrstuhl der Tübinger Universität⁵⁷ sowie schließlich jede weitere Beförderung innerhalb der preußischen Archivverwaltung.

Statt wissenschaftlicher Arbeit, die sich zum Schluß auf seine Rezensionsverpflichtungen in der „Historischen Zeitschrift“ (Rubrik: Deutsche Landschaften) und im „Deutschen Archiv für die Geschichte des Mittelalters“ beschränkte, nahmen Wentz ab 1943/44 im steigenden Umfang seine sonstigen amtlichen Pflichten in Anspruch, wobei er sich noch der Kartenabteilung widmete, die gesamte Findbuchproduktion des Geheimen Staatsarchivs organisierte und die Aktenauslagerung in die Salzbergwerke von Staßfurt und Schönebeck an der Elbe überwachte, schließlich gar zusätzlich das Haus- und Kassenreferat übernehmen musste, als der Personalbestand des Archivs kriegsbedingt immer mehr abnahm. Dieses fast übermenschliche Pensum bewältigte Wentz mit der ihm eigenen Energie und Geschwindigkeit, die in früheren Jahren auch seinen Chef im Kaiser-Wilhelm-Institut für Deutsche Geschichte, Geheimrat Kehr, ausgezeichnet hatte. Unter ihm war Wentz längst, wie eingangs vermerkt, zum Geschäftsführer dieses Instituts aufgestiegen: „Er war hier

⁵³ GStA PK, VI. Hauptabt., NL Wentz, Nr. 2, Bl. 61 (= Schreiben an seinen Freund Bock vom 26. Dezember 1933).

⁵⁴ GStA PK VI. Hauptabt., NL Wentz, Nr. 3, Bl. 27.

⁵⁵ ib. Nr. 3, Bl. 40.

⁵⁶ ib. Nr. 2, Bl. 50.

⁵⁷ GStA PK, I. Hauptabt., Rep. 178, Nr. 3263, Bl. 16 und Winter (wie Anm. 1), Sp. 46, der allerdings vermutet, dass „der Hochbewährte wohl trotz allem“ bei nächster Vakanz für die Stelle eines Staatsarchivdirektors vorgeschlagen worden wäre.

nicht nur die rechte Hand Paul Kehrs, der ja keinen Nachfolger gefunden hatte, sondern der Vertraute des alternden großen Meisters, der sich – bevor die Bombenangriffe ihn zum Verlassen Berlins zwangen – gern auch zu einem Vormittagsplauderstündchen bei Wentz im Dienstzimmer des Geheimen Staatsarchivs einstellte⁵⁸. Im Nachlaß Wentz wird diese enge Beziehung zu Kehr ganz deutlich, der zum 1. April 1936 zwar auch die Präsidentschaft der *Monumenta Germaniae historica* (umgewandelt in ein Reichsinstitut für ältere deutsche Geschichte) an seine ungeliebten Nachfolger Wilhelm Engel und Edmund E. Stengel abgab, aber die Leitung seines Instituts ab 1928 weiter kommissarisch bzw. „ehrenamtlich“ wahrnahm⁵⁹, das bis zum 1. Oktober 1940 seinen Sitz im Ihnebau in der Charlottenstraße 41 (Berlin NW 7) behielt, dann aber von der Generalverwaltung der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft im Schloß (Berlin C 2, Portal III) direkt betreut wurde. Diese Konstruktion erwies sich in den dreißiger Jahren auch für die *Germania sacra* noch als höchst erfolgreich, so dass der Senat der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft alle Nachfolgevorschlüge Kehrs (für Heinrich Ritter v. Srbik/Wien oder K. A. v. Müller/München) dilatorisch behandelte bzw. mehrmals vertagte, bis es – auch kriegsbedingt – zu spät wurde; Kehr war nach seiner Blinddarmoperation am 12. Juli 1942 „doch recht bedenklich gealtert“⁶⁰ und zog sich für seine letzten Lebensmonate ab Juli 1944 nach Franken auf Schloß Wässerndorf seines Schwiegersohnes zurück, wie seine Frau Doris Kehr geb. v. Baur bis zu seinem Tode am 10. November 1944 nach Berlin eingehend berichtete⁶¹. In diesen Jahren führte Wentz, unterstützt durch Marianne Reinold in der Generalverwaltung der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft, die Korrespondenz, wenn auch nach Rücksprache mit seinem häufig monatelang in Rom am Deutschen Historischen Institut weilenden Chef, verfasste die letzten Tätigkeitsberichte des Instituts in den Jahren 1942 und 1943 und begrüßte schriftlich beispielsweise selbst neue Mitarbeiter der *Germania sacra*, wie am 10. September 1941 Dr. Siegmund Freiherrn v. Poelnitz⁶², nur Zahlungen wurden noch weiter von Kehr persönlich abgezeichnet (so

⁵⁸ Winter (wie Anm.1), Sp. 46.

⁵⁹ GStA PK VI. Hauptabt., NL. Wentz Nr. 7, Bl. 29, und Archiv der Max-Planck-Gesellschaft I. Abt., Rep. 1A, Nr. 1679, Bl. 6 (= Kehrs Bericht über sein Institut vom 12. August 1927), Bl. 119 (= Kehr als kommissarischer Institutsdirektor, Schreiben vom 10. Dezember 1928); Nr. 1680, Bl. 35 ff. (= Kehr an Präsident Carl Bosch vom 26. Juli 1938 u. Bl. 42 mit Bescheid Telschows), Bl. 43b (= Senatsbeschuß zur Vertagung vom 23. Mai 1939), Bl. 85 (= das Institut gibt seine der MGH benachbarten Räume in der Charlottenstraße auf).

⁶⁰ GStA PK VI. Hauptabt., NL Wentz, Nr. 7, Bl. 34.

⁶¹ ib. Nr. 9, Bl.15 ff.

⁶² ib. Nr. 6, Bl. 50. Siegmund v. Poelnitz war der Bruder von Kehrs Schwager. Zu den Tätigkeitsberichten vgl. MPG-Archiv I. Abt., Rep. 1A, Nr. 1682.

auch für Wentz, der für seine Arbeit an der *Germania sacra* vom 1. April 1942–31. März 1943 1.620.– RM erhielt⁶³): Ein von ihm noch konzipierter Nachruf auf Kehr scheint leider unveröffentlicht geblieben zu sein⁶⁴.

Als der Zusammenbruch Deutschlands bereits für jedermann erkennbar war, ist Wentz im Februar 1945 in Berlin noch zum Volkssturm eingezogen worden. Genauere Kenntnis über seinen Einsatz – im Gegensatz zu dem seines älteren Kollegen Reinhard Lüdicke⁶⁵ – fehlen. Aus den Aufzeichnungen des Buchbinders Paul Freudenberg geht hervor, dass Wentz am 26. April 1945 das Geheime Staatsarchiv einmal aufsuchte, um sich ein Bild von den Schäden zu machen; danach zeigte er sich „erschüttert über soviel Zerstörung“, dankte der verbliebenen Archivbesatzung für „treues Ausharren und äußerte die Hoffnung, dass wir mit vereinten Kräften alles wieder aufbauen werden“⁶⁶. Tatsächlich überlebte Wentz das Kriegsende und begann erst unter Erich Randts, dann Georg Winters tatkräftiger Führung zu retten, was zu retten war. Als beide aus politischen Gründen nacheinander die Leitung des Geheimen Staatsarchivs niederlegen mussten⁶⁷, wurde sie schließlich kommissarisch am 18. Juli 1945 Wentz anvertraut⁶⁸ – viel zu spät, um eine solche Laufbahnchance noch nutzen zu können: Gottfried Wentz starb bereits am 8. September 1945 nach kurzem Krankenhausaufenthalt in Berlin mit 51 Jahren an der Ruhr⁶⁹, betrauert von allen nun

⁶³ ib. Nr. 8, Bl. 61.

⁶⁴ ib. Nr. 8, Bl. 100–103.

⁶⁵ Reinhard Lüdicke: Im Kampf um Berlin. Aufzeichnungen des Abteilungsleiters beim Preußischen Geheimen Staatsarchiv über seinen Volkssturm-Einsatz vom 20. April bis 2. Mai 1945, in: Archivmitteilungen (1994), S. 5–14.

⁶⁶ Eckart Henning: Das Preußische Geheime Staatsarchiv zwischen Krieg und Frieden, April–Mai 1945. Augenzeugenberichte von Joachim Lachmann und Paul Freudenberg, in: Archivarbeit für Preußen, hrsg. von Jürgen Kloosterhuis. Berlin 2000, S. 441–471, hier S. 456 f. (= Veröffentlichungen aus den Archiven Preußischer Kulturbesitz, Arbeitsberichte, 2).

⁶⁷ GStA PK I. Hauptabt., Rep. 178 B, Nr. 3263 /PA, Bl. 8. Danach ist der parteilose Georg Winter wegen seiner Tätigkeit „als Sachbearbeiter für Archiv-, Bibliotheks- und Museumsangelegenheiten im Gebiet der Ukraine“ vom Berliner Magistrat als Leiter des Geheimen Staatsarchivs suspendiert worden. Vgl. zum Amtswechsel auch Eckart Henning: 50 Jahre (wie Anm. 19), S. 171. Die Behauptung von Johannes Schultze über Winters Mitgliedschaft in der NSDAP („Ich kann es jedoch beschwören, dass ich ihn bei einem meiner letzten Besuche im Geh. Staatsarchiv 1944 in seinem Dienstzimmer mit dem Parteiabzeichen am Rock gesehen habe“) scheint falsch zu sein, ist vom Beschuldigten energisch bestritten worden und ist Winter jedenfalls nicht nachzuweisen gewesen, vgl. J. Schultze: Meine Erinnerungen, im Auftrage des Autors hrsg. von Gerhard Knoll. Berlin 1976, S. 63 f.

⁶⁸ GStA PK, I. Hauptabt., Rep. 178 B, Nr. 3263 (PA), Bl. 9.

⁶⁹ ib. Nr. 3263, Bl. 10 ff.

wieder nach Dahlem zurückgekehrten Kollegen und Mitarbeitern, wie Freudenberg berichtete: „Ein unersetzlicher Verlust traf uns beim Wiederaufbau. Ein uns allen als aufrechter Demokrat bekannter, gerecht urteilender, mit hervorragenden Kenntnissen begabter wissenschaftlicher Mitarbeiter starb unerwartet. Herr Archivrat Dr. Wentz hat sich durch sein nachahmenswertes Verhalten, auch bei schwersten Luftangriffen und sonstigen Notständen, als wahrer Kamerad allen seinen Mitarbeitern gegenüber bewährt⁷⁰.

An den Schluß dieser biographischen Skizze stellen wir eine Wesensbeschreibung Georg Winters, seines Kollegen aus der Preußischen Archivverwaltung und späteren ersten Präsidenten des Bundesarchivs, der ihm auch die Grabrede gehalten hat: Wentz „war allerdings den reinen Verwaltungsaufgaben, so geschickt er sie zu meistern verstand, ebenso wie jedem äußeren Auftreten abhold. Jedoch hatte er bei aller bescheidenen Zurückhaltung eine große innere Selbständigkeit, Unabhängigkeit und wissenschaftliches Selbstbewusstsein gewonnen. In der äußeren Erscheinung und im persönlichen Umgang hatte er etwas von heimatlicher Eigenart. Er war nur mittelgroß und schlank, aber zäh und energisch. Sein schneller Schritt auf der Straße oder bei Sucharbeiten im Archivmagazin, der anderen den Atem rauben konnte, zeugte von seiner körperlichen Elastizität. Auf den ersten Blick konnte er als wortkarg und wenig mitteilbar, ja sogar unwirsch erscheinen. Aber bei näherer Bekanntschaft zeigten sich sein gemütvolleres Innere, seine Geselligkeit, sein schöner Humor und die Neigung zu freundlich spöttelnder Ironie. Im Dienst war er von nüchterner Sachlichkeit. So hat er auch die archivalischen Fachprobleme, deren Erörterung im Dahlemer Kollegenkreise so oft die Geister erwärmte und miteinander verband, mehr praktisch-aktiv angepackt; seinem gesunden Menschenverstand lag weniger das Theoretisieren und Generalisieren“⁷¹.

⁷⁰ Freudenberg, zit. nach Henning (wie Anm. 66), S. 465.

⁷¹ Winter (wie Anm. 1), Sp. 46.

Eberhard Knobloch:

Naturgenuss und Weltgemälde

Gedanken zu Humboldts Kosmos

„Der Frühling war zu Ende, der Sommer begann, und alles stand in der Reife. An den Bäumen reifte die Frucht, auf den Feldern das Korn. Lieblich zirpten die Grillen, süß dufteten die Früchte, reizend blökten die Lämmer. Die Flüsse glitten sanft dahin, und es war, als ob sie sängen; die Winde flöteten, wenn sie durch die Fichten gingen“ (Longus 1955, 26): Die Sommerschilderung aus dem spätantiken Hirtenroman „Daphnis und Chloe“, von Goethe zutiefst bewundert (Wolde in Longus 1955, 26), wurde von Humboldt im Kosmos wegen solcher landschaftlichen Schilderungen hervorgehoben. Wollte doch Humboldt durch sein Werk den alten Bund von Wissen und Poesie erneuern.

Im folgenden möchte ich einige Leitbegriffe und Vorbilder dieses Unternehmens näher in den Blick nehmen, nämlich die folgenden:

1. Naturgenuss und Weltgemälde

Zu seiner Vorgehensweise wie zu seinen Zielen bei der Abfassung des Kosmos hat Humboldt ausführlich Stellung genommen. Er hat dazu seinen 1827 in der Singakademie gehaltenen Eröffnungsvortrag zu den Kosmosvorlesungen in überarbeiteter Form dem Alterswerk vorangestellt.

Besteht der „einige“ Kosmos, so Humboldts Ausdruck, aus einer wahrnehmbaren und einer geistigen Welt (III, 8), so besteht die wahrnehmbare Welt ihrerseits aus einer himmlischen und einer irdischen Sphäre. Von vornherein bezieht Humboldts „physische Weltbeschreibung“ oder – metaphorisch gesprochen – sein Weltgemälde (I, 85) beide Welten, die äußere und die innere, ein, bietet Bestandsaufnahme und historische Reflexion, Natur- und Geistesgeschichte, verfolgt wissenschaftliche und ästhetische Absichten (III, 8), will Intellekt und Gefühl, Verstand und Gemüt ansprechen, will – horazisch gesprochen – nützen und erfreuen, will durch wissenschaftliche Aufklärung den Naturgenuss erhöhen und dadurch umgekehrt zum Naturstudium anregen. Letzter, edelster Gegenstand einer

physischen Weltbeschreibung, einer vergleichenden Himmels- und Erdkunde (I, 31) ist danach der Mensch (I, 169).

Nach diesem Verständnis setzt Humboldt Kosmos nicht mit dem Weltganzen, sondern mit der Erkenntnis des Weltganzen und damit der physischen Weltanschauung gleich (II, 135 f., 237). Kosmos ist immer schon als Gegenstand des menschlichen Denkens gemeint.

Lassen wir uns nicht beirren: Spricht Humboldt von Natur- oder Weltgemälde (I, 94), dann insofern, als ein Naturgemälde nach seiner Definition eine allgemeine Übersicht über die kosmischen Erscheinungen ist (III, 592). Erscheinungen aber gehören zur Außenwelt, zur Natur. In der Lehre vom Kosmos, im Buch von der Natur (IV, 3), darf das Einzelne nur in seinem Verhältnis zum Ganzen als Teil der Welterscheinungen betrachtet werden (I, 40).

Es ist ein Entwurf; dies hat Humboldt immer wieder hervorgehoben. Nicht weil die Natur nach Umfang und Inhalt unendlich, das Problem, das Zusammenwirken aller Kräfte ursächlich zu erkennen, unauflösbar ist (I, 81), Humboldt sich nach manchen Vorläufern also eine grundsätzlich unlösbare Aufgabe gestellt hat. So redet er von den Mythen der pythagoreischen und platonischen Weltgemälde (II, 351), vom großen physischen Weltgemälde des Lukrez (II, 17), davon, dass die großartigsten Züge des Weltgemäldes Copernicus gehören (II, 346).

Entwurf heiße sein Werk, weil trotz aller von Humboldt freudig begrüßten Fortschritte der Naturwissenschaften der Wissensstand noch unzureichend sei, ein Buch von der Natur, seines erhabenen Titels würdig, erst erscheinen werde, wenn die Naturwissenschaften einen höheren Standpunkt und dadurch beide den Kosmos bildende Welten an lichtvoller Klarheit gewonnen haben würden (III, 8).

Und es ist eine Beschreibung. Humboldts bewußte und weise Beschränkung auf einen deskriptiv-historischen Zugang impliziert den Verzicht, den Zusammenhang der Erscheinungen theoretisch zu begründen, zu erklären (III, 627). Es ist der Standpunkt eines Betrachters, dem sich die Welt in ständiger Entwicklung begriffen darbietet. In glücklicher Weise spricht Humboldt von den Himmelsräumen als einem Weltgarten (I, 87), vom Weltenmeer, in das Wilhelm Herschel das Senkblei geworfen habe (I, 91) – eine Anspielung auf die von ihm an anderer Stelle genannte Theogonie Hesiods. Der Forscher als Seemann: eine nicht nur bei Francis Bacon beliebte Metapher.

Wie aber läßt sich die Natur, der Humboldts Gemälde gilt, charakterisieren? Durch zwei Begriffe, die deshalb immer wieder im Kosmos – aber nicht nur dort – auftreten: Kraft und Freiheit.

Natur ist das Reich bewegender (IV, 536), zusammenwirkender Kräfte. Und sie ist das „Reich der Freiheit“ (I, 4).

Der Eindruck des Waltens dieser Kräfte, Mächte, Gewalten ist das Naturgefühl (IV, 16). Ihrem Zusammenwirken gilt das menschliche Erkenntnisinteresse, ob es die vernichtende Kraft der Vulkanausbrüche (I, 217) oder Stürme sind, Magnetismus oder Gravitation. Doch Kräfte gibt es auch in der geistigen Welt. Der Begriff Geisteskraft zeigt: stets geht es um ein Vermögen im nichtterminologischen, an Aristoteles erinnernden Sinn. Dass Humboldts Konzept der Kraft genau definiert war, wird man danach nicht sagen können (Macpherson 1971, 10).

Und so wie Kräfte in der wahrnehmbaren und der geistigen Welt auftreten, so geht es in beiden Fällen um Freiheit.

Die freie Natur (II, 25, 233) erfordere eine freie Naturansicht, die nicht durch Motive der Nähe beengt sei (I, 85), eine freie, nicht einseitige Begründung der Erscheinungen (I, 316) ziele auf einen freien Naturgenuss (I, 21). Das freie, offene Meer (I, 331) kontrastiert mit dem freien Hirtenleben (II, 246). Dass sich entsprechende Stellen in den „Ansichten der Natur“, in der „Geographie der Pflanzen“ finden, sei nur erwähnt.

Der freien Natur steht die geistige und politische Freiheit gegenüber. Humboldt spricht von der Berechtigung zu intellektueller Freiheit, rühmt freie Selbstdenker wie Cusanus und Bruno (II, 282), Keplers Bemerkung über Copernicus vom „Mann des freien Geistes“ (II, 346). Wer denkt da nicht an das großartige Alkinooszitat, das Rheticus seinem Bericht über das copernicanische Weltsystem voranschickte:

„Frei muß in seiner Meinung sein, wer philosophieren will“.

So wie Fürstennähe Freiheit raubt – eine Bemerkung aus dem „Rhodischen Genius“ –, so habe Wissenserweiterung bei Teilen der Menschheit zu politischer Freiheit geführt (II, 267).

2. Die Dinge der Natur: Plinius

Von Anbeginn an – davon legt das Titelblatt des ersten Bandes seines „Kosmos“ Zeugnis ab – hat Humboldt sein Werk in der Nachfolge eines antiken Autors gesehen, den er in kritischer, gleichwohl warmherziger Weise würdigte (II, 230–232). Er nennt ihn den „alles registrierenden“ (I, 401), den „vielsammelnden“ (II, 224), den „geistreichen Mann“ (II, 231), so wie er ungezählte Autoren und Gelehrte in homerisierender Art mit Epitheta ornantia versehen hat: Wir sprechen von Plinius dem Älteren und seiner umfassenden „Naturalis historia“, „Naturgeschichte“.

Humboldt hat diese Enzyklopädie, eine auf Plinius selbst zurückgehende Charakterisierung (*Naturalis historia praefatio* 14), schon als junger Mann in dem berühmten Brief an Schiller gern herangezogen (Leitner 2003, 127), in dem er sein Wissenschaftskonzept

erläuterte (Böhme 2002, 499). Zeitgenossen wie Herder und Schopenhauer haben es – vor ihm – ihm gleichgetan: Darauf wird zurückzukommen sein.

Die Ähnlichkeiten beider Wissenschaftler sind nicht nur offensichtlich: Humboldt hat sie unmittelbar angesprochen. Das Ganze biete „den Entwurf einer physischen Weltbeschreibung“ (II, 230). Dies aber ist der Untertitel von Humboldts eigenem Werk. Danach hätte Plinius getan, was Humboldt nunmehr selbst in Angriff nahm. War also Humboldt der Plinius des 19. Jahrhunderts? Lag hier der Grund dafür, dass Julius Sillig seine Plinius-edition 1851 gerade Humboldt gewidmet hat (Plinius 1851)? Die Frage stellen heißt, sie verneinen. Und doch gilt:

Zwar sei das plinianische Werk in eine Enzyklopädie der Natur und Kunst ausgeartet, wie Humboldt schrieb (II, 230), der 1807 vergeblich versucht hatte, die Reorganisatoren der Berliner Akademie der Wissenschaften zu veranlassen, die Körperschaft zu einer „Akademie der Wissenschaften und Künste“ zu erweitern (Wuttke 2003, 46), Ästhetik und Wissenschaft zu vereinen, ein Grundanliegen des Kosmos.

Zwar teilten beide ein großes Interesse für den Vulkanismus, das freilich Plinius – anders als Humboldt – das Leben kostete. Zwar schwebte Plinius, wie Humboldt sagte, ein einziges großes Bild vor (II, 231), so wie Humboldt ein Weltgemälde schaffen wollte. Aber Plinius habe weder dieses Bild noch den Gesichtspunkt einer vergleichenden Naturkunde festzuhalten gewusst. Man fühle, dass der Verfasser seine Eindrücke nicht aus der freien Natur, sondern aus Büchern geschöpft habe.

Dass Plinius damit anhub, den mundus, die Welt, einer Gottheit gleichzusetzen (*Naturalis historia* II,1), und sein Werk mit einem Bittgebet an die Natur, die Mutter aller Dinge, beschloss (*Naturalis historia* XXXVII, 78), war Humboldts Sache nicht. Und doch stieg Plinius, wie Humboldt, aus den Himmelsräumen zum Irdischen herab. Und doch fand Humboldt sein eigenes Anliegen bei Plinius so zutreffend beschrieben, dass er den Abschnitt nicht nur zu seinem Motto auf der Titelseite erhob, sondern im Kosmos mehrfach darauf zurückkam (II, 23; 232):

Naturae vero rerum vis atque maiestas omnibus momentis fide caret si quis modo partes eius ac non totam complectatur animo (*Naturalis historia* VII, 1).

In der neuen Kosmos-Ausgabe von Ette und Lubrich ist es auf Humboldts Titelbildnis gedruckt (Humboldt 2004). Der sprachgewandte Humboldt hat den Abschnitt ebenso wenig übersetzt wie seine zahllosen anderen alt- oder neusprachlichen Zitate, wohl aber Hinweise zum Verständnis gegeben. Der heutige Leser könnte versucht sein, den Sinn über verfügbare Übersetzungen zu erschließen.

So findet man (Beck 1993 I, 5):

„Das Wesen und die Hoheit der Natur offenbaren sich, wenn alle ihre Teile auch als Ganzes begriffen werden“.

bzw. (Rackham 1961, 511):

„Indeed the power and majesty of the nature of the universe at every turn lacks credence if one's mind embraces parts of it only and not the whole“.

Doch Humboldt hatte zu Recht gefürchtet: „und ich in Beziehung auf die Sorgfalt der Übersetzer von großem Mißtrauen erfüllt bin“ (I, 13 f.).

Nein, es geht weder um das Wesen der Natur noch die Natur des Universums, weder um Offenbarung noch darum, dass Teile als Ganzes begriffen werden (wie denn das?). Es geht um die zentralen Aspekte eines dynamischen Naturbegriffs, einer ganzheitlichen Naturdarstellung, die bei Kant wiederauftreten und von Humboldt entsprechend rezipiert und vertreten werden. Es geht um die „*naturae res*“, die „Dinge der Natur“, insofern Natur der Inbegriff der Naturdinge und der Naturkräfte ist (I, 5 f.), wie Humboldt in der Tradition seiner Kosmosvorträge (1993, 136) in den einleitenden Betrachtungen sagt. Es geht um deren „Kraft und Großartigkeit“, insofern die Natur das Resultat des Zusammenwirkens eines Systems treibender Kräfte ist, wie Humboldt im tellurischen, vierten Band sagt (IV, 15), eines „großartigen“ Zusammenwirkens im wohlgeordneten Kosmos, so Humboldt (II, 23). Wollte er doch den Titel Kosmos ausdrücklich im Sinn der pythagoreischen Schule für Weltordnung genommen wissen (V, 14).

Es geht um die, mehr noch um „*omnia momenta*“, „alle Wechsel“ einer beständigen Entwicklung und Änderung. Humboldt sprach vom „ewigen Spiel des Wechsels“ (I, 331), von den „unablässig wirksamen, entmischend schaffenden Naturkräften“ (I, 367), vom Menschen, der „jedem Wechsel der Erscheinungen“ nachspürt (II, 48).

Es geht um das Verfahren einer glaubwürdigen geistigen Erfassung dieses Geschehens, wofür Plinius „*complecti animo*“ sagt, Humboldt „reflectirtes Naturbild“ (III, 7a): Dieses Erfassen darf nicht der Natur in ihren Teilen, sondern muss der Natur als ganzer, in ihrer Gesamtheit gelten. Nur so kann der Zusammenhang zwischen den Teilen erfaßt werden. Zieht man Humboldts Begrifflichkeit heran, so ergibt sich folgende humboldtnahe, deutsche Formulierung (Knobloch in Werner 2004, 161):

„Aber die Kraft und die Großartigkeit der Dinge der Natur entbehren in all ihren Wechseln der Glaubwürdigkeit, wenn jemand im Geiste nur deren Teile und sie nicht als ganze erfaßt“.

Aber damit noch nicht genug! Der humboldtsche Entwicklungsgedanke findet auch und gerade auf den Erkenntnisprozess selbst Anwendung. Wendet man seine Forderung nach Denken in Zusammenhängen auf die Pliniusstelle an, macht man eine interessante

Entdeckung. Unmittelbar danach steht die Bemerkung, die der Kantverehrer und -kritiker Schopenhauer 1818 in der ersten Auflage seiner „Welt als Wille und Vorstellung“ zitiert (Schopenhauer 1818 II, S. VII), – mit Sicherheit kein zufälliger Befund –, die als Motto über Humboldts Erkenntnisoptimismus stehen könnte:

„quam multa fieri non posse priusquam sunt facta iudicantur?“

„Von wie vielem wird behauptet, es könne nicht geschehen bevor es geschehen ist?“

Mahnt doch Humboldt an Hand der bis 1847 aufgefundenen Uranus-Monde zur Vorsicht, sogenannten negativen Beweisen nicht zuviel zu trauen (III, 532). Forderte er doch im letzten Band, nicht alles zu verneinen, was man noch nicht zu erklären vermag (V, 13).

3. Das große Vorbild: Laplace

Wenn Plinius trotz aller programmatischen Affinitäten zu Humboldt dessen „großes Vorbild“ nicht war, wer dann? Humboldt hat daran keinen Zweifel gelassen: der unsterbliche (I, 475), der große Geometer Laplace (I, 325) mit seiner „Exposition du système du monde“, seiner „Darlegung des Weltsystems“ (V, 8; Laplace 1835).

Wir werden daher gut beraten sein, diese Schrift genauer in den Blick zu nehmen. Sie beginnt nicht mit dem Enzyklopädisten Plinius, sondern mit dem Dichter Vergil, mit einem Musenanruf (*Georgica* II, 475–477):

„Me vero primum dulces ante omnia Musae
Quarum sacra fero, ingenti percussus amore,
Accipiant, coelique vices et sidera monstrent“.

Mich aber mögen vor allem zu Beginn die süßen Musen, deren Heiligtümer ich trage, ergriffen von gewaltiger Liebe, aufnehmen und die Bahnen und Sterne des Himmels zeigen.

Laplace will – dies darf man aus dem Musenanruf heraushören – seine Aufgabe *con amore* angehen, so wie es Enzensberger Humboldt nachgerühmt hat: „Nur wer, wie Humboldt, seine Projekte *con amore* angeht, wird in Zukunft eine Chance haben“ (www.humboldt-portal.de). Seine methodologischen, wissenschaftstheoretischen Bekenntnisse lesen sich wie Humboldts eigene Direktiven:

1. Empirische Grundlage

„Um den Mechanismus der Natur aufzudecken, muß man sie unter verschiedenen Blickwinkeln betrachten und die Entwicklung ihrer Gesetze beobachten, in den Wechseln (*changemens*) des Schauspiels, das sie uns gewährt“ (Laplace 1835, 19).

Da sind sie wieder, „die Wechsel“ des Plinius, das „Spiel des Wechsels“ Humboldts.

2. Induktion

„Durch eine Folge von Induktionen können wir uns zu allgemeinen Phänomenen erheben, aus denen sich alle speziellen Tatsachen ableiten.“

3. Reduktion

Die Anzahl der großen Phänomene muß auf eine kleinstmögliche Zahl zurückgeführt werden. Denn die ersten Ursachen und die innere Natur der Wesen werden uns auf ewig unbekannt sein. Die Ökonomie der Natur besteht nach Laplace gerade darin, viele, oft sehr komplizierte Phänomene, mehr noch: die unendliche Mannigfaltigkeit der Phänomene (Laplace 1835, 183), mit Hilfe einer kleinen Zahl allgemeiner Gesetze hervorzubringen (Laplace 1835, 89). So ist die Gestalt der Erde ein Ergebnis dieser Gesetze.

4. Gesetze

Wie aber findet man diese? Hätte sich der Mensch darauf beschränkt, Tatsachen zu sammeln, so Laplace (1835, 73), wäre die Wissenschaft nur ein unfruchtbares Wörterverzeichnis geblieben, er hätte nie die großen Gesetze der Natur erkannt. Erst indem er die Tatsachen miteinander verglich, ihre Beziehungen ergriff und so zu den immer ausgedehnteren Phänomenen aufstieg, gelangte er schließlich zur Entdeckung dieser Gesetze, die stets in ihre verschiedensten Wirkungen eingepreßt sind. Daher macht jedes Phänomen die Gesetze der Natur klar und bestätigt sie (1835, 249).

5. Zusammenhang

Es sind nun gerade diese allgemeinen Naturgesetze, die auch die ungleichsten Phänomene miteinander verknüpfen: alles in der Natur ist miteinander verbunden:

„Tout est lié dans la nature, et ses lois générales enchaînent les uns aux autres, les phénomènes qui semblent les plus disparates“ (1835, 377). Laplace erweist sich als Anhänger der „great chain of being“-Theorie. Sein alles überragendes Gesetz, das entsprechend von Humboldt im Kosmos herausgestellt wird, ist das universelle Gravitationsgesetz:

Die elliptische Form der Planetenbahnen, die Gesetze, denen Planeten und Kometen um die Sonne folgen, ihre säkularen und periodischen Ungleichheiten, die Ungleichheiten des Mondes und der Jupitermonde, die Präzession der Äquinoktien, die Nutation der Erdachse, die Bewegungen der Mondachse, die Gezeiten: all diese scheinbar disparaten Phäno-

mene ergeben sich aus diesem einen Gesetz. Und es ist nicht zu befürchten, fügt Laplace hinzu, dass ein noch nicht entdecktes Phänomen dieses Gesetz widerlegt (1835, 397). Oder positiv gewendet: die Wahrscheinlichkeit der Theorie erhöht sich mit der Zahl der Phänomene, die sie erklärt. Das universelle Gravitationsgesetz wird zum Symbol des Humboldtschen Einheitsgedankens.

6. Mathematik

Die wechselseitigen Beziehungen werden nicht durch vermutungsweise Betrachtungen, sondern durch strenge Rechnungen, *rigoureux calculs*, bestimmt. Mit anderen Worten: Die Mathematik verbindet die Phänomene und sorgt dadurch für die Sicherheit, *certitude*, der mathematischen Theorien (1835, 432). Was nicht Ergebnis von Beobachtung oder Berechnung ist, dem ist mit Misstrauen zu begegnen (1835, 542). Kein Zweifel, die Hochschätzung, mehr noch: die überragende Rolle, die Humboldt der Mathematik im Rahmen der Naturforschung zuschreibt, hat hier eine, wenn nicht gar die entscheidende Wurzel.

Macht doch die Mathematik mit ihrem Vermögen, die Dinge der Natur zu verbinden, recht eigentlich deutlich, wie richtig Humboldts naturwissenschaftliches Grundanliegen war, die Natur in ihrer Gesamtheit in den Blick zu nehmen.

Sie verbindet jedoch nicht nur, sie macht empirisch Unzugängliches geistig zugänglich. Es sei sehr bemerkenswert, heißt es bei Laplace (1835, 294), dass ein Astronom, ohne seine Sternwarte zu verlassen, allein durch den Vergleich seiner Beobachtungen mit der Analysis, Größe und Abplattung der Erde, ihre Entfernung von Sonne und Mond genau bestimmen konnte. Der Wahlberliner Lambert hatte deshalb scherzhaft die Mathematik eine Wissenschaft der Trägheit, der Bequemlichkeit genannt (Knobloch 1990, 318).

Dass Humboldt am Reisen so großen Gefallen fand, war kein Widerspruch. Das Studium jeglicher neuen Wissenschaft gleiche einer Reise in ferne Länder, zumal einer solchen, die den ganzen Weltraum umfasse, heißt es in seinen „Einleitenden Betrachtungen“ zum Kosmos (I, 32). Hatte doch schon der von ihm verehrte Kepler geraten, wer zu schwach sei, um die astronomische Wissenschaft zu verstehen, der sehe von dieser Weltreise, dieser „*peregrinatio mundana*“, ab (Kepler 1609, 33). Die mathematische Reise stand, dessen war sich Humboldt wohl bewusst, einer Reise im üblichen Sinn an Reiz, aber auch an Beschwerlichkeit in nichts nach.

4. Der nicht Genannte: Herder

Dass Humboldt mit seiner Ablehnung der Sklaverei in Johann Gottfried Herder und dessen Humanitätsideal einen Geistesverwandten hatte, ist hinreichend bekannt (Biermann 1982, 14). So wie es für Herder nur ein Menschengeschlecht gab, so beendet Humboldt sein Naturgemälde mit seiner Behauptung von der Einheit des Menschengeschlechtes und seiner Ablehnung der Annahme verschieden hochstehender Menschenrassen.

Dass ein Prediger, der Religion die höchste Humanität des Menschen nennt, Gott den großen Zusammenhang aller Dinge (Herder 1989, 160, 162), im Kosmos nicht genannt wird, verwundert auf den ersten Blick nicht: Hatte doch Humboldt intellektuelle Freiheit angesichts der, wie er sagte, ewigen Kämpfe zwischen Wissen und Glauben gefordert, vom glücklichen Kampfe der Liebe zum Naturwissen mit der alles absorbierenden Theologie gesprochen (II, 282).

Dass hier aber gleichwohl Übereinstimmungen vorliegen, die schon auf Grund ihrer Anzahl mit bloßen Zufälligkeiten nicht erklärt werden können, verdient unsere Aufmerksamkeit.

Mit seinen „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ verfolgte Herder das Anliegen, „die Geschichte der Menschheit und ihrer Kultur genetisch aus der Geschichte der Natur als Wirkungszusammenhang des Seienden herzuleiten und von den Verhältnissen der naturgegebenen Totalität auf die Verhältnisse der Menschheitsgeschichte zu schließen“ (Bollacher in Herder 1989, 901). Einige Aspekte verdienen, besonders hervorgehoben zu werden.

Ästhetische Wissenschaft

Der Wissenschaftler und Forscher verbindet sich bei ihm mit dem Dichter. Er möchte, sagt Herder, wie ein Dichter, den weithinsehenden Apoll und die Töchter des Gedächtnisses, die alles wissenden Musen anrufen; aber der Geist der Forschung sei sein Apoll und die parteilose Wahrheit seine belehrende Muse (Herder 1989, 515).

Herder verbindet Wissenschaft mit Ästhetik, wie es Humboldt programmatisch im Kosmos getan hat.

Ganzheitlichkeit

Er denkt ganzheitlich. Immer wieder betont er, dass alles in der Natur verbunden sei, ein Zustand zum anderen strebe und ihn vorbereite (1989, 193). In der Naturwelt gehöre alles zusammen, was zusammen und ineinander wirke, pflanzend, erhaltend oder zerstö-

rend, in der Naturwelt der Geschichte nicht minder (1989, 622). Sein Freund und Förderer Goethe hat die Bedeutung des ἓν καὶ πᾶν, des „Eines und alles“-Gedankens für Herders Geschichtsauffassung entsprechend hervorgehoben (Bollacher in Herder 1989, 922). Verwendete doch Humboldt selbst das griechische Wort πᾶν, um das All zu bezeichnen (I, 80).

Gesetzlichkeit

Herder spricht vom „großen Treibhaus der Natur“, das wir in tausend Veränderungen nach einerlei hohen und schönen Grundgesetzen wirken sehen, von der Atmosphäre als großem Behältnis wirkender Kräfte (Herder 1989, 38 f., 630), davon, dass wir in der physischen Natur nie auf Wunder zählen, sondern Gesetze bemerken, die wir allenthalben gleich wirksam, unwandelbar, regelmäßig finden (Herder 1989, 568).

Plinius

Nur zu deutlich ruft dies Humboldts Grundüberzeugungen, die „momenta“ des Plinius in Erinnerung. Und in der Tat findet Herder warme Worte für den Römer, dessen Buch ein Schatz sei, der bei aller Unkunde in einzelnen Fächern den Fleiß und die römische Seele seines Sammlers zeige (1989, 618). Nicht genug damit: er zitiert genau die beiden Abschnitte aus Plinius, die auch Humboldt verwendet hat:

Das humboldtsche Motto zum Kosmos von der Kraft und Großartigkeit der Dinge der Natur verwandte Herder bereits 1784 als Motto vor dem ersten Teil seiner Ideen. Das Pliniuszitat, das Humboldt in verkürzter Form im Brief an Schiller heranzog, steht in der Vorrede zu Herders drittem Teil aus dem Jahre 1787 (*Naturalis historia praefatio* § 15):

Ardua res est, vetustis novitatem dare, ... omnibus vero naturam et naturae suae omnia.

Es ist eine schwierige Aufgabe, Altem Neuheit zu verleihen, allem aber Natur und seiner Natur alles.

Die Überlieferung bietet tatsächlich wie Herder „naturae suae omnia“. Humboldt bietet die Lesart Herders, nicht die Konjekture „sua“ des Philologen David Durand aus dem Jahre 1728, die – abgesehen von Sillig – von späteren Pliniuseditoren weitgehend übernommen wurde. Dies ist ein Befund, der seine einfachste Erklärung dadurch fände, dass Humboldt das Zitat Herder, nicht Plinius unmittelbar entnahm.

Die Schwierigkeit der selbst gewählten Aufgabe herauszustellen, haben – so wenig wie Plinius – weder Herder noch Humboldt versäumt, ein Topos von altersher. Beide, Herder wie Humboldt, haben den letzten Band ihrer fünfteiligen Darstellungen nicht vollendet:

eine Äußerlichkeit. Herders Hochachtung für Laplace – er nennt ihn den Newton seiner Zeit (Herder 1800, 473 Anm.): eine Notwendigkeit.

Wie aber steht es mit den Ähnlichkeiten, ja Übereinstimmungen in Zielsetzung und Durchführung? Herders Ziel war ein Gemälde, das heißt ein visualisiertes Wissen der Menschheit (1989, 355), die zur Freiheit organisiert, geschaffen sei (1989, 142, 162). Er sprach von dem Gemälde der Nationen (1989, 251, 340), der Völkerschaft Europas (1989, 703), wünschte sich eine Zauberrute, um alle bis dahin gegebenen, unbestimmten Wortbeschreibungen in ein Gemälde zu verwandeln (1989, 249), denn mit Worten male man keine Gestalt.

Er nahm die Richtung eines fiktiven Kosmonauten an, der sich vom Weltall kommend langsam der Erde nähert, eine Richtung freilich, die nicht nur bei Herder (Böhme 2002, 508 f.), sondern eben auch schon bei Plinius oder Otto von Guericke vorgebildet war (Knobloch 2000, 101): „Vom Himmel muß unsere Philosophie der Geschichte des menschlichen Geschlechts anfangen, wenn sie einigermaßen diesen Namen verdienen soll“ (Herder 1989, 21).

Die Gemäldemetapher wie die Annäherungsrichtung finden sich im Kosmos wieder. „Eine physische Weltbeschreibung, ein Weltgemälde“, heißt es dort, beginne nicht mit dem Tellurischen; sie beginne mit dem, was die Himmelsräume erfülle (II, 85).

Der Befund ist zu eindeutig: Humboldt hätte sich nicht nur von Herders „Ideen“ anregen lassen können, er hat es getan. War doch der gemeinsame Freund Goethe am Entstehen der „Ideen“ maßgeblich beteiligt. Dass Herder in Kants Augen die Grenzen der sichtbaren Welt und der Erfahrung überschritt und sich in Metaphysik verirrt (Bollacher in Herder 1989, 904), den Bogen des analogisierenden Verfahrens überspannte, sich vom Philosophen und Geschichtsschreiber zum Prediger und Theologen wandelte, hat ihm die harte Kritik Kants eingetragen, hat ihn zum unversöhnlichen Gegner Kants werden lassen. Vielleicht liegt hier ein Grund für das Schweigen Humboldts. Eine systematische Untersuchung der Beziehungen Herder – Humboldt steht trotz Hanno Becks Mahnung aus dem Jahre 1993 weiterhin aus (Beck 1993 II, 405).

5. Der große Geist: Kant

Lese er eine Seite im Kant, werde ihm zumute, als träte er in ein helles Zimmer: ein Wort Goethes zu Schopenhauer, der selbst undeutliches Denken mit dem Sehen durch ein schlechtes Fernrohr verglich, ein Vergleich, der dem Fernrohrverehrer Humboldt gefallen haben muss (1818 III, 159). Kant, die Lichtgestalt, deren Denken die Goethezeit geprägt hat,

auch und gerade Alexander von Humboldt. Kant, der bereits in seiner „Allgemeinen Naturgeschichte und Theorie des Himmels“ ausgiebig Alexander Pope und dessen Verse über die Wunderkette zitiert hatte, „die alle Teile dieser Welt vereinet und zusammenhält“ (Kant 1755, 255).

Sprach Schopenhauer von „Kants großem Geist“ (Schopenhauer 1818 II, 544), so nannte ihn Humboldt im Kosmos unmittelbar den „großen Geist“, Kants von ihm ausgiebig referierte „Metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaft“ (III, 34) eines von dessen „merkwürdigsten Erzeugnissen“ (V, 7).

Kant entwickelt darin ein „Forschungsprogramm dynamische Naturwissenschaft“ (Wolters 1989, 216), das für Humboldt, insbesondere seinen Kosmos, entscheidende Bedeutung gewann. Die Humboldtschen Kernbegriffe Natur, Naturwissenschaft, Mathematik finden dort ihr Vorbild, ihre Erklärung.

Danach ist Natur (in materieller Bedeutung genommen) der Inbegriff aller Dinge, sofern sie Gegenstände unserer Sinne, also der Erfahrung, sein können, das Ganze aller Erscheinungen, die Sinnenwelt (Kant 1786, 11; Kant 1799, 237, 245, 469, 499), eine Definition, die Kant in der „Critik der Urtheilskraft“ mehrfach wiederholt.

Naturlehre, also nur systematisch geordnete Fakten der Naturdinge, ist von Naturwissenschaft zu trennen. Eigentliche Naturwissenschaft behandelt ihren Gegenstand allein nach Prinzipien a priori, erfahrungsunabhängig, uneigentliche Naturwissenschaft nach Erfahrungsgesetzen. Eigentliche Naturwissenschaft bedarf nach dieser Klassifikation eines reinen Teils, das heißt eines Teils, in dem keine Komponenten aus sinnlicher Wahrnehmung eine Rolle spielen. Nun heißt reine Vernunftkenntnis, die auf der Konstruktion der Begriffe, auf einer Darstellung des Gegenstandes in einer Anschauung a priori beruht, Mathematik.

Da in jeder Naturlehre nach der Kantischen Klassifikation nur so viel eigentliche Wissenschaft angetroffen wird, als sich darin Erkenntnis a priori befindet, so wird Naturlehre nur so viel eigentliche Wissenschaft enthalten, als Mathematik in ihr angewandt werden kann (Kant 1786, 14f.). Mit anderen Worten: ohne Mathematik keine eigentliche Naturwissenschaft, keine apodiktische, statt empirischer Gewißheit. Kant begründet die Ausnahmestellung der Mathematik in der Wissenschaft, Mathematik ist für diese konstitutiv.

Kants dynamische Materietheorie lehrte im bewußten Gegenprogramm zum Atomismus, dass Materie Raum nicht nur durch ihre bloße Existenz erfüllt, sondern durch zwei Arten einer besonderen bewegenden Grundkraft: die Anziehungs- und die Zurückstoßungskraft (1786, 48). Humboldt hat das Konzept der inhärenten Kraft übernommen (Macpherson 1971, 3), Kant namentlich als Verfasser der Lehre von den zwei Grundkräften genannt (III, 17).

Nun kann Natur als Gegenstand der Sinne ohne allgemeine Gesetze nicht gedacht werden, die ihren Grund in unserem Verstand haben (1799, 252, 255f.). Deshalb muß die Natureinheit notwendig vorausgesetzt werden, da anderenfalls kein durchgängiger Zusammenhang empirischer Erkenntnis zu einem Ganzen der Erfahrung stattfinden würde. Denn die allgemeinen Naturgesetze geben einen solchen Zusammenhang als Naturdinge ihrer Geltung nach an die Hand, nicht als besondere Naturwesen.

Kants „Kritik der Urteilskraft“ sichert über die Einheit der Natur deren Ordnung nach Gesetzen, ein zutiefst humboldtscher Gedanke im „Kosmos“. Der Naturbegriff des kritischen Kant wie Humboldts ist der Begriff einer in ihrem Gesetzeszusammenhang erkannten Natur (Wolters 1989, 211).

6. Das letzte Ziel: Gesetze

Humboldts „Einleitende Betrachtungen“ zum „Kosmos“ gelten der Ergründung der Weltgesetze (I, 49). Deren Auffinden ist in der Erfahrungswissenschaft das letzte Ziel menschlicher Forschung (I, 32), der erste und erhabenste Zweck geistiger Tätigkeit (I, 37), der Zweck aller Forschungen (IV, 63). Sie sind ewig: Humboldt sagt es wiederholt (I, 6; I, 12; III, 4). Oder noch prägnanter: Gesetzhaftigkeit impliziert Ewigkeit. Das heißt im Umkehrschluss: was nicht ewig ist, kann nicht Gesetz sein. Ein gesetzliches und darum ewiges Band umschlinge die ganze lebendige Natur (I, 9). Sie ergeben sich aus der Verkettung sinnlicher Anschauungen: so stand es auch bei Laplace.

Die Kant-Laplacesche Natureinheit erzwingt die gegenseitige Abhängigkeit scheinbar isoliert stehender Tatsachen (I, 345). Humboldts Beispiele sind u. a. Temperatur, Luftdruck, Windrichtung, die im innigsten Zusammenhang mit der Feuchtigkeit der Luftschichten stehen (I, 358), oder allgemeiner der meteorologische Teil seines Naturgemäldes: Jeder einzelne geheimnisvolle – so Humboldt (II, 40) – meteorologische Prozess wird durch alle anderen gleichzeitigen modifiziert: die Lichtabsorption, die Wärmeentwicklung, die Elastizitätsveränderung, der hypsometrische Zustand, die elektrische Spannung der Atmosphäre, in Humboldts Worten des „unermesslichen Luftmeeres“ (I, 364.). Nur aus Voreiligkeit werden Anomalien Ungesetzlichkeit genannt: die Einsicht in die Verkettung der Phänomene führt auf die Ursachen dieser Anomalien. Humboldts Beispiel im vierten Kosmosband sind die noch unbekannt geothermischen Verhältnisse (IV, 47). Ja, seine Forschungsmethodik erlaubt ihm ein Forschungsfortschrittsgesetz aufzustellen (I, 31):

Je unverketteter die Tatsachen sind, desto mehr Entdeckungen sind noch zu erwarten.
Aber nicht nur dies: Der Erkenntnisoptimist Humboldt sieht einen unmittelbaren

Zusammenhang zwischen der Intensität des Naturgenusses und der Tiefe der Einsicht in das innere Wesen der Natur, das heißt dem Maß, in dem Mannigfaltigkeit in Einheit aufgelöst wurde (I, 18, 21 f.).

Der besondere Zweck seiner Unterhaltungen über die Natur, wie er seine Kosmos-Vorlesungen nannte (I, 18), war genau der: den Naturgenuss durch tiefere Einsicht zu vermehren.

Gesetze sind das Bleibende im ewigen Wechsel angesichts der wirkenden Kräfte der Natur. Das Gesetzliche im Veränderlichen zu ergründen, ist danach das nächste Ziel aller Untersuchung einer Kraft in der Natur (I, 197; IV, 48): Humboldt hat bei dieser Bemerkung den ihn besonders interessierenden Erdmagnetismus vor Augen. Ausdrücklich lobt er Edmond Halley dafür, Punkte gleicher Abweichung oder Deklination – Humboldt spricht im Anschluß an William Gilbert noch von Variation – durch Linien, Isogone, miteinander verbunden zu haben (IV, 59). Halleys mathematische Visualisierungsstrategie brachte Übersicht und Klarheit in die Einsicht vom Zusammenhang der aufgehäuften Resultate. Humboldt selbst ist ihm in dieser Strategie mit seinen Linien gleicher Wärme, den Isothermen, gefolgt.

Der Zweck seines Werkes bringt es mit sich, dass er das Allgemeinste und Dauerndste zu erfassen bemüht ist (II, 169). Kurz: die Verallgemeinerung der Ideen ist die Aufgabe des „Kosmos“ (II, 164). Diese Aufgabe ist ein nicht endender, nicht abschließbarer Prozess. Wer freilich von vornherein, wie der Verfasser der pseudoaristotelischen Schrift „Über die Welt“, darauf verzichtet, die Erscheinungen des Kosmos auf allgemeine physikalische, das heißt in den Eigenschaften der Materie gegründete Prinzipien zurückzuführen, wird von Humboldt aus dem Kreise derer ausgeschlossen, die zum Verstehen des Weltplans, das heißt der Naturordnung, beigetragen haben (III, 10, 16).

Die Gesetze werden stets nur teilweise erkannt sein. Und nur soweit sie erkannt sind, können sie als Ordnungsprinzip für die Erscheinungen dienen und haben dies für Humboldt getan (I, 386). Wir haben davon gehört. Sie übernehmen die Rolle der ordnenden aristotelischen Gottheit (III, 15). Freilich ist sich Humboldt nur zu gut bewußt, wie weit seine Zeit noch von dem Zeitpunkt entfernt ist, wo man es für möglich halten könnte, alle unsere sinnlichen Anschauungen zur Einheit des Naturbegriffs zu konzentrieren (III, 10). Und eben deshalb spricht er von dem „Entwurf einer physischen Weltbeschreibung“, die nur in Teilen eine „Welterklärung“ sei. Die Geistesarbeit ist so ein Streben „nach dem Unendlichen, nach dem Erfassen dessen, was in ungemessener, unerschöpflicher Fülle das Seiende, das Werdende, das Geschaffene uns offenbart.“

Einen religiösen Bezug wie Guericke oder Herder stellt er angesichts der Begrenztheit menschlichen Wissens nicht her. Hatten doch Guericke seine „Neuen Versuche über den

leeren Raum“ ebenso wie Herder seine Abhandlung „Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit“ mit dem großartigen Bekenntnis des Apostels Paulus enden lassen, dass unser menschliches Wissen bis zur Ankunft des Vollkommenen Stückwerk bleibe: „Wir blicken nämlich durch einen Spiegel in einem Rätsel, dann aber von Angesicht zu Angesicht“ (Knobloch 2003, 246).

In seinem physischen Naturgemälde zog Humboldt gleichwohl eine Grenze, die er nicht überschritt, diejenige zwischen der physischen, ihn betreffenden Sphäre und der geistigen Sphäre der Intelligenz: dort walten Gesetze anderer, geheimnisvoller Art einer anderen Welt (I, 386).

7. Die Wohltaten der Mathematik

Humboldt hat es wiederholt im „Kosmos“ gesagt: Der besondere Zweck einer physischen Weltbeschreibung war, alle (wichtigen) numerischen Resultate der Erscheinungen zusammenzustellen (III, 488). Die numerischen Elemente der Veränderlichkeit sind die wichtigste Frucht aller Beobachtung (III, 234). Fast alle Resultate der Beobachtung sind einer Zurückführung auf Zahlenverhältnisse fähig (III, 374). Er sei von exakten Zahlen besessen, hat er von sich selbst gesagt: „J'ai la fureur des chiffres exactes“ (Humboldt 1837).

Dies klingt nun durchaus nach Francis Bacon und tatsächlich zitiert Humboldt den englischen Denker, nur dass er dessen Grundanliegen, Naturforschung auf Empirie zu gründen, schon bei Leonardo da Vinci vertreten sieht (III, 10).

Höchstes Ziel aller Naturforschung ist freilich das „Erspähen“ des Kausalzusammenhanges. Hier wie sonst beherrscht die Optik im „Kosmos“ Humboldts Metaphorik: Der Beobachter des Weltalls erwirbt eine Weltanschauung, entwirft ein Weltgemälde. Das Auge ist, so Humboldt, das Organ der Weltanschauung (I, 85 f.). Das auch bei Humboldt auftretende „Buch der Natur“ setzt Augen, nicht Ohren voraus (I, 171).

Höchste Deutlichkeit und Evidenz herrschen, wo das Gesetzliche auf mathematisch bestimmbare Erklärungsgründe zurückgeführt werden konnte. Naturforschung braucht nicht nur eine quantitative Grundlage, sie muss – das ist Humboldts wissenschaftliches Glaubensbekenntnis – auf Mathematik, oder, wie er im Anschluß an Newtons Hauptwerk sagt, auf mathematische Naturphilosophie reduziert werden (III, 40). Habe doch der unsterbliche Newton als Erster die physische, das heißt mit Kräften arbeitende Astronomie zu einer mathematischen Wissenschaft erhoben (III, 21). Die Unsterblichkeit des Verfassers verleiht auch seinem Werk Unsterblichkeit (II, 394). Nur am Rande sei vermerkt: Humboldt war politisch korrekt. Auch Leibniz billigte er Unsterblichkeit zu (IV, 370).

Sowohl der zweite wie der dritte, der Astronomie gewidmete Kosmosband enden mit einem Hymnus auf die Mathematik: Die Geistesarbeit zeige sich in ihrer erhabensten Größe in der mathematischen Gedankenentwicklung, in der reinen Abstraktion. Nicht nur Humboldts Bewertung der Mathematik, selbst seine Terminologie weist auf Kant zurück. Es wohne ein fesselnder Zauber in der Anschauung mathematischer Wahrheiten (II, 394). Astronomie als Wissenschaft sei der Triumph mathematischer Gedankenverbindung (III, 625), gegründet auf das sichere Fundament der Gravitationslehre und die Vervollkommnung der höheren Analysis.

Kein Zweifel: Humboldt sah in der Himmelsmechanik eine Erfolgsgeschichte des menschlichen Geistes, in Laplace einen ihrer Heroen. In der bewußten Nachfolge von Laplace widmete er deshalb den beiden zu seiner Zeit spektakulärsten Voraussagen dieser mathematischen Theorie, der Erdabplattung an den Polen (I, 179) und der Existenz des Planeten Neptun, entsprechende Aufmerksamkeit (III, 532–535). Die Mathematik wird zum raumdurchdringenden Fernrohr (II, 355), zu diesem von ihm so hochgeschätzten Instrument. Durch ihre Ideenverknüpfungen führe sie in ferne Himmelsregionen. Als geistiges Auge sah sie den Himmelskörper Neptun, bevor noch ein Fernrohr auf ihn gerichtet war (II, 211), und bestimmte dessen Ort, Bahn, Masse. Die Nähe zu Laplaces Ausführungen über die Erdabplattung ist überdeutlich.

Zwischen der Sicherheit, Gewissheit (III, 39) der Mathematik und Ahnungen, wilden Träumen (III, 39 f.), willkürlichen Vermutungen (I, 178), dem Nebelland der Phantasie (III, 374) herrscht eine Kluft, die nur teilweise durch Analogieschlüsse überbrückt werden kann. Denn durch Analogien wird man, wie Humboldt sagt, zu Vermutungen geführt (III, 233). Denn analoge Erscheinungen erläutern sich gegenseitig in dem ewigen Haushalte der Natur; und wo nach Verallgemeinerung der Begriffe gestrebt werde, dürfe die enge Verkettung des als verwandt Erkannten nicht unbeachtet bleiben (IV, 233). Ungezählte Beispiele wie Vulkanismus und Magnetismus bezeugen, wie stark Humboldt dieses Forschungsprinzip befolgt und in seiner Darstellung berücksichtigt hat: Dies genauer zu untersuchen, wäre eine dankbare Forschungsaufgabe.

Zwar gesteht Humboldt zu, dass ohne die Anregung der Phantasie kein wahrhaft großes Werk der Menschheit gedeihen kann (II, 54), erwähnt den eigentümlichen Reiz der Naturschilderungen bei Columbus und Vespucci, spricht vom alten Bund des Naturwissens mit Poesie und Kunstgefühl (II, 89). Zwar räumt er ein, dass glückliche Ahnungen und Spiele der Phantasie den Keim richtiger Ansichten enthalten können wie im Falle des Nicolaus von Kues (III, 382). Zwar spricht er vom anmutigen Nebelland der Phantasie (III, 374), spricht mit Hochachtung vom phantasiereichen Kepler und dessen naturphilo-

sophischen Phantasien. Aber Phantasien verunreinigten die wahren Resultate der Erforschung (II, 252). Wilde Träume gehörten in die Romantik der physischen Astronomie (III, 39). Hart verurteilt er die Verirrungen der Schwärmerei finsterner Jahrhunderte – gemeint ist das Mittelalter – mit Alchemie und Zauberkunst (II, 207, 268).

Träume und Ahnungen, wie sie Huygens, der „große Mann“ (III, 336, 632), in seinem „Kosmotheoros“, seinem „Weltbetrachter“, über extraterrestrisches Leben äußerte, seien eines strengen Mathematikers unwürdig (III, 32) (s. Biermann 1979). Mit Bedauern stellte Humboldt fest, dass dem Niederländer leider selbst Kant gefolgt sei, der ja nach newtonischen, das heißt himmelsmechanischen Prinzipien seine Kosmogonie ausgearbeitet hatte. In den Augen Humboldts versündigte sich Kant am Newtonianismus. Das Nebelland osmologischer Träume sei nicht Sache der Wissenschaft (III, 630).

Zufällig nenne der Mensch alles, was er – noch – nicht genetisch erklären könne (III, 431). Für den Zufall war in Humboldts deterministischem Weltbild, das sich am Vorbild Laplace, an der Mechanik als Modellwissenschaft ausrichtete, kein Platz: Darin war er durchaus ein Kind seiner Zeit, die der Mechanik diese Rolle zuwies. Die Mathematisierung der Wirtschaftswissenschaften mit der Leitidee eines wirtschaftlichen Gleichgewichtes – ein genuin mechanisches Modell – hatte hier ihre Wurzeln. Nicht anders steht es mit Humboldts Vorstellung vom freien Spiel dynamischer Kräfte (Geographie der Pflanzen 1807, 70 f), aus deren Wechselwirkung ein stabiles Gleichgewicht hervorgehe (Böhme 2002, 505).

War also im mathematischen Weltbild Humboldts kein Platz für Wahrscheinlichkeiten, auf die sich ja auch der gescholtene Begründer der mathematischen Wahrscheinlichkeitsrechnung Huygens im „Kosmotheoros“ nur gestützt hatte? Dies ist bei einem Verehrer des Wahrscheinlichkeitstheoretikers Laplace nicht zu vermuten und angesichts der Brückenfunktion, die er den Analogien zuweist, auch nicht der Fall.

Doch ist zwischen dem eingeschränkten Wahrheitsgehalt einer Aussage angesichts des Wissensstandes und der Wahrscheinlichkeit dafür zu trennen, dass ein Ereignis eintritt. Für Humboldt hatten mittels Analogien gewonnene Aussagen einen Wahrscheinlichkeitsstatus, der nur ein Durchgangsstadium auf dem Weg zu genauerem Wissen darstellte. Gleichwohl dürfe auch im Gebiet des bloß Mutmaßlichen keine ungezügelte Willkür der Meinungen herrschen (I, 137). Gegen begründbare Hypothesen wendet sich Humboldt nicht. Im Gegenteil: Ist doch in seinen Augen vornehm tuende Zweifelsucht in einzelnen Fällen fast noch verderblicher als unkritische Leichtgläubigkeit (I, 140).

Sehr wahrscheinlich seien danach alle Weltkörper im Raum und in der Lichtstärke veränderlich. John Herschel sei zu wahrscheinlichen Resultaten über die Gestalt der Milch-

straße gekommen usf. Anders steht es mit Humboldts Haltung gegenüber möglichen Ereignissen. Die Ankunft eines Kometen, einer reisenden Lichtwolke, wie Humboldt poetisierend im Anschluß an Xenokrates und Theon aus Alexandria sagt (I, 106; III, 557), könne nur eine Phantasie mit Besorgnis erfüllen, welche für die ernstesten Tröstungen der Wahrscheinlichkeitsrechnung nicht empfänglich sei (III, 630). Zwar gehörten allein mögliche Ereignisse nicht zur physischen Weltbeschreibung. Aber dennoch bewahrheitet sich Humboldts Wort von der überall wohltätigen Wirkung der mathematischen Gedankenverbindung selbst auf dem Gebiet der Wahrscheinlichkeitsrechnung (IV, 215).

Epilog

Am 28. April 1997 schrieb die British Library an Alexander von Humboldt:

„Dear Alexander von Humboldt,

Thank you for your inquiry received 26/03/97, details of which are listed below“ usf. und verspricht gegen Vorauszahlung die gewünschte Kopie zu schicken. Der Brief wird an der Alexander-von-Humboldt-Forschungsstelle der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften aufbewahrt. Offensichtlich kann man das Vertrauen in die Langlebigkeit Humboldts auch übertreiben. Und doch liegt dem Brief eine tiefere Wahrheit zugrunde. Humboldt hat mit dem Kosmos geleistet, was vor kurzem von Ernst Peter Fischer angemahnt wurde: eine ästhetisch orientierte Wissenschaft, eine Verbindung der beiden Bemühungen des Menschen um Wahrheit, der Wahrheit, die den Weg weist, der Wissenschaft, und der Wahrheit, die das Herz wärmt, der Kunst (Fischer 1997).

Danksagung

Ich danke Jörn Henrich für die Identifizierung des Herderzitates aus „Gott – Einige Gespräche“. Es wurde nicht in die Herder-Ausgabe von Günter Arnold, Martin Bollacher u.a. (dort Band 4) aufgenommen.

Literaturverzeichnis

- Bemerkung: Humboldts „Kosmos“ wird nach der Originalausgabe: 5 Bde. Stuttgart/Tübingen: J.G. Cotta'scher Verlag, 1845–1862 mit Band (römisch) und Seite (arabisch) zitiert, und zwar in der Ausgabe: Ediert und mit einem Nachwort versehen von Ottmar Ette und Oliver Lubrich: Frankfurt/M.: Eichborn Verlag, 2004.
- Beck, Hanno (Hrsg.). 1993. Alexander von Humboldt, Kosmos, Entwurf einer physischen Weltbeschreibung, 2 Teilbände. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Biermann, Kurt-Reinhard. 1979. Chr. Huygens im Spiegel von Al. v. Humboldts „Kosmos“. Janus 66, S. 241–247.
- Biermann, Kurt-Reinhard. 1982. Alexander von Humboldt. 2. Aufl. Leipzig: Teubner.
- Böhme, Hartmut. 2002. Alexander von Humboldts Entwurf einer neuen Wissenschaft. In: Prägnanter Moment, Studien zur deutschen Literatur der Aufklärung und Klassik, Festschrift für Hans-Jürgen Schings, hrsg. von Peter-André Alt, Alexander Košenina, Hartmut Reinhardt, Wolfgang Riedel. Würzburg: Königshausen & Neumann, S. 495–512.
- Dhombres, Jean. 2003. L'intelligence des isothermes, épistémologie d'une mathématisation due à Alexander von Humboldt. Sciences et Techniques en Perspective, 2^e série 7, no. 1, 243–274.
- Fischer, Ernst Peter. 1997. Das Schöne und das Biest. Ästhetische Momente der Wissenschaft. München: Piper, S. 265–268. Zitiert nach: Klaus Stadler, Ulrich Wank (Hrsg.), Die wichtigsten Denkanstöße für alle, die mehr wissen wollen. München – Zürich: Piper, 2004, S. 117–119.
- Herder, Johann Gottfried. 1774. Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit. Zitiert nach Gottfried Johann Herder, Werke in zehn Bänden, Band 4, hrsg. von Jürgen Brummack und Martin Bollacher. Frankfurt/M.: Deutscher Klassiker Verlag, 1994, S. 9–107.
- Herder, Johann Gottfried. 1784–1791. Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit. Zitiert nach: Gottfried Johann Herder, Werke in zehn Bänden, Band 6, hrsg. von Martin Bollacher. Frankfurt/M.: Deutscher Klassiker Verlag, 1989.
- Herder, Johann Gottfried. 1800. Gott, Einige Gespräche über Spinoza's System; nebst Shaftesburi's Naturhymnus. 2. Aufl. Gotha: K.W. Ettinger. Zitiert nach: Johann Gottfried Herder, Sämtliche Werke, Band 16, hrsg. von Bernhard Suphan. Berlin: Weidmannsche Buchhandlung, 1887 (Nachdruck Hildesheim: Olms-Weidmann, 1994).
- Humboldt, Alexander von; Bonpland, Aimé. 1807. Ideen zu einer Geographie der Pflanzen nebst einem Naturgemälde der Tropenländer. Tübingen: Cotta. Zitiert nach: Alexander von Humboldt, Studienausgabe, sieben Bände, Band 1, hrsg. von Hanno Beck. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1989.
- Humboldt, Alexander von. 1837. Brief an Johann Gotthelf Fischer von Waldheim. Russ. Übersetzung in: Peregiska Nr. 57 (1962), S. 126–128.

- Humboldt, Alexander von. 1993. Über das Universum, Die Kosmosvorträge 1827/28 in der Berliner Singakademie, hrsg. von Jürgen Hamel, Klaus-Harro Tiemann, in Zusammenarbeit mit Martin Pape. Frankfurt/M.–Leipzig: Insel.
- Kant, Immanuel. 1755. Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels, oder Versuch von der Verfassung und dem mechanischen Ursprunge des ganzen Weltgebäudes nach Newtonischen Grundsätzen abgehandelt. Königsberg–Leipzig: J. Fr. Petersen. Zitiert nach: Immanuel Kant, Werke in sechs Bänden, Band 1, hrsg. von Wilhelm Weischedel. Wiesbaden: Insel, 1960, S. 218–396.
- Kant, Immanuel. 1786. Metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaft. Riga: J. Fr. Hartknoch. Zitiert nach: Immanuel Kant, Werke in sechs Bänden, Band 5, hrsg. von Wilhelm Weischedel. Wiesbaden: Insel, 1957, S. 7–135.
- Kant, Immanuel. 1799. Kritik der Urtheilskraft. 3. Aufl. Berlin: F. T. Lagarde. Zitiert nach: Immanuel Kant, Werke in sechs Bänden, Band 5, hrsg. von Wilhelm Weischedel. Wiesbaden: Insel, 1957, S. 171–620.
- Kepler, Johannes. 1609. *Astronomia nova aitiologetos, seu physica coelestis*. Heidelberg: Vögelin. Zitiert nach: Johannes Kepler, *Gesammelte Werke*, Bd. 3 *Astronomia nova*, hrsg. von Max Caspar. München: Beck, 1937.
- Knobloch, Eberhard. 1990. Zur Genese der Fehlertheorie. In: *Mathesis rationis*, Festschrift für Heinrich Scheepers, hrsg. von Albert Heinekamp, Wolfgang Lenzen, Martin Schneider. Münster: Nodus, S. 301–327.
- Knobloch, Eberhard. 2000. Materie des Himmels. *Acta historica Leopoldina* 31, S. 89–107.
- Knobloch, Eberhard. 2003. Otto von Guericke und die Kosmologie im 17. Jahrhundert. *Berichte zur Wissenschaftsgeschichte* 26, S. 237–250.
- Laplace, Pierre Simon. 1835. *Exposition du système du monde*. Paris. Nachdruck Tours: Fayard, 1984.
- Leitner, Ulrike. 2003. Alexander von Humboldts Schriften – Anregungen und Reflexionen Goethes. *Acta Historica Leopoldina* 38, 127–149.
- Longus. 1955. *Daphnis und Chloe, Ein antiker Hirtenroman*. Deutsch von Ludwig Wolde. Leipzig: Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung.
- Macpherson, Anne Margaret. 1971. *The Human Geography of Alexander von Humboldt*. University of California, Berkeley. PhD Dissertation.
- Plinius, C. [Plinius] Secundus. 1851. *Naturalis historia*, ed. Julius Sillig, vol. I. Hamburg–Gotha.
- Rackham, H. (ed.). 1961. *Pliny, Natural History with an English translation in ten Volumes*. vol. I *Libri III–VII*. London: W. Heinemann; Cambridge (Mass.): Harvard University Press.
- Schopenhauer, Arthur. 1818. *Die Welt als Wille und Vorstellung*. 1. Aufl. Zitiert nach: Arthur Schopenhauer, *Sämtliche Werke*, hrsg. von Arthur Hübscher. Bd. II und III. Wiesbaden: Brockhaus, 1961.
- Werner, Petra. 2004. *Himmel und Erde, Alexander von Humboldt und sein Kosmos*. Berlin: Akademie Verlag.
- Wolters, Gereon. 1989. Immanuel Kant (1724–1804). In: Gernot Böhme (Hrsg.), *Klassiker der Naturphilosophie, Von den Vorsokratikern bis zur Kopenhagener Schule*. München: Beck, S. 203–219.
- Wuttke, Dieter. 2003. *Über den Zusammenhang der Wissenschaften und Künste*. Wiesbaden: Harrassowitz.

Hubert L a i t k o :

„Weltbetrieb der Wissenschaft“
Reflexionen und Streiflichter
vom Beginn des deutsch-amerikanischen Professorenaustausches
1905/06¹

„Ich bekomme so viele Briefe aus Amerika,
dass ich nicht ein noch aus weiß“.
Friedrich Althoff; 24. 10. 1905)²

Im Oktober 1905 wurde der vertraglich vereinbarte Professorenaustausch zwischen der Berliner Friedrich-Wilhelms-Universität und der Harvard University in Cambridge (Massachusetts) eröffnet. Ein Jahr später ging ein ähnlich geregelter Austausch mit der Columbia University in New York an den Start. Der Erste Weltkrieg unterbrach die Realisierung der Vereinbarungen und zerstörte im weiteren Verlauf ihre Grundlagen. In der Zwischenkriegszeit gab es Versuche, die früheren Austauschbeziehungen zu revitalisieren, und der vor dem Krieg ein knappes Jahrzehnt leidlich florierende Austausch hatte auf beiden Seiten mannigfache Nachwirkungen. Dies alles – mit der komplizierten Vorgeschichte und den vielfältigen wissenschafts-, kultur- und zeitgeschichtlichen Konnotationen des Vorgangs – ist zuerst von Bernhard vom Brocke in einer profunden, quellengesättigten Untersuchung

¹ Der Ausdruck „Weltbetrieb der Wissenschaft“, der sich nicht durchgesetzt hat, stammt von Friedrich Althoff. Er ist in einer für seinen Mitarbeiter Friedrich Schmidt[-Ott] bestimmten handschriftlichen Aktennotiz enthalten: „Hrn. Koll. Schmidt. Der Aufsatz ist natürlich sehr schön. Aber er behandelt 2 ganz disparate Dinge: den Großbetrieb (eine Bezeichnung, die auch mir wenig sympathisch ist und die ich schon deshalb nicht ausdehnen möchte) und den Weltbetrieb (diesen Ausdruck würde ich für den Gelehrtenaustausch vorschlagen) der Wissenschaft. Der einzige verbindende Gedanke zwischen beiden, der aber weder in der Überschrift noch im Text hervortritt, die Vereinigung zum Betriebe (ich ziehe vor zur „Förderung“) der Wissenschaft, A. 30/1“. – Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz (GStPK) Rep. 92 Nachlass (NL) Althoff A I Nr. 309 I, Bl. 290. – Mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit bezieht sich diese Notiz auf Adolf von Harnacks aufsehenerregenden Aufsatz, der im Februarheft 1905 der „Preußischen Jahrbücher“ erschien; dann bedeutet das Datumskürzel 30/1 den 30. Januar 1905.

² An seinen Mitarbeiter v. Martius gerichtete Notiz auf einem Brief des Präsidenten der Columbia University, Nicholas Murray Butler, vom 13. 10. 1905. – GStPK Rep. 92 NL Althoff A I Nr. 309 II, Bl. 85.

dargestellt worden³. Einige Jahre später griff die deutsche Amerikaforschung diesen Gegenstand auf. Er wurde auf der ersten Jahrestagung des Arbeitskreises für Nordamerikaforschung im Mai 1996 in Köln in einem Vortrag von Ragnhild Fiebig-von Hase behandelt, die gemeinsam mit Jürgen Heideking von der Abteilung für Anglo-Amerikanische Geschichte der Universität zu Köln die Tagung ausrichtete. Ihre 1998 veröffentlichte grundlegende Untersuchung, die auf einer praktisch erschöpfenden Auswertung der einschlägigen Archivquellen beruht und auch auf vom Brockes Studie Bezug nimmt, stellt die Integration des Austausches in die politischen Kalküle beider Seiten in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit⁴. Wissenschaftsgeschichtliche und politikgeschichtliche Sichten ergänzen einander zu einem sehr komplexen Bild. In der weiteren wissenschaftshistorischen Forschung sind jedoch beide Studien bisher kaum aufgegriffen worden⁵. Im allgemeinen Gedächtnis der Wissenschaft wird das Jahr 1905, bestärkt durch das jüngst absolvierte Jubiläumsjahr des genialen Physikers, in erster Linie als Albert Einsteins „annus mirabilis“ registriert⁶. Insbesondere in Berlin erinnert man sich auch der beiden wissenschaftlichen Nobelpreise,

³ B. vom Brocke: Internationale Wissenschaftsbeziehungen und die Anfänge einer deutschen auswärtigen Kulturpolitik: Der Professoren Austausch mit Nordamerika. In: Wissenschaftsgeschichte und Wissenschaftspolitik im Industriezeitalter. Das „System Althoff“ in historischer Perspektive. Hrsg. von B. vom Brocke. Hildesheim 1991, S. 185–242. – Dieser Studie lag eine frühere, aus einem Trierer Symposiumsvortrag hervorgegangene Arbeit des Autors zugrunde: B. vom Brocke: Der deutsch-amerikanische Professoren Austausch. Preußische Wissenschaftspolitik, internationale Wissenschaftsbeziehungen und die Anfänge einer deutschen auswärtigen Kulturpolitik vor dem Ersten Weltkrieg. In: Zeitschrift für Kulturaustausch 31 (1981), S. 128–182.

⁴ R. Fiebig-von Hase: Die politische Funktionalisierung der Kultur: Der sogenannte „deutsch-amerikanische“ Professoren Austausch von 1904–1914. In: Zwei Wege in die Moderne. Aspekte der deutsch-amerikanischen Beziehungen 1900–1918. Hrsg. von R. Fiebig-von Hase und J. Heideking. Trier 1998, S. 45–88.

⁵ Das Deutsche Historische Institut (DHI) in Washington veranstaltete im Jahre 2002 eine Tagung zum Thema „Expert cultures and social engineering in the nineteenth century: scientists, scholars, and institutional politics between Germany and the United States“, aus der ein gediegener Sammelband hervorgegangen ist. Der Professoren Austausch gehört nicht zum unmittelbaren Gegenstand dieses Buches, das sich auf die zweite Hälfte des 19. Jhs. konzentriert. Immerhin bildete er eine unmittelbare Folgewirkung und Fortsetzung der darin behandelten Transfervorgänge; insofern verwundert es, dass weder der Austausch selbst noch vom Brockes grundlegende Arbeit an irgendeiner Stelle des Buches Erwähnung finden. – Universität der Gelehrten – Universität der Experten. Adaptionen deutscher Wissenschaft in den USA des neunzehnten Jahrhunderts. Hrsg. von Ph. Löser und Ch. Strupp. Stuttgart 2005.

⁶ J. Gribbin, M. Gribbin: Annus mirabilis: 1905, Albert Einstein, and the theory of relativity. New York u.a. 2005; 2005: The centenary of Einstein's annus mirabilis. Hrsg. von M. Janssen. Studies in history and philosophy of modern physics. Special issue. Oxford u.a. 2006.

die in jenem Jahr nach Deutschland gingen – des Preises für Medizin, der für Robert Koch⁷ bestimmt war, und des Preises für Chemie, den Adolf von Baeyer⁸ erhielt; von Baeyer, Nachfolger Justus von Liebig's auf dessen renommiertem Lehrstuhl in München, war als Sohn des Geodäten Johann Jacob Baeyer⁹ seiner Herkunft nach ein Berliner und am Beginn seiner Laufbahn längere Zeit als Chemiker in Berlin tätig. Auch aus der populären Erinnerung der Stadt ist der transatlantische Austausch, der zur Zeit seiner Eröffnung ein großes Thema der Berliner Tagespresse war, vollständig verschwunden. *Der neue Kulturfahrplan*, der für 1905 eine Fülle von Einträgen verzeichnet, verrät uns, dass in diesem Jahr der Cocktail von Amerika nach Europa kam; zum Professorenaustausch hat er nur einen vagen Hinweis anzubieten, aus dem man nur dann auf Harvard und Berlin schließen kann, wenn man den Vorgang schon kennt: „Austauschprofessuren an deutschen Universitäten zur Förderung des geistigen Kontaktes mit dem Ausland“¹⁰.

Der vorliegende Aufsatz nimmt nur einen kleinen Ausschnitt des Geschehens in den Blick. Er beschränkt sich darauf, an den Beginn des Austausches im akademischen Jahr 1905/06 und seine Vorgeschichte zu erinnern. Sein leitendes Interesse ist ein wissenschaftsgeschichtliches, obwohl natürlich beachtet werden muss, dass bei den hier zu erörternden Vorgängen wissenschaftliche und politische Momente eng und bisweilen ununterscheidbar zusammengespield haben. Dazu stützt er sich grundlegend auf vom Brockes Untersuchung und ergänzt diese in einigen Details, ohne ihre zentralen Aussagen in Frage zu stellen; zugleich ist es seine Absicht, auf die unverminderte Aktualität dieser Untersuchung hinzuweisen. Der Professorenaustausch war als ein spezifischer Transfermodus im Rahmen bilateraler internationaler Wissenschaftsbeziehungen zumindest auf deutscher Seite ein

⁷ T. D. Brock: Robert Koch: a life in medicine and bacteriology. Madison, Wisc. 1988; Ch. Gradmann: Krankheit im Labor: Robert Koch und die medizinische Bakteriologie. Göttingen 2005.

⁸ K. Schmorl: Adolf von Baeyer, 1835–1917. Stuttgart 1952; R. Huisgen: Adolf von Baeyer's scientific achievements, a legacy. In: *Angewandte Chemie, International Edition* 25 (1986), S. 297–311; R. Zott: Gelehrte im Für und Wider. Briefwechsel zwischen Adolf von Baeyer und Wilhelm Ostwald. Münster 2002, zur Biographie S. 85–94; C. Priesner: Adolf Johann Friedrich Wilhelm Ritter von Baeyer. In: *Lexikon der bedeutenden Naturwissenschaftler in drei Bänden*. Hrsg. von D. Hoffmann, H. Laitko und S. Müller-Wille unter Mitwirkung von I. Jahn. Erster Band. Heidelberg/Berlin 2003, S. 102–104.

⁹ H. Laitko: Johann Jacob Baeyer, die internationale Stellung des preußischen Vermessungswesens und die Mitteleuropäische Gradmessung. In: *Dahlemer Archivgespräche* Bd. 1. Hrsg. von E. Henning. Berlin 1996, S. 58–78.

¹⁰ *Der neue Kulturfahrplan*. Die wichtigsten Daten der Weltgeschichte in synchronoptischer Übersicht. München 1998, S. 980.

Novum. Er wurde, wie vom Brocke gezeigt hat, entscheidend vom preußischen Kultusministerium angeregt und vermittelt; dieses Ministerium unterstrich damit wirkungsvoll seinen Anspruch, auf dem diffizilen Feld der Kulturaußenpolitik nicht nur für Preußen als den größten deutschen Bundesstaat, sondern für das Reich im ganzen zu agieren. Es war eindeutig Friedrich Althoff, dessen strategischem und operativem Genie das Zustandekommen des Austausches in erster Linie zu verdanken war. Er vermochte es, weil er über die differierenden und divergierenden Interessenlagen aller maßgeblichen Akteure in Deutschland und in den Vereinigten Staaten genauestens im Bilde war und sie deshalb flexibel und mit Augenmaß in sein Kalkül zu ziehen verstand. Die zeitgenössische Lesart, der Austausch sei eine Idee des Kaisers gewesen, war nichts anderes als eine der üblichen staatstragenden Legenden des wilhelminischen Deutschland. Sie bot einen bestens geeigneten ideologischen Schirm, unter dessen Schutz Althoff eigenständig handeln konnte; vermutlich hat er ihre Verbreitung nicht nur hingenommen, sondern diskret, aber effektiv unterstützt. Das persönliche Engagement Wilhelms II. verlieh dem Austausch das Gewicht einer Haupt- und Staatsaffäre. Auf der Seite der USA konnten in dieser Angelegenheit staatliche Instanzen nicht so umstandslos tätig werden, wie es in Deutschland möglich war; schließlich war Harvard eine private Universität. Um so schwerer wiegt es, dass der amerikanische Präsident Theodore Roosevelt diesen Austausch direkt unterstützte¹¹. In die vorausgehenden Kontakte und Verhandlungen waren die Botschafter beider Länder maßgeblich einbezogen und bewiesen lebhaftes Interesse am Erfolg. Dies alles bestimmte die Bedeutung, die dieser Austausch nicht nur für die Wissenschaft, sondern auch für die politische Geschichte des beginnenden 20. Jhs. hatte. Aus einer weiteren Perspektive gesehen, war er zugleich ein Schritt in der Genese jenes Zustandes globaler Vernetzung, der den Wissenschaftsbetrieb in unserer Zeit kennzeichnet.

¹¹ Ein Detail mag das persönliche Interesse illustrieren, das Roosevelt am Gedeihen der amerikanisch-deutschen Wissenschaftsbeziehungen nahm. Der im März 1902 in Anwesenheit des Prinzen Heinrich gegründeten „Vereinigung Alter Deutscher Studenten in Amerika“, deren Präsident der Chirurg Carl Beck war und die in der Vorkriegszeit über einen außerordentlich repräsentativen Mitgliederbestand verfügte, gehörte er als eines von drei Ehrenmitgliedern an; die beiden anderen waren der Großherzog von Baden und Prinz Heinrich von Preußen. – vom Brocke, *Internationale Wissenschaftsbeziehungen* (wie Anm. 3), S. 198, Fußn. 37.

1. Säkulare Verschiebungen im globalen Gefüge der Wissenschaft und der historische Ort des deutsch-amerikanischen Professorenaustausches

Der 1905 gestartete Professorenaustausch repräsentierte eine in der Weltgeschichte der Wissenschaft einzigartige Konstellation: Er verband zwei Wissenschaftsmächte, die im Begriff waren, auf der globalen Rangskala ihre Plätze zu tauschen. Der japanische Wissenschaftshistoriker Mitsutomo Yuasa, einer der Pioniere der Anwendung quantitativer Methoden in der Wissenschaftsgeschichte, publizierte 1962 die Arbeit *The shifting center of scientific activity in the west. From the 16th to the 20th century*, deren Ergebnisse er in folgendem Satz zusammenfasste: „Defining ‚scientific prosperity‘ as a period in which the percentage of scientific achievements of a country exceeds 25 % of that in the entire world in the same period, I found that the periods of scientific prosperity shifted as follows: Italy (1540–1610), England (1660–1730), France (1770–1830), Germany (1810–1920), and the U.S.A. (1920–present)“¹²; heute, fast ein halbes Jahrhundert später, hätte Yuasa das „present“ mit noch größerer Berechtigung schreiben können. Verglichen mit den subtilen Instrumentarien, die der Scientometrie in unserer Zeit zu Gebote stehen, waren die in Yuasas Abschätzung verwendeten Methoden grob. Nichtsdestoweniger ist die Auffassung, dass die politisch-geographische Verteilung der wissenschaftlichen Aktivitäten in der Welt über lange Zeiträume der neueren Wissenschaftsgeschichte hinweg monozentrisch strukturiert war und ist und dass es einen säkularen Trend der Verschiebung des Weltzentrums gibt, heute unabhängig von konkreten Datierungsfragen Gemeingut und wird auch von neueren historisch-statistischen Untersuchungen gestützt¹³.

Das Spannende an der Situation des frühen 20. Jhs. war nun, dass Deutschland in den Jahrzehnten nach der Reichsgründung den Höhepunkt seiner wissenschaftlichen Weltgeltung gerade erreicht hatte, während zugleich für die Verschiebung des Weltzentrums wissenschaftlicher Produktivität nach den USA die Würfel bereits gefallen waren. Ersteres war offenkundig und für jedermann einsichtig. Letzteres war, auch in den USA selbst, noch kaum vorstellbar und deutete sich nur für sensible Beobachter als Möglichkeit am Horizont der Geschichte an. Deutsch war anerkannte Weltsprache der Wissenschaft. Mit den

¹² M. Yuasa: *The shifting center of scientific activity in the west. From the 16th to the 20th century*. In: *Science and society in modern Japan. Selected historical sources*. Hrsg. von Sh. Nakayama, D. L. Swain und E. Yagi. Tokyo 1974, S. 81–103, hier S. 81. Zuerst in: *Japanese studies in the history of science* H. 1, 1962, S. 57–75.

¹³ S. Cole, Th. J. Phelan: *The scientific productivity of nations*. In: *Minerva* 17 (1999) 1, S. 1–23.

seit Beginn des neuen Jahrhunderts verliehenen Nobelpreisen war für die Kernbereiche der Naturwissenschaft ein griffiges und auch für die Allgemeinheit leicht überschaubares Instrumentarium globaler Reputationszuweisung entstanden. Wollte man nach der Quantität der errungenen Nobelpreise urteilen, so drohte der führenden Position Deutschlands in der wissenschaftlichen Welt nicht die geringste Gefahr. Im ersten Jahrzehnt des 20. Jhs. entfiel das größte Länderkontingent der naturwissenschaftlichen Nobelpreise, und zwar insgesamt 12 – davon 5 für die Chemie, 3 für die Physik und 4 für die Medizin – auf Deutschland. Berücksichtigt man ferner, dass der erste Chemie-Nobelpreisträger (1901), der Niederländer Jacobus Henricus van't Hoff, in Berlin arbeitete und dass zwei der in diesem Jahrzehnt verliehenen Literatur-Nobelpreise an deutsche Wissenschaftler – den Althistoriker Theodor Mommsen (1902) und den Philosophen Rudolf Eucken (1908) – gingen und eigentlich gar nicht für literarische, sondern für wissenschaftliche Leistungen vergeben wurden, dann fällt die Bilanz noch imponierender aus. Wer wollte angesichts dieses geballten Ausweises von Exzellenz schon glauben, dass es nur ein Glanz auf Zeit war, den man hier bewundern durfte?

Die Vereinigten Staaten errangen in dieser ganzen Dekade nur einen einzigen naturwissenschaftlichen Nobelpreis¹⁴. Er ging an den Physiker Albert Abraham Michelson, damals Professor in Chicago, und wurde ihm für seine optischen Präzisionsinstrumente und die damit ausgeführten Untersuchungen verliehen. Sein wichtigstes Ergebnis war ein negatives – die Einsicht in die Unmöglichkeit, die im 19. Jh. vermutete „Ätherdrift“ (die Relativbewegung der Erde gegenüber dem hypothetischen Äther) experimentell nachzuweisen. Dieses Ergebnis erlaubte es, die Ätherhypothese zu verwerfen, und machte so den Weg frei für die Aufstellung der Speziellen Relativitätstheorie durch Albert Einstein; Michelson selbst verhielt sich indes skeptisch gegenüber dieser Theorie, zu deren Voraussetzungen er selbst beigetragen hatte¹⁵. Die Geschichte seiner Lebensleistung passt noch voll in das Schema

¹⁴ Dazu kam noch der Friedens-Nobelpreis 1906, der dem amerikanischen Präsidenten Theodore Roosevelt verliehen wurde. Roosevelt, der auch als Protagonist des Professoren-austausches eine wesentliche Rolle spielte, erhielt diesen Preis für seine Vermittlung im russisch-japanischen Krieg 1904/05. Diese Auszeichnung demonstriert, wie sehr gerade die Verleihung der Friedenspreise von aktuellen politischen Erwägungen geleitet wurde. In seiner Gesamthaltung war Roosevelt keineswegs ein Pazifist, sondern Verfechter eines expansionistischen Kurses der USA; er hatte als Unterstaatssekretär im Marineministerium und Verantwortlicher für die Seestreitkräfte den Krieg gegen Spanien 1898 unterstützt, dessen siegreiche Beendigung die USA in den Besitz von Kuba, Puerto Rico, der Philippinen und Guam brachte.

¹⁵ M. Schaaf: Albert Abraham Michelson. In: Lexikon der bedeutenden Naturwissenschaftler. Dritter Band. Hrsg. von D. Hoffmann, H. Laitko und S. Müller-Wille. München 2004, S. 20–22.

von der wissenschaftlichen Superiorität Deutschlands. Während seiner Arbeit als Lehrer für Naturwissenschaften an der Marineakademie Annapolis (Maryland) begann er sich gegen Ende der 1870er Jahre mit dem Problem der genauen Messung der Lichtgeschwindigkeit zu beschäftigen. Da die Möglichkeiten, physikalische Präzisionsmessungen auszuführen, in den USA damals noch sehr gering waren, ließ sich Michelson 1880 von der Marine für zwei Jahre nach Europa beurlauben, hörte unter anderem Vorlesungen bei Robert Bunsen in Heidelberg und bei Hermann von Helmholtz in Berlin und arbeitete experimentell in Helmholtz' berühmtem physikalischen Universitätsinstitut am Reichstagsufer, das zu jener Zeit ein Mekka für ehrgeizige junge Physiker aus den Vereinigten Staaten war¹⁶. Hier baute er, von Helmholtz unterstützt, die erste Version seines Interferometers. In die Heimat zurückgekehrt, steigerte er in Zusammenarbeit mit Edward W. Morley die Genauigkeit seiner Messungen immer weiter und wurde so zu einem der Bahnbrecher der physikalischen Präzisionsmesstechnik in den USA. Im wissenschaftlichen Leben der USA war sein Einfluss in der Folgezeit so bedeutend, dass man retrospektiv eine ganze Ära der amerikanischen Naturwissenschaft mit seinem Namen verbindet¹⁷.

Genau dies war das aus der zweiten Hälfte des 19. Jhs. vertraute Bild vom wissenschaftlichen Niveaufälle zwischen den beiden Ländern: Ambitionierte Studenten kamen aus Übersee, um bei namhaften deutschen Professoren zu studieren; ehrgeizige junge Wissenschaftler reisten, oft für mehrere Jahre, nach Deutschland, um sich dort mit dem modernsten Stand der Forschung an den führenden Institutionen vertraut zu machen. Dies galt für ganz verschiedene Wissenschaftsgebiete, nicht nur für die Physik, sondern beispielsweise auch für die chemischen und die biologischen Wissenschaften. So bat Althoff bei der Vorbereitung des Professoren-austausches Anfang 1905 den bekannten Botaniker Eduard Strasburger, Direktor des Botanischen Instituts der Universität Bonn, um eine Zusammenstellung aller Ausländer, die während des letzten Jahrzehnts bei ihm gearbeitet hätten. An erster Stelle nannte Strasburger die Amerikaner, listete 20 Personen mit Angabe ihrer derzeitigen Stellungen an amerikanischen Universitäten auf und bemerkte dazu: „Tatsächlich ist in den letzten 10 Jahren kaum, so viel ich wüsste, ein Professor der Botanik in den Vereinigten Staaten angestellt worden, der nicht im hiesigen Institut gearbeitet hätte“¹⁸. Die Fixierung auf Deutschland als wissenschaftliches Modell wurde in den USA von den

¹⁶ D. Cahan: Hermann von Helmholtz und die Ausgestaltung der amerikanischen Physik im *Gilded Age*. In: Universität der Gelehrten (wie Anm. 5), S. 71–87.

¹⁷ The Michelson era in American science 1870–1930. Hrsg. von S. Goldberg. Cleveland, Ohio 1987.

¹⁸ Zusammenstellung von E. Strasburger, 2. 2. 1905. – GStPK Rep. 92 NL Althoff A I Nr. 309 II, Bl. 20.

Professoren- an die Studentengenerationen weitergegeben. In die Gegenrichtung reiste man nicht, um in den USA ein überlegenes wissenschaftliches Niveau kennen zu lernen, sondern – mitunter auch verbunden mit Sympathie für die freieren politischen Verhältnisse jenseits des Ozeans – vor allem, um im „Land der unbegrenzten Möglichkeiten“ Freiräume für den eigenen Aufstieg zu finden, während in Deutschland die akademischen Karrierewege schon hochgradig verstopft waren. So begegneten sich in den Lehrkörpern der mehr oder weniger am deutschen Wissenschaftsmodell orientierten Universitäten der USA – sowohl in den Neugründungen wie Johns Hopkins¹⁹, Chicago²⁰ oder Cornell²¹, deren Gründungspräsident Andrew D. White²² im unmittelbaren Vorfeld des Professorenaustausches von 1897 bis 1902 Botschafter der USA in Deutschland war²³, als auch in den tiefgehend umgestalteten Traditionseinrichtungen wie Harvard²⁴ oder Columbia²⁵ – aufstrebende, forschungsinteressierte amerikanische Wissenschaftler, die zum Teil in Deutschland studiert hatten, und Deutschamerikaner, die teils noch die deutsche Staatsangehörigkeit besaßen und teils schon amerikanische Staatsbürger geworden waren. Eine Reihe solcher Deutschamerikaner war in den Professorenaustausch zentral involviert, vor allem die beiden Harvard-Professoren Kuno Francke und Hugo Münsterberg²⁶. Die zahlreichen Vereine und Zeitungen der Deutschamerikaner, die untereinander vernetzt waren und auf deren Mitwirkung Althoffs Strategie der auswärtigen Kulturpolitik sich wesentlich stützte, bildeten für gezielte Aktivitäten wie den Professorenaustausch ein wirksames kulturelles Hinterland.

¹⁹ J. C. French: *A history of the University founded by Johns Hopkins*. Baltimore 1946.

²⁰ Th. W. Goodspeed: *A history of the University of Chicago founded by John D. Rockefeller: the first quarter-century*. Chicago, Ill. 1916.

²¹ C. Becker: *Cornell University. Founders and the founding*. Ithaca, NY 1943.

²² W. P. Rogers: *Andrew D. White and the modern university*. Ithaca, NY 1942; R. Bordin: *Andrew Dickson White. Teacher of history*. Ann Arbor 1958; G. C. Altschuler: *Andrew D. White – educator, historian, diplomat*. Ithaca/London 1979; Ch. Strupp: *Auf der Suche nach der neuen Form: Andrew D. White, Gründungspräsident der Cornell University*. In: *Universität der Gelehrten* (wie Anm. 5), S. 53–69.

²³ W. J. M. Drechsler: *Andrew D. White in Deutschland. Der Vertreter der USA in Berlin, 1879–1881 und 1897–1902*. Stuttgart 1989.

²⁴ M. und Ph. Keller: *Making Harvard modern: the rise of America's university*. Oxford u.a. 2001.

²⁵ R. A. McCaughey: *Stand, Columbia: a history of Columbia University in the City of New York, 1754–2004*. New York u. a. 2003.

²⁶ J. und L. Spillmann: *The rise and fall of Hugo Münsterberg*. In: *Journal of the History of the Behavioral Sciences* 29 (1993), S. 322–338. – Unter den Psychologen in Deutschland wird die Erinnerung an Münsterberg wachgehalten; der Berufsverband Deutscher Psychologen vergibt seit 1981 die Hugo-Münsterberg-Medaille für besondere Verdienste um die angewandte Psychologie.

Wenn deutsche Professoren auf kulturmissionarische Vortragsreisen gingen, dann füllten die Mitglieder dieser Vereine die Säle, und die Zeitungen sorgten für ein enthusiastisches Presseecho. So nährten vielerlei Indizien die Illusion von einem „Weltreich des deutschen Geistes“, das sich auf dem Weg friedlicher Expansion statt militärischer Eroberung über den Erdball ausbreiten und insbesondere auch in Nordamerika geistige Ansatzpunkte finden würde. Die praktischen Unternehmungen waren von einem hochgestimmten, romanisierenden Pathos begleitet, das jedoch in seiner politischen Färbung erheblich differierte. Bei den Deutschamerikanern war oft eine kosmopolitische Euphorie zu finden; so meinte Kuno Francke, mit dem Austausch eine „allgemeine Verbrüderung deutscher und amerikanischer Wissenschaft“ herbeiführen zu können, die „die geistige Verschmelzung der beiden Völker zur endlichen Folge haben“ würde²⁷. Kulturimperialistisch gestimmte deutsche Gelehrte bevorzugten hingegen nationalistische Töne. Der bei seinen Auftritten in den USA sehr erfolgreiche Germanist Eugen Kühnemann, damals Rektor der Kgl. Akademie Posen, berichtete im Oktober 1905 aus Chicago über eine im Frühherbst durchgeführte Vortragsreise durch zahlreiche nordamerikanische Städte, bei der er vor allem vor deutschen Vereinen aufgetreten war, die Auftritte „vorübergehend auftauchender Sendboten“ neben der Wirksamkeit längerfristig lehrender deutscher Professoren würden hier empfunden „als Zeichen der lebendig bestehenden Verbindung mit dem Mutterlande. So bildet und belebt sich das Gefühl eines Großdeutschtums, das die Erde umfasst“²⁸.

2. Indikatoren beginnender Dominanzverschiebung

Allerdings gab es durchaus Warnsignale, aus denen aufmerksame Beobachter entnehmen konnten, dass eine Fortdauer der wissenschaftlichen Überlegenheit Deutschlands gegenüber den USA keineswegs eine Selbstverständlichkeit war. Eines dieser Signale war der rasante technisch-technologische Fortschritt der Industrie und des Verkehrswesens in den USA. Ein anderes war der beginnende Rückgang der Zahl amerikanischer Studenten an deutschen Universitäten. Während das erstgenannte Phänomen seinen handfesten Ausdruck in Maschinen und Maschinensystemen fand, war das letztere von subtilerer Art; es zeigte einen Mentalitätswandel in den USA an und hatte insofern die Qualität eines Frühwarnindikators.

²⁷ K. Francke: Das Kartell zwischen deutschen und amerikanischen Universitäten. In: New Yorker Staats-Zeitung, 16. April 1905. Sonntagsblatt. – GStPK Rep. 92 NL Althoff A I Nr. 309 I, Bl. 303–304, hier Bl. 304.

²⁸ E. Kühnemann an F. Althoff, 11. 10. 1905. – GStPK Rep. 92 NL Althoff A I Nr. 309 I, Bl. 256.

Weltausstellungen und technologischer Wettbewerb

Ein konzentriertes Bild vom Aufstieg der amerikanischen Technik boten die im Abstand von wenigen Jahren veranstalteten Weltausstellungen²⁹, insbesondere jene drei, die in den USA selbst stattgefunden hatten: die „Centennial Exhibition“ 1876 in Philadelphia aus Anlass des 100. Jahrestages der amerikanischen Unabhängigkeit³⁰, die „World’s Columbian Exposition“ 1893 in Chicago, der zu einem Drittel von Deutschstämmigen bewohnten zweitgrößten Stadt der USA³¹, und 1904 in St. Louis die „Louisiana Purchase Exposition“³².

Vor allem Philadelphia wurde als ein Paukenschlag empfunden. Der amerikanische Maschinenbau imponierte nicht mit bloßer Masse, sondern mit Qualität und Innovativität. Aufsehen erregte eine 13 m hohe Dampfmaschine der Firma Corliss, die mit ihren 2500 PS die gesamte Ausstellung mit Energie versorgte. Auf einen solchen Auftritt der amerikanischen Industrie war man, wie Petra Krutisch bemerkt, keineswegs vorbereitet: „Zwar erwartete man auf diesem Gebiete ein deutliches Auf- oder gar Überholen seitens der Amerikaner, doch eine so klare Dominanz verblüffte dann doch sowohl Fachleute wie Laien“³³. Die in Philadelphia vorgestellten lukullischen Spezialitäten, Biere und Weine aus Deutschland ernteten hohes Lob, doch die deutsche Industrie wurde förmlich deklassiert.

²⁹ W. Kretschmer: *Geschichte der Weltausstellungen*. Frankfurt a.M./New York 1999; Th. Schriefers: *Für den Abriss gebaut? Anmerkungen zur Geschichte der Weltausstellungen*: Hagen 1999; E. Fuchs: *Nationale Repräsentation, kulturelle Identität und imperiale Hegemonie auf den Weltausstellungen*. Einleitende Bemerkungen. In: *Weltausstellungen im 19. Jahrhundert*. Hrsg. von E. Fuchs. *COMPARATIV. Leipziger Beiträge zur Universalgeschichte und vergleichenden Gesellschaftsforschung* 9 (1999) H. 5/6, S. 8–14. Siehe auch die Übersicht über grundlegende Werke zum Thema auf S. 9, Fußn. 3.

³⁰ E. Fuchs: *Das Deutsche Reich auf den Weltausstellungen vor dem Ersten Weltkrieg*. In: *Weltausstellungen* (wie Anm. 29), S. 61–88, hier S. 64–65; P. Krutisch: *Aus aller Herren Länder. Weltausstellungen seit 1851*. Nürnberg 2001, S. 61–67.

³¹ *Chicago und die Columbianische Weltausstellung 1893*. Mit Zustimmung des Reichskommissars zusammengestellt. Berlin 1892; R. Reid Badger: *The great American fair. The world’s Columbian exposition and American culture*. Chicago 1979; Fuchs, *Das Deutsche* (wie Anm. 30), S. 70–77; Krutisch, *Aus aller* (wie Anm. 30), S. 85–93.

³² *Weltausstellung in St. Louis 1904*. Amtlicher Katalog. Ausstellung des Deutschen Reiches. Hrsg. vom Reichskommissar. Berlin 1904; Krutisch, *Aus aller* (wie Anm. 30), S. 104–107.

³³ Krutisch, *Aus aller* (wie Anm. 30), S. 63.

Der Berliner Technikwissenschaftler Franz Reuleaux³⁴ gestand die Niederlage unumwunden ein und machte sie noch während der Ausstellung mit seinen in der National-Zeitung gedruckten *Briefen aus Philadelphia* in Deutschland publik: „Sie den Landsleuten zu verschweigen oder zu bemänteln, wäre gegen die patriotische Pflicht ... Als Quintessenz aller Angriffe tritt der Wahrspruch auf: Deutschlands Industrie hat das Grundprinzip ‚billig und schlecht‘ ... Zweiter Satz: Deutschland weiß in den gewerblichen und bildenden Künsten keine anderen Motive mehr, als tendenziös-patriotische, die doch auf den Weltkampffplatz nicht gehören, und die auch keine andre Nation hingebacht hat. ... Dritter Satz: Mangel an Geschmack im Kunstgewerblichen, Mangel an Fortschritt im rein Technischen“³⁵. Allerdings war der Eindruck, den die deutsche Industrie in Philadelphia hinterließ, kein objektives Zeugnis ihres Leistungsstandes; ihr schwaches Engagement beruhte, wie Eckhardt Fuchs ausführt, nicht zuletzt darauf, dass die Teilnahmekosten von den Ausstellern selbst entrichtet werden sollten³⁶. Nichtsdestoweniger trug Reuleaux’ Appell, der ihm in Deutschland Proteste und persönliche Angriffe einbrachte, dazu bei, die deutsche Industrie auf eine nunmehr transatlantische Wettbewerbssituation einzustimmen, und löste eine Qualitäts- und Innovationskampagne aus³⁷.

Fuchs schildert die intensiven und schließlich von Erfolg gekrönten Bemühungen der deutschen Regierung, mit einem überzeugenden Auftritt in Chicago 1893 die Scharte von Philadelphia auszuweiten. Ein zusätzliches Motiv für die Anspannung aller Kräfte ergab sich daraus, dass Deutschland die beiden Pariser Weltausstellungen 1878 und 1889 aus politischen Gründen boykottiert hatte und der Versuch, eine eigene Weltausstellung aus-

³⁴ Reuleaux nahm an mehreren Weltausstellungen als Preisrichter bzw. als Reichskommissar teil; die Ausstellung in Chicago besuchte er als Privatreisender. – H.-J. Braun: *Leben und Werk von Franz Reuleaux*. In: F. Reuleaux: *Briefe aus Philadelphia*. Nachdruck der Ausgabe Braunschweig 1877. Weinheim 1983, S. 113–151; K. Mauersberger: *Franz Reuleaux*. In: *Lexikon der bedeutenden*, Dritter Band (wie Anm. 15), S. 202–206; K. Mauersberger: *Franz Reuleaux und die Kinematik – ein kühner heuristischer Entwurf der Maschinenwissenschaften im 19. Jahrhundert*. In: *Dahlemer Archivgespräche* Bd. 11. Hrsg. von E. Henning und M. Kazemi. Berlin 2005, S. 73–96, hier S. 79–80.

³⁵ Zit. in Krutisch, *Aus aller* (wie Anm. 30), S. 66.

³⁶ Fuchs, *Das Deutsche Reich* (wie Anm. 30), S. 64.

³⁷ E. Bally: *Ein freies Wort über die Weltausstellung in Philadelphia und die industriellen Verhältnisse in den Vereinigten Staaten von Amerika*. Aarau 1976; F. Goldschmidt: *Die Weltausstellung in Philadelphia und die Deutsche Industrie*. Berlin 1877; G. Seelhorst: *Die Philadelphia-Ausstellung und was sie lehrt. Ein Weck- und Mahnruf für den deutschen Gewerbsmann*. Nördlingen 1878; H.-J. Braun: *Franz Reuleaux und der Technologietransfer zwischen Deutschland und Nordamerika am Ausgang des 19. Jahrhunderts*. In: *Technikgeschichte* 48 (1981), S. 112–130.

zurichten, fehlgeschlagen war. Dem im Mai 1891 ernannten Reichskommissar Adolf Wermuth³⁸ gelang es, die anfangs zurückhaltenden deutschen Unternehmerkreise (man befürchtete „geistigen Diebstahl“ durch die amerikanische Konkurrenz oder schützte eine solche Befürchtung wenigstens vor) zu einem stärkeren Engagement zu bewegen, zumal die Regierung für diese Ausstellung insgesamt 3,6 Millionen Mark aufwandte. Deutschland imponierte in Chicago nicht nur mit verspielter historistischer Architektur (das „Deutsche Haus“, ein wirkungsvoller Nostalgieort für die Deutschamerikaner, war ein im Stil der Neorenaissance komponiertes Konglomerat aus Bauteilen verschiedener süddeutscher Rathäuser aus dem 16. Jh.) und mit „Hagenbeck’s Animal Show“, sondern auch und vor allem mit seinen Industrierzeugnissen, die diesmal allgemeines Lob ernteten. Deutschland hatte mit insgesamt 29 Kollektivausstellungen seine Vertretung im Vergleich zu Philadelphia vervierfacht und bot damit unter allen teilnehmenden Staaten die nächst den Gastgebern größte Präsentation³⁹. Die Firma Krupp zeigte in einem eigenen neobarocken Pavillon ihre gesamte Produktpalette – vor allem auch Waffen und Munition. Auf dem am 15. Juni anlässlich des Jahrestages der Thronbesteigung Wilhelms II. veranstalteten „Deutschen Tag“ erklärte Carl Schurz in einer Rede, in Philadelphia hätte Deutschland eine „Politik im Unterbieten des Preises“ praktiziert, nun aber sei es zu einer „Politik des Überbietens im Werthe“ übergegangen⁴⁰. Mehr als ein Viertel der auf der Ausstellung vergebenen Preise gingen an deutsche Exponate⁴¹.

Indes war ungeachtet der eindrucksvollen Aufholjagd Deutschlands nicht zu übersehen, dass sich der rasante Aufstieg der technischen Leistungsfähigkeit der USA ungebrochen und sogar noch beschleunigt fortsetzte. Auch davon legte diese Weltausstellung Zeugnis ab⁴². Die Ausstellung stand nun nicht mehr, wie noch in Philadelphia, im Zeichen der Dampfkraft, sondern bereits im Zeichen der Elektrizität. Eine ringförmige Elektrobahn zog sich durch das ganze Ausstellungsgelände. Während aber die amerikanischen Fortschritte auf dem Gebiet der Elektrotechnik die Vertreter der deutschen Industrie (noch) nicht beunruhigen mussten, wurden die Gäste aus Europa von der durch zahlreiche Wolkenkratzer gekennzeichneten Silhouette der nach der verheerenden Brandkatastrophe von

³⁸ A. Wermuth: Ein Beamtenleben. Erinnerungen. Berlin 1922.

³⁹ Chicago und die Columbische Weltausstellung 1893. Mit Zustimmung des Reichskommissars zusammengestellt. Berlin 1892.

⁴⁰ Zit. in: Fuchs, Das Deutsche Reich (wie Anm. 30), S. 76.

⁴¹ Amtlicher Bericht über die Weltausstellung in Chicago 1893, erstattet vom Reichskommissar. Berlin 1894.

⁴² R. Reid Badger: The great American fair. The world’s Columbian exposition and American culture. Chicago 1979.

1871 wieder aufgebauten Stadt am nachhaltigsten beeindruckt. Die Wolkenkratzer waren das weithin sichtbare Symbol dafür, dass die USA im Begriff waren, das technische Niveau Europas zu überholen. Die Chicagoer Schule um Louis Henry Sullivan wurde zur Wegbereiterin der modernen Hochhausarchitektur, die sich nach amerikanischem Muster weltweit ausbreitete⁴³. Weniger auffällig, aber von nicht geringerer Bedeutung war die im Jahr vor der Ausstellung auf der Basis einer Stiftung von John D. Rockefeller erfolgte Neugründung der University of Chicago. Obwohl in dieser Stadt aufgrund der ethnischen Zusammensetzung ihrer Bevölkerung vielleicht eine besondere Empfänglichkeit für deutsche Vorbilder zu erwarten gewesen wäre, war diese Neugründung keineswegs eine Kopie deutscher Muster. Die ausgeprägte Eigenständigkeit des Graduiertenstudiums gegenüber den vorhergehenden Bildungsstufen bildete eine hinreichende Voraussetzung, um den Forschungsimperativ institutionell zu integrieren, aber insgesamt handelte es sich um eine eigenständige Lösung, die sich aller Vorzüge der amerikanischen Tradition bediente. Chicago war, wie Nott Flint in einer zeitgenössischen Selbstdarstellung hervorhob, die zweite Universität der USA „to provide continuous instruction from the kindergarten up through work for the Doctor’s degree“; Althoff nahm diese aufschlussreiche Broschüre in Vorbereitung des Professoren-austausches zu den Akten des Kultusministeriums⁴⁴.

Studium von Amerikanern in Deutschland

Im Verlauf des 19. Jhs. hatte man sich daran gewöhnt, dass amerikanische Studenten in für jene Zeit beträchtlichen Quantitäten an deutschen Universitäten studierten. Anfangs waren es Einzelne, die in den Übersichtsarbeiten zu dieser Frage in der Regel namentlich genannt werden⁴⁵, dann bescheidene Kontingente, und schließlich steigerte sich in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts die Zahl der Studenten deutlich und fortlaufend. Die ersten Amerikaner kamen schon Ende des 18. Jhs. zum Studium nach Deutschland. Philipp Löser

⁴³ M. M. Elia: *Louis Henry Sullivan 1856–1924*. Milano 1995; F. A. Randall: *History of the development of building construction in Chicago*. 2nd ed., rev. and expanded. Urbana u. a. 1999.

⁴⁴ N. Flint: *The University of Chicago. A sketch*. Chicago 1904, S. 9. – GStPK Rep. 92 NL Althoff I A Nr. 309 I, Bl. 332–344, hier Bl. 337.

⁴⁵ Auf Anregung des damaligen Präsidenten von Harvard, John Thornton Kirkland, gingen zwischen 1815 und 1824 die Studenten Everett und George Ticknor, Joseph Green Cogswell, George Bancroft und George Calvert nach Göttingen; sie alle wurden in ihrer Heimat bedeutende Wissenschaftler. Bancroft wechselte 1820 von Göttingen nach Berlin, das er besonders innovativ fand. – Ph. Löser, Ch. Strupp: *Einleitung*. In: *Universität der Gelehrten* (wie Anm. 5), S. 7–30, hier S. 11–12.

und Christoph Strupp geben für die Zeit zwischen 1810 und 1840 insgesamt 55 Studenten an deutschen Universitäten an; in den 1860er Jahren waren es bereits etwa 300, in den 1890er Jahren mehr als 2000. Die geschätzte Gesamtzahl für die Zeit bis 1914 liegt zwischen 9000 und 10.000⁴⁶. Das Spektrum der Fachgebiete reichte von der Theologie bis zur Physik, einige Universitäten wie Göttingen wurden zu bevorzugten Zielorten für Amerikaner⁴⁷. Die Motive, in Deutschland zu studieren, waren weitgefächert. Bis in das letzte Drittel des 19. Jhs. hinein war es in Nordamerika in verschiedenen Disziplinen noch schwierig bis unmöglich, ein Fachstudium auf Graduiertenniveau zu absolvieren; bis gegen 1860 musste man nach Deutschland gehen, wenn man den Dr. phil. erwerben wollte. Generell wurde Deutschland in vielen Fächern als maßstabsetzend angesehen. Da umgekehrt die Anzahl der Deutschen, die (ohne die Absicht der Auswanderung) zum Studium nach Amerika gingen, vernachlässigbar klein war, konnte man in Deutschland aus der quantitativen Asymmetrie des Austausches auf eine überlegene Attraktivität des eigenen Hochschul- und Wissenschaftssystems rückschließen.

Die jungen Amerikaner, die sich zu einem Studium in Deutschland entschlossen, waren zum großen Teil überdurchschnittlich begabt und ehrgeizig; viele von ihnen spielten nach dem Studienabschluss in der wissenschaftlichen Entwicklung ihres Landes eine maßgebliche Rolle. Dies prädestinierte sie zu Multiplikatoren des in Deutschland aufgenommenen Wissenschafts- und Universitätsideals. Der Deutschamerikaner Louis Viereck schrieb 1905 in einem Pressebeitrag, „dass es Tausende von amerikanischen Universitätslehrern gibt, die im Besitze deutscher Universitätsbildung sind und dadurch wieder deutsches Wissen auf ihre Schüler übertragen, ja sie, wie es sehr häufig geschieht, direkt ermuntern, ihre Studien möglichst in Deutschland selbst fortzusetzen“⁴⁸. Von deutscher Seite wurde erhofft, dass sie eben diese Funktion übernehmen würden, und manche waren auch von sich aus überzeugt, nach besten Kräften deutsche Modelle zu transferieren. Es fällt nicht schwer, Äußerungen solcher Persönlichkeiten zu finden, in denen sie den deutschen Universitäten höchstes Lob spendeten. So schrieb der Historiker und Diplomat Andrew D. White, der von 1853 bis 1856 seine Studien in Europa fortgesetzt hatte, in seiner Auto-

⁴⁶ Ebd., S. 13.

⁴⁷ K. H. Jarausch: American students in Germany, 1815–1914: The structure of German and U. S. matriculants at Göttingen university. In: German influences on education in the United States to 1917. Hrsg. von H. Geitz, J. Heideking und J. Herbst. Cambridge 1995, S. 195–211.

⁴⁸ L. Triang (Pseudonym von L. Viereck): Deutschland – Amerika. Zur Geschichte deutsch-amerikanischen Gelehrtenaustausches. In: Berliner Tageblatt vom 10. 7. 1905. – GStPK Rep. 92 NL Althoff A I Nr. 309 I, Bl. 307–308, hier Bl. 308.

biographie rückblickend über die Berliner Universität: „There I saw my ideal of a university not only realized, but extended and glorified – with renowned professors, with ample lecture-halls, with everything possible in the way of illustrative materials, with laboratories, museums, and a concourse of youth from all parts of the world“⁴⁹. Es liegt nahe, dass White in seiner Botschafterzeit in Berlin den Austauschgedanken energisch förderte. Steven Roy Turner bemerkt: „Everywhere German-trained Americans made up the shock-troops of the University movement“⁵⁰. Das „University movement“ – die nach dem Bürgerkrieg in den USA einsetzende starke Bewegung, Colleges in vollwertige Universitäten umzuwandeln oder forschungsorientierte Universitäten ganz neu zu gründen – wurde von Personen mit deutschem Bildungshintergrund einerseits gefördert und bot ihnen andererseits neue Aufstiegschancen: „By reorienting their fields towards research, based on continental training and organization, German-trained scientists made an important contribution to the transformation of scholarship into an academic profession in the United States“⁵¹. Strupp schreibt, dass „der ausgebildete Experte innerhalb weniger Jahrzehnte den gebildeten ‚Gentleman‘ als gesellschaftliche Leitfigur verdrängte ...“ Dieser Wandel fand in den USA – als Teil einer massiven Umgestaltung des Systems höherer Bildung – im wesentlichen zwischen 1860 und 1900 statt⁵².

Damit war spätestens um die Jahrhundertwende eine Sättigung jenes „akademischen Nachholbedarfs“ eingetreten, der besonders im letzten Drittel des 19. Jhs. nordamerikanische Studenten in großer Zahl nach Deutschland getrieben hatte. Nach einer Periode stürmischen Anstiegs stagnierten die Kontingente oder begannen bereits zu sinken. Edward Shils und John Roberts erklären diesen in der Literatur allgemein festgestellten Tatbestand mit dem relativen Abschluss einer spezifischen Modernisierungsphase im amerikanischen Hochschulsystem: „Das Graduiertenstudium war in den führenden staatlichen und privaten Universitäten fest etabliert, und man brauchte nicht mehr nach Deutschland zu gehen, um Fächer zu studieren, die in den Vereinigten Staaten nicht ausreichend angeboten worden waren“⁵³. Jarusch kommt in seiner Untersuchung zur Universität Göttingen als

⁴⁹ A. D. White: *Autobiography* Bd. I. New York 1907, S. 291. Zit. in: Strupp, *Auf der Suche* (wie Anm. 22), S. 56.

⁵⁰ R. R. Turner: *Humboldt in North America? Reflections on the research university and its historians*. In: Humboldt International. *Der Export des deutschen Universitätsmodells im 19. und 20. Jahrhundert*. Hrsg. von R. Ch. Schwinges. Basel 2001, S. 289–312, hier S. 293.

⁵¹ Jarusch, *American students* (wie Anm. 47), S. 210.

⁵² Strupp, *Auf der Suche* (wie Anm. 22), S. 54.

⁵³ E. Shils, J. Roberts: *Die Übernahme europäischer Universitätsmodelle*. In: *Geschichte der Universität in Europa* Band III. Vom 19. Jahrhundert zum Zweiten Weltkrieg (1800–1945). Hrsg. von W. Rüegg. München 2004, S. 145–196, hier S. 153.

einem der bevorzugten Zielorte amerikanischer Studenten in Deutschland zu dem Ergebnis, dass es nach einem Maximum von 35 Studierenden im Jahre 1895 zu einem Absinken der Zahl nach der Jahrhundertwende auf etwa 18 pro Jahr mit einem Minimum von 9 im Jahre 1905 kam; danach war wieder eine gewisse Erholung zu beobachten⁵⁴. Der Rückgang war also in den Jahren der Vorbereitung und Einleitung des Professorenaustausches besonders deutlich; vermutlich würde man für andere Universitäten, zu denen bisher keine vergleichbar genauen Untersuchungen vorliegen, zu ähnlichen Ergebnissen gelangen. Die absoluten Zahlen der amerikanischen Studenten sagen jedoch nur einen Teil der Wahrheit. Jarausich weist auf eine Relation hin, die noch wesentlich aufschlussreicher ist. Innerhalb eines Jahrhunderts, von 1810 bis 1910, wuchs die Zahl der Einschreibungen von Studenten in den USA von 2562 auf 355.000; der Anteil der Amerikaner an der Göttinger Studentenschaft erhöhte sich von knapp über 1 % in den 1810er Jahren auf etwa 2,5 % im Jahre 1895, stieg also wesentlich langsamer als die Gesamtzahl der amerikanischen Studenten⁵⁵. Die im letzten Drittel des 19. Jhs. zu verzeichnende beträchtliche Zunahme des nordamerikanischen Studentenkontingents in deutschen Hörsälen bedeutete wegen des enormen Anstiegs der inländischen Immatrikulationen in den USA zugleich, dass der Anteil der amerikanischen Studenten, die nach Deutschland gingen, bereits sank, als ihre absolute Zahl noch eindrucksvoll wuchs.

Für Beobachter in Deutschland war es das Nächstliegende, den Rückgang des Zustroms aus Nordamerika zu den deutschen Universitäten als Symptom nachlassenden deutschen Einflusses auf die Entwicklung in den USA zu interpretieren und als Gegenmittel an Kampagnen verstärkter Einflussnahme zu denken, die sich das weiterhin hohe Prestige des deutschen Wissenschaftssystems in den USA und die Pflege der Heimatverbundenheit unter den Deutschamerikanern zunutze machen könnte. Im Juliheft 1903 der *Deutsch-amerikanischen Geschichtsblätter* hatte Emil Mannhardt, Sekretär der Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft von Illinois, einen Aufsatz veröffentlicht, den die deutsche Botschaft in Washington zum Anlass nahm, am 8. 11. 1903 einen Bericht über den Bestand des deutschen Elements in den Vereinigten Staaten nach Berlin zu übermitteln. Daraufhin wurde über Althoff von Wilhelm Lexis in Göttingen eine gründliche Analyse „in Betreff des Anteils der deutschen Nationalität an der Bevölkerung der Vereinigten Staaten“ angefordert,

⁵⁴ Jarausich, *American students* (wie Anm. 47), S. 203.

⁵⁵ Ebd., S. 207 Fußn. 31.

die dieser am 5. 6. 1904 einreichte⁵⁶. Lexis konstatierte, dass im Jahre 1900 die Zahl der Deutschen (Eingewanderte sowie in den USA Geborene mit mindestens einem aus einem deutschsprachigen Land eingewanderten Elternteil) aus dem Reich und anderen Ländern insgesamt 7,8 Millionen (13 % von knapp 67 Mio. weißen US-Einwohnern) betrug. Zwar lag der Anteil der Englisch sprechenden Gruppe damals mit 14,1 % nur unwesentlich höher: „Die Herrschaft der englischen Sprache aber dehnt sich rasch auch auf die Abkömmlinge aller übrigen Nationalitäten aus“⁵⁷. Das Deutschtum sei nicht so vorwiegend, wie es nach Mannhardts Schätzung erscheint, „sondern steht hinter dem angelsächsischen und noch mehr hinter dem britischen Element zurück, was in einem ursprünglich englischen Kolonialgebiet auch kaum anders erwartet werden konnte“⁵⁸. Kultusminister Studt teilte die Schlussfolgerungen aus der Studie von Lexis direkt dem Kaiser mit und fügte das vollständige Gutachten bei⁵⁹. Die nüchternen Einschätzungen, die Lexis in seiner sehr differenzierten Untersuchung abgab, waren geeignet, voreilige Erwartungen zu dämpfen, die mit einer möglichen erneuten Verstärkung des deutschen Einflusses in den USA durch eine auf das Deutschamerikanertum gestützte Kulturoffensive verbunden waren.

Allerdings verfehlte ein Kalkül, der auf Einfluss und Abhängigkeit setzte, die tatsächliche Problemlage vollkommen – ganz gleich, ob die abgegebenen Einschätzungen vorsichtig oder kühn waren. „Einfluss“ ist kein Begriff, mit dem sich die Bedeutung des deutschen Wissenschaftssystems für die Entwicklung der USA angemessen ausdrücken lässt, denn er suggeriert, die deutsche Seite wäre die aktiv wirksame, die amerikanische hingegen die passiv-rezipierende gewesen, und verführt zu einer Fehldeutung des amerikanischen Wissenschaftssystems im späten 19. Jh. als eine mehr oder minder gute Kopie des deutschen. Eine solche Deutung ginge am Wesentlichen vorbei. Löser und Strupp betonen, „dass die Aufnahme deutscher Bildungsmodelle im US-amerikanischen Kontext nicht als reproduktiver Prozess zu beschreiben ist. Statt dessen liegen Adaptionen und Transformationen deutscher Grundmuster im Erwerb, bei der Verbreitung und bei der Organisation von Wissen vor“⁶⁰. Wie Mitchell G. Ash schreibt, sah die neu entstehende wissenschaftliche Elite der USA „in Deutschland eben das, was für ihre Zwecke nützlich war, setzte genau das Gewählte um

⁵⁶ Ausarbeitung von Wilhelm Lexis zum Anteil der deutschen Nationalität an der Bevölkerung der Vereinigten Staaten (Abschrift). – GStPK Rep. 92 NL Althoff A I Nr. 309 III, Bl. 8–18.

⁵⁷ Ebd., Bl. 9.

⁵⁸ Ebd., Bl. 18.

⁵⁹ K. Studt an Wilhelm II. (Abschrift), 24. 9. 1904. – GStPK Rep. 92 NL Althoff A I Nr. 309 III, Bl. 19–21.

⁶⁰ Löser, Strupp, Einleitung (wie Anm. 45), S. 22.

und ignorierte den Rest“⁶¹. Jarausch schließlich resümiert: „During the second half of the nineteenth century, German models and experiences had their greater impact not in cultural colonizing, but in stimulating an authentically American academic development“⁶². Hätte diese Position dem Professoren Austausch zugrunde gelegen, so hätte er vielleicht wirklich ein neues Kapitel bilateraler Wissenschaftsbeziehungen aufschlagen können. Doch die dazu erforderliche Einsicht, dass Deutschlands Vorbildrolle für das amerikanische Wissenschaftssystem historisch erschöpft war, hätte wohl den Rahmen dessen überschritten, was im späten wilhelminischen Reich denkmöglich war.

Langzeittrends

Der Aufstieg der Vereinigten Staaten im 19. Jh. hatte sehr solide Grundlagen, für die das imperiale Deutschland, das mit und auf Basis der Reichsgründung seine europäischen Rivalen dauerhaft zu überflügeln trachtete, kein Äquivalent besaß. Nach dem Ende des Bürgerkrieges waren die USA in der Lage, von ihren exzeptionellen Vorzügen – großes, rohstoffreiches Territorium, praktisch schrankenlose Möglichkeiten „innerer Kolonisierung“, ständiger Zustrom leistungswilliger, initiativreicher Immigranten aus aller Welt, vor allem aus dem „alten“ Europa, geographische Unverwundbarkeit und Fehlen jedweder äußeren Bedrohung – vollen Gebrauch zu machen. Wie Paul Kennedy schreibt, hatte dieser Prozess unter den gegebenen Bedingungen „fast eine Zwangsläufigkeit. Nur permanente menschliche Unzulänglichkeit oder anhaltender Bürgerkrieg oder eine Klimakatastrophe hätten diese Expansion bremsen – oder die Millionen von Immigranten abschrecken können, die sich über den Atlantik ergossen, um ihren Anteil an diesem Paradies zu suchen, und die die Zahl der produktiven Arbeitskräfte erhöhten. Die Vereinigten Staaten schienen *alle* wirtschaftlichen Vorteile zu haben, von denen *einige* andere Mächte nur einen *Teil* besaßen, und sie schienen *keine* Nachteile auf sich nehmen zu müssen“⁶³. Geographisch begünstigt, konnten sich die USA ungewöhnlich lange in einer weltpolitischen Nische entwickeln, in der sie eine solche Stärke zu akkumulieren vermochten, dass sie schon nicht mehr zu schla-

⁶¹ M. G. Ash: Heißt „Humboldt International“ auch „Humboldt Interkulturell“? Überlegungen der Rezeption deutscher Universitäts- und Wissenschaftsstrukturen in anderen Ländern. In: Humboldt International (wie Anm. 50), S. 335–346, hier S. 342.

⁶² Jarausch, American students (wie Anm. 47), S. 211.

⁶³ P. Kennedy: Aufstieg und Fall der großen Mächte. Ökonomischer Wandel und militärischer Konflikt von 1500 bis 2000. Frankfurt a.M. 1991, S. 369.

gen waren, als sie um die Wende vom 19. zum 20. Jh. mit eigenen imperialen Ansprüchen die politische Weltbühne betraten.

Das forcierte Wachstum des vereinigten Deutschland, das die zwischen den europäischen Mächten bestehende Kräftebalance herausforderte, verdeckte diese fundamentale Tatsache – für die selbstgewissen Deutschen ohnehin, vielleicht sogar auch für manchen Beobachter in Übersee. So konnte es zu Beginn des 20. Jhs. scheinen, die Frage nach der künftig dominierenden Weltmacht wäre noch offen, während sie tatsächlich bereits entschieden war. Die quantitative und qualitative Entwicklung der Wirtschaft im wilhelminischen Deutschland war eindrucksvoll, doch die amerikanische Wirtschaft entwickelte sich noch dynamischer. Kennedy hat eine Reihe aggregierter wirtschaftsstatistischer Daten zusammengestellt, die das veranschaulichen. Bis 1880 hatten die USA das Deutsche Reich bereits im Umfang des industriellen Potentials, im Industrialisierungsniveau pro Kopf und im Anteil an der Weltindustrieproduktion überholt, und die Schere öffnete sich bis zum Beginn des Weltkrieges immer weiter⁶⁴. Wie Kennedy es ausdrückt, ging die „Ära Vasco da Gamas“ – die vier Jahrhunderte europäischer Weltherrschaft – „bereits vor der Katastrophe von 1914 zu Ende“⁶⁵. Die wissenschaftliche Potenz eines Landes ist zwar kein unmittelbares Derivat seiner wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit, aber um 1900 war die Zeit vorüber, in der sich beide weit und auf längere Sicht voneinander entfernen konnten. Schon die zunehmende Abhängigkeit der Wissenschaft von einer teuren und hochleistungsfähigen technischen Basis schloss diese Möglichkeit aus. Wenn die oben erwähnte Reputationszuweisung durch Nobelpreise und andere gebräuchliche Kriterien von Exzellenz mit einer gewissen Zuverlässigkeit das wissenschaftliche Niveau eines Landes im Vergleich mit anderen anzeigen, dann war Deutschland den USA auf diesem Feld damals noch insgesamt überlegen, aber diese Überlegenheit war nur deshalb noch vorhanden, weil wegen der unerlässlichen und nicht beliebig zu verkürzenden Reifeprozesse wissenschaftlicher Potentiale eine längere, nicht exakt zu bestimmende Übergangszeit notwendig ist, um wirtschaftliche Stärke in wissenschaftliche Leistungsfähigkeit zu überführen. Aufgrund der säkularen Verschiebungen im Kräfteverhältnis der Mächte waren die Tage dieser Dominanz gezählt, und sie hätte auch ohne den verlorenen Krieg ihr unvermeidliches Ende gefunden; der Ausgang des Krieges hat lediglich beschleunigt, was auch ohne ihn eingetreten wäre⁶⁶.

⁶⁴ Ebd., S. 309–311.

⁶⁵ Ebd., S. 371.

⁶⁶ Kennedy führt Berechnungen an, wonach die USA den ganzen europäischen Kontinent gegen 1925 wirtschaftlich überholt hätte, wenn der erste Weltkrieg nicht eingetreten wäre; infolge des Krieges geschah das bereits 1919. – Ebd., S. 371.

Das Vordringen der USA zur dominanten Wissenschaftsmacht folgte einem ungewöhnlichen Muster. Schrittmacher war hier eher das Feld der technischen Kreativität als die reine, erkenntnisorientierte Wissenschaft⁶⁷. Dies wurde dadurch erleichtert, dass sich – anders als im Deutschland des 19. Jhs. mit seinem neuhumanistischen Bildungsideal – in den USA die universitäre und die höhere technische Bildung nicht in zwei institutionell getrennten Strängen entwickelten und es keine Statusprobleme aufwarf, wenn sich eine Universität eine *school of engineering* angliederte⁶⁸. Die stürmische Entwicklung der amerikanischen Industrie war mit einem Aufschwung des technischen Erfindungswesens verbunden, das zunächst vorwiegend auf ingenieurtechnische Erfahrung und Intuition (*shop culture*) baute und zwar nicht wissenschaftsfeindlich angelegt, mit der Wissenschaft aber nur locker liiert war. Bereits auf dieser Ebene fanden die USA mit der industrieartigen Organisation des Erfindungsprozesses eine avantgardistische Lösung. Als der Autodidakt Thomas Alva Edison 1876 in Menlo Park seine „Forschungsfabrik“ gründete, gab es in Deutschland nichts Gleichwertiges. Damit legte Edison, wie Paul B. Israel schreibt, „den Grundstein für die Herausbildung der modernen Industrieforschung“⁶⁹. Auf dem europäischen Kontinent konnte man davon nur lernen⁷⁰.

Der Erfolg des Edisonschen Modells trug dazu bei, die Debatte um das richtige Prinzip der höheren Bildung – erkenntniszentriert oder praxiszentriert – zu beleben. Edison steht, wie Mitchell G. Ash bemerkt, symbolisch für die Kritiker des deutschen, wissenschaftszentrierten Modells: „Sinngemäß lautete sein Standpunkt: ‚Wozu Universitäten? Meine Erfindungen gehen um die Welt und ich habe keine höhere Ausbildung‘. Im selben Sinne fragten viele erfolgreiche amerikanische Unternehmer, warum eine derart um abstrakte Inhalte organisierte höhere Bildung überhaupt nötig sei; denn um brauchbare, handfeste

⁶⁷ D. E. Nye: *America as second creation: technology and narratives of new beginning*. Cambridge, Mass. u. a. 2003.

⁶⁸ Nach Angaben von Kurt Düwell waren nach 1893 von den 52 wichtigsten amerikanischen Technological Institutes allein 41 Abteilungen von Universitäten und nur 7 eigenständige Einrichtungen. – K. Düwell: Die deutsch-amerikanischen Wissenschaftsbeziehungen im Spiegel der Kaiser-Wilhelm- und der Max-Planck-Gesellschaft. In: *Forschung im Spannungsfeld von Politik und Gesellschaft. Geschichte und Struktur der Kaiser-Wilhelm-/Max-Planck-Gesellschaft*. Aus Anlass ihres 75jährigen Bestehens hrsg. von R. Vierhaus und B. vom Brocke. Stuttgart 1990, S. 747–777, hier S. 747.

⁶⁹ P. B. Israel: Thomas Alva Edison. In: *Lexikon der bedeutenden Naturwissenschaftler*, Erster Band (wie Anm. 8), S. 445–453, hier S. 450.

⁷⁰ R. W. Clark: *Edison: The man who made the future*. London 1977; P. Israel: *Edison: A life of invention*. New York 1998; N. Baldwin: *Edison: Inventing the century*. Chicago 2001.

technische Produkte herzustellen, brauche man keine praxisferne Universitätsausbildung. Und wenn es schon solche Bildungseinrichtungen geben müsse, fügten sie hinzu, sollten diese im eben umschriebenen Sinne praktisch sein“⁷¹. Die Idee von Werner von Siemens, den technischen Fortschritt perspektivisch auf das Fundament erkenntnisorientierter naturwissenschaftlicher Grundlagenforschung zu stellen, trug weiter als der pragmatische Ansatz von Edison, aber zugleich war dessen „fabrikmäßige“ Erzeugung von Erfindungen eine typisch amerikanische Neuerung großen Stils, die als Keimform der Strukturen großindustrieller Innovationssysteme anzusehen ist. Nicht weniger kennzeichnend für den rasanten Aufstieg der USA als der Erfolg Edisons war das rasche Veralten seines Modells. Bereits um die Jahrhundertwende setzte sich in den führenden Wirtschaftszweigen der USA eine naturwissenschaftsbasierte Gestalt der Industrieforschung durch. Edison hingegen stützte sich, wie Israel schreibt, „in zunehmendem Maße auf junge Ingenieure, die er seine Art des Erfindens ‚lehrt‘. Wenn Edison seine Philosophie geändert hätte, Wissenschaftler mit Spezialwissen eingestellt und ihr Talent und Wissen mit seinen Fähigkeiten ‚veredelt‘ hätte, dann hätten er und sein Labor sicherlich bis zu seinem Tode die Industrieforschung weiterhin entscheidend mitbestimmt und geprägt. Stattdessen wurde er zum Symbol und Mythos einer amerikanischen Vergangenheit, in der ein Genie ohne formelle Bildung die Welt durch harte Arbeit und Ausdauer in Erstaunen zu versetzen vermochte“⁷².

Zugleich drang der Forschungsimperativ des „university movement“ auch in die höhere technische Ausbildung ein. Mit lebhaftem Interesse verfolgte man die entsprechenden, mit dem Kampf der Technischen Hochschulen um Gleichberechtigung mit den Universitäten verbundenen Bestrebungen in Deutschland. Kurt Düwell macht darauf aufmerksam, „dass die Zahl der auswärtigen Studierenden an den traditionellen deutschen Hochschulen zurückging, während sie zugleich an den Technischen Hochschulen stark anstieg“⁷³. Aber von einer einseitigen Vorbildwirkung konnte hier schon keine Rede mehr sein. Bereits gegen Ende des 19. Jhs. waren die USA imstande, die Vertreter des technischen Hochschulwesens in Deutschland mit der Großzügigkeit und Modernität ihrer Einrichtungen zu verblüffen. Auch darauf verweist Düwell. Das preußische Kultusministerium entsandte 1893 anlässlich der Weltausstellung in Chicago den Berliner Technikwissenschaftler Alois Riedler in die USA, um eine Analyse des Standes der dortigen technischen Lehranstalten

⁷¹ Ash, Heißt „Humboldt International“ (wie Anm. 61), S. 343.

⁷² Israel, Thomas Alva Edison (wie Anm. 69), S. 453.

⁷³ K. Düwell: Der Einfluss des deutschen technischen Schul- und Hochschulwesens auf das Ausland (1870–1930). In: Interne Faktoren auswärtiger Kulturpolitik im 19. und 20. Jahrhundert. 1. Teil. Hrsg. von K. Düwell und M. Rehs. Zeitschrift für Kulturaustausch 31 (1981) 1, S. 80–95, hier S. 80.

zu erarbeiten⁷⁴. Riedler hob eine Reihe führender Einrichtungen (Rensselaer Polytechnic in Troy, Stevens Institute in Hoboken, Sibley College an der Cornell University in Ithaca, Sheffield Scientific School an der Yale University in New Haven, Massachusetts Institute of Technology in Boston und weitere) ausdrücklich hervor, beschrieb die Modernität ihrer Einrichtung, wies darauf hin, dass ihr Ziel nicht nur Ausbildung, sondern auch „investigation“ sei, und kam zu der nüchternen Diagnose: „Die europäischen Einrichtungen gleicher Art stehen weit hinter ihnen zurück“. Düwell zitiert diese Stelle und bemerkt dazu: „Man wird diesen Bericht Riedlers nicht als durchsichtige ‚Panikmache‘ abtun können“⁷⁵. Auf der Unterrichtsausstellung des Deutschen Reiches, die unter der Leitung von Wilhelm Lexis für Chicago vorbereitet worden war, wurde auch das deutsche technische Schul- und Hochschulwesen eindrucksvoll präsentiert, doch zugleich „waren die Vertreter der deutschen Unterrichtsverwaltungen auch stark beeindruckt durch die in den Vereinigten Staaten bestehenden großen Maschinenlaboratorien der Hochschulen, die die vergleichbaren deutschen Einrichtungen an Größe und Qualität der Ausstattung zum Teil noch übertrafen. Die Folge dieser amerikanischen Anregungen waren dann die Gründungen neuer Maschinenlaboratorien an den Technischen Hochschulen in Darmstadt, Berlin und Aachen, wodurch Deutschland der amerikanischen Entwicklung sehr bald folgte“⁷⁶. Damit, dass die deutschen Technischen Hochschulen in dieser Frage von den USA lernten, bewahrten sie ihre Attraktivität für amerikanische Studenten oder steigerten sie sogar noch. Dieser Effekt der Weltausstellung 1893 bzw. des Riedler-Berichtes ist das früheste mir bekannte Beispiel, in dem der amerikanische Wissenschaftsbetrieb auf den deutschen eine konkrete, akzeptierte Vorbildwirkung ausübte und ein entsprechender Modelltransfer erfolgte. Das war noch ein einzelnes Beispiel, aber eines mit Zukunftsbedeutung.

3. Der Professorenaustausch als Reaktion auf die „amerikanische Herausforderung“

Die skizzierten Warnsignale blieben in Deutschland nicht unbemerkt. Im Vordergrund überwogen saturierte Selbstsicherheit und Überlegenheitsdünkel, doch in den tieferen Schichten des deutschen Selbstgefühls regte sich ein gewisses Unbehagen, das manchmal in scharfsinnigen Urteilen aufmerksamer Beobachter zum Ausdruck kam. Schon im späteren

⁷⁴ A. Riedler: Amerikanische technische Lehranstalten. Bericht im Auftrage des Herrn Kultusministers. Berlin 1893.

⁷⁵ Düwell, Die deutsch-amerikanischen (wie Anm. 68), S. 748.

⁷⁶ Düwell, Der Einfluss (wie Anm. 73), S. 83.

19. Jh. waren Stimmen zu vernehmen, die Deutschlands wissenschaftliche Vormachtstellung in Gefahr sahen. In seiner Rede auf der öffentlichen Sitzung der Preußischen Akademie der Wissenschaften am 23. März 1882 erklärte ihr Sekretar Emil DuBois-Reymond, dass sich der geographische Schwerpunkt der Wissenschaft mit der Zeit unweigerlich nach Westen verschieben werde⁷⁷. Nach seiner dreimonatigen Rundreise durch Universitäten und elektrochemische Betriebe der USA im Jahre 1902 konstatierte Fritz Haber, man habe „lange den Fortschritt der Vereinigten Staaten unterschätzt. Jetzt ist die Stimmung umgeschlagen“⁷⁸. In einem Bericht über diese Reise, den er im April 1903 vor dem Bezirksverein Deutscher Ingenieure in Karlsruhe gab, sagte er pointiert: „Die amerikanische Gefahr ist zum Schlagwort geworden und der Satz des Fürsten Bismarck von den Deutschen, die nichts fürchten als Gott, scheint in wirtschaftlichen Kreisen allmählich ernstlich durch den Zusatz amendiert zu werden: ‚und ein wenig die Vereinigten Staaten‘“⁷⁹.

Aus Äußerungen amerikanischer Wissenschaftler, insbesondere in vertraulichen Gesprächen, konnte man die feste Entschlossenheit heraushören, bei der Rezeption deutscher Muster des Wissenschaftsbetriebes – wie sie zwischen Bürgerkrieg und Jahrhundertwende bei der Umwandlung herkömmlicher Colleges in Universitäten und bei der Neugründung von Universitäten eine große Rolle gespielt hatte – nicht stehen zu bleiben, sondern weiter zu gehen und Deutschland im Wettstreit der Wissenschaftszentren zu überholen. Wilhelm Ostwald berichtet in seinen 1927 veröffentlichten Erinnerungen an seine Gastprofessur in Harvard von einem Abendessen bei Arthur A. Noyes, der bei ihm in Leipzig studiert hatte und nun als Chemieprofessor am Massachusetts Institute of Technology tätig war. Das Gespräch drehte sich darum, wie die wissenschaftliche Arbeit in den USA höher entwickelt werden könnte. Ostwald verwies auf den Zeitfaktor und die Notwendigkeit einer langen wissenschaftlichen Tradition, um dauerhaft Höchstleistungen hervorzubringen. Darauf habe Noyes entgegnet: „Wir hoffen, zu gegebener Zeit den geistigen Schwerpunkt der gesamten Menschheit über den Atlantischen Ozean hierher zu verlegen“. Da Noyes stets ein überaus ruhiges, zurückhaltendes Wesen gezeigt hatte, überraschte mich diese innere Glut sehr und machte mich höchst nachdenklich. Ob der wirtschaftlich führenden Stelle, welche die Vereinigten Staaten inzwischen dank der wahnwitzigen Selbstzerfleischung Euro-

⁷⁷ E. DuBois-Reymond: Ansprache. In: Sitzungsberichte der Kgl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin, 1882, H. IV, S. 315.

⁷⁸ Zit. in: D. Stoltzenberg: Fritz Haber. Chemiker, Nobelpreisträger, Deutscher, Jude. Weinheim u. a. 1994, S. 80.

⁷⁹ Zit. in: Ebd., S. 83.

pas erreicht haben, auch eine geistige folgen wird, kann jetzt noch nicht mit Wahrscheinlichkeit vorausgesehen werden“⁸⁰.

Soweit diese Herausforderung in Deutschland ernst genommen wurde – und das war zunehmend der Fall –, wurde noch kaum bezweifelt, dass man sie parieren könnte, aber die Überzeugung wuchs, dass dazu erhebliche Anstrengungen erforderlich sein würden. Darüber, welcher Art diese Anstrengungen sein müssten, gingen die Meinungen auseinander. Auf der einen Seite stand die traditionalistische Ansicht, es würde genügen, den bisher bewährten Weg weiter zu verfolgen, nur eben mit noch mehr Nachdruck. Auf der anderen Seite stand die Überzeugung, dass Überlegenheit nur durch Selbstveränderung gewahrt werden könnte und dass dazu erfolversprechende Prinzipien aus dem US-Wissenschaftssystem – insbesondere aus den Modi seiner Organisation und seiner Finanzierung – rezipiert und zweckmäßig in das deutsche Wissenschaftssystem eingebaut werden sollten. Dieser letztere Standpunkt war zweifellos der weitsichtigere, und er wurde von Friedrich Althoff, dem wichtigsten deutschen Wissenschaftspolitiker jener Zeit, vertreten und praktiziert. Bei aller Flexibilität war es, wie vom Brocke betont, auch Althoffs wissenschaftspolitisches Ziel, „Deutschlands wissenschaftliche Führung gegenüber der aufstrebenden Wissenschaft Amerikas zu bewahren ...“⁸¹. Man kann das „System Althoff“ unter einem seiner Aspekte durchaus als Strategie lesen, der amerikanischen Herausforderung zu begegnen. Diese Strategie hatte mehrere Facetten und reichte von der Sicherung und Verstärkung des Einflusses deutscher Muster auf die amerikanische Wissenschaftspraxis über die Entwicklung von Austausch und Kooperation bis hin zur Schaffung neuartiger Typen wissenschaftlicher Institutionen und neuer Organisationsformen. Dabei brachte sie unterschiedliche Mittel zum Einsatz. Wenn die Gründung der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft, die Althoff zwar vorbereitet, aber nicht mehr erlebt hat, die bedeutendste und folgenreichste Antwort auf den säkularen Aufstieg des nordamerikanischen Wissenschaftssystems war, so war der Professoren-austausch die früheste und zugleich direkt auf dieses Ziel zugeschnittene Reaktion. In den vorhergehenden Jahrzehnten hatte sich die aufstrebende amerikanische Wissenschaft ganz ohne deutsches Zutun in hohem Grade auf deutsche Muster orientiert; nun, da dieser Lernprozess auf amerikanischer Seite ersichtlich in seine Endphase eingetreten war, schien aktive Einflussnahme von deutscher Seite geboten.

Ein großer, immer wieder vermerkter Vorzug der Praxis Althoffs war es, dass er in der Regel nicht vorgefasste Konzepte um jeden Preis durchzusetzen versuchte, sondern – mit

⁸⁰ W. Ostwald: *Lebenslinien. Eine Selbstbiographie*. Dritter Teil. Gross-Bothen 1905–1927. Berlin 1927, S. 57.

⁸¹ vom Brocke, *Internationale Wissenschaftsbeziehungen* (wie Anm. 3), S. 235.

hohem analytischen Aufwand – die Bewegung der Motive und Möglichkeiten unter den in Betracht kommenden Akteuren verfolgte, um die günstigsten Chancen für die Verwirklichung seiner Intentionen zu finden und, sobald sie identifiziert waren, entschlossen zu nutzen. Die Einsicht freilich, dass die Mächte der Geschichte stärker waren und selbst größtes Geschick und intensivste Bemühungen nicht imstande sein würden, die Spitzenposition des deutschen Wissenschaftssystems in der Welt dauerhaft zu stabilisieren, lag wohl jenseits des historischen Denkhorizonts selbst der vorurteilsfreiesten Persönlichkeiten im damaligen Deutschland.

Für die Realisierung des Professorenaustausches ab 1905 lassen sich drei Gruppen begünstigender Faktoren angeben.

Erstens war es eine außergewöhnliche personelle Konstellation, die ein ganzes Ensemble maßgebender Akteure auf amerikanischer wie auf deutscher Seite nahezu zeitgleich in Stellungen brachte oder in ihnen hielt, in denen sie über entsprechende Motivation und Handlungsmacht verfügten; vom Brocke hat diese Konstellation identifiziert und beschrieben⁸².

Zweitens geriet angesichts der am Ende des 19. Jhs. zwischen dem Deutschen Reich und den USA aufgetretenen Spannungen in der Samoafrage die auswärtige Kulturpolitik als ein geeignetes „weiches“ Mittel der Wiederannäherung in den Blickpunkt der Außenpolitik. Es ist zweifellos eine höchst interessante Frage, wer hier wen instrumentalisiert hat – ob die Außenpolitik die Wissenschaftspolitik zu ihrem Werkzeug gemacht hat oder ob es sich gerade umgekehrt verhielt. Diese Frage kann hier nicht verfolgt werden. Vermutlich treffen beide Antworten gemeinsam zu; Außen- und Wissenschaftspolitik waren rekursiv miteinander verbunden.

Drittens bot die 1904 in St. Louis stattfindende Weltausstellung große Möglichkeiten zu einer geballten deutschen Repräsentation. Die Nutzung dieser Möglichkeiten setzte den Professorenaustausch unmittelbar auf die Tagesordnung. Auf dem mit dieser Weltausstellung verbundenen Internationalen Gelehrtenkongress war – nicht zuletzt dank der geschickten Unterstützung Münsterbergs – Deutschland mit einem ungewöhnlich großen Kontingent erstklassiger Wissenschaftler vertreten. Einige von ihnen, darunter Adolf von Harnack, Karl Lamprecht und Wilhelm Ostwald, besuchten auf der Rückreise die Harvard University und führten Gespräche mit deren Präsidenten Charles William Eliot, die den im Spätherbst von Althoff an Eliot übersandten Vorschlag einer Vereinbarung zum Professorenaustausch zur Folge hatten⁸³.

⁸² Ebd., S. 236–237.

⁸³ Ebd., S. 201.

3.1. Erkundigungen zur Hochschulsituation in Nordamerika

Bei der Entwicklung der Wissenschaftskontakte zu Nordamerika verfuhr Althoff wie in allen anderen wissenschaftspolitischen Fragen: Er verließ sich nicht auf die Auskünfte der interessierten Akteure, sondern baute ein möglichst weitgefächertes Netz unabhängiger Informanten auf, von denen er sich ausführlich berichten und beraten ließ. In Nordamerika-Fragen waren für ihn sicher die beiden aus Deutschland stammenden Harvard-Professoren Kuno Francke und Hugo Münsterberg von besonderer Bedeutung; darauf geht vom Brocke ausführlich ein⁸⁴. Aber es ist nicht zu vernachlässigen, dass beide in den Fragen des Professoren-austausches aktive Protagonisten und Vermittler und somit selbst Partei waren. Der im allgemeinen umsichtige Münsterberg etwa ließ seinem Drang, für Harvard das Monopol in der Vermittlung des Wissenschaftler-austausches mit Deutschland zu sichern und Columbia aus dem Rennen zu werfen, so sehr die Zügel schießen, dass er sich in einem Brief an Althoff eine veritable Denunziation gestattete: „Durch Privatmitteilungen von Fakultätsmitgliedern der Columbia-Universität in New York weiß ich, dass, seit der Kaiser die Frage öffentlich angeregt hat, auch die Columbia-Universität an ähnliche Austausch-Vorschläge denkt. Ich halte es unter diesen Umständen für meine Pflicht, Ew. Exzellenz vertraulich zu orientieren, dass mir kürzlich auf amtlichem Wege Schriftstücke zukamen, die mir einen derartigen Deutschenhass seitens des Präsidenten von Columbia, Mr. Butler, bewiesen, dass es mir eine Erniedrigung für Deutschland erschiene, mit Butler in Verhandlungen einzutreten. Columbia und Chicago kokettieren mit Deutschland, um Stiftungen von den reichen Deutschamerikanern in New York und Chicago zu erhalten; beide Präsidenten, Butler und Harper, sind aber die entschiedensten Gegner deutscher Universitäten, ich habe die Beweise dafür in der Hand“. Am Rand dieser Briefstelle notierte Althoff mit Bleistift: „Bahlsen urtheilt über Butler entschieden anders und hat auch von Harper eine günstigere Meinung“. Und ferner: „Hr. G. R. Emil Fischer hat 2 a.o. Professoren aus Chicago an seinem Institut und wird sich bei diesen erkundigen“⁸⁵.

Der Pädagoge Leopold Bahlsen war einer jener weniger bekannten Gewährsleute, auf die Althoff in dieser Frage zurückgriff, um sich ein unabhängiges Bild zu verschaffen, und zu denen meines Wissens noch keine historischen Untersuchungen vorliegen. Bahlsen hatte sich vor 1905 wiederholt für längere Zeit in den USA aufgehalten und verfügte über umfangreiche Verbindungen im Milieu der Deutschamerikaner. So hatte er von 1902 bis

⁸⁴ Ebd., S. 195–202.

⁸⁵ H. Münsterberg an F. Althoff, 8. 1. 1905. – GStPK Rep. 92 NL Althoff A I Nr. 309 I, Bl. 25.

1903 ein Jahr am Pädagogischen Seminar der Columbia University gelehrt und war 1904 Leiter der deutschen Unterrichtsausstellung auf der Weltausstellung in St. Louis⁸⁶, er hatte auch bei Gelegenheit seiner Reisen selbst kleinere Schriften in den USA publiziert⁸⁷. Als Althoff – der offenbar das Netz seiner potentiellen Informanten unter den Deutschamerikanern in den USA wesentlich erweitern wollte – Bahlsen 1905 um Anschriften bat, war dieser imstande, ihm 37 Adressen quer durch die Vereinigten Staaten zu liefern und dabei für jede genannte Person das Kompetenzfeld genau anzugeben, vom Turnunterricht bis zur chemischen Industrie und Technik⁸⁸. Es handele sich um Personen, „die in den Vereinigten Staaten geboren oder durch jahrzehntelangen Aufenthalt dortselbst mit den amerikanischen Verhältnissen völlig vertraut – genug Sachkenntnis und guten Willen haben, gegebenen Falls über einschlägige Fragen Auskunft zu erteilen und von denen sich ein evtl. nach New York zu entsendender deutscher Kommissar jederzeit zuverlässig orientieren lassen könnte“⁸⁹. Bahlsen versicherte Althoff: „Die hier genannten Herren sind mir sämtlich persönlich bekannt, mit vielen habe ich während meines ersten oder zweiten Aufenthaltes in den Vereinigten Staaten kollegialisch oder freundschaftlich verkehrt, stehe z.T. noch in Briefwechsel und kenne sie als hochachtbare und zuverlässige Männer“⁹⁰.

Auch etwaige durch Münsterbergs oben zitierten Brief geweckte Zweifel an der Einstellung von Nicholas Murray Butler, der seit 1902 Präsident der Columbia University war, konnte Bahlsen in einem Brief (vermutlich an Althoffs Mitarbeiter v. Martius) überzeugend entkräften: „Wie er schon für die Pariser Weltausstellung in gründlicher und umfassender Weise das Erziehungs- und Unterrichtswesen der Vereinigten Staaten mustergültig dargestellt hatte, so gab er auch für die Zwecke der St. Louis-Weltausstellung ein 20 Monographien umfassendes Werk ‚Education in the United States‘ heraus, dessen Bedeutung sich wohl mit der unseres Lexis-Werkes dürfte vergleichen lassen. Nicholas Butler, der jetzt in den besten Mannesjahren steht, ist eine ungemein sympathische Persönlichkeit, weltgewandt, viel gereist, des Deutschen ziemlich mächtig, hat er doch s. Z. in Berlin studiert und Paulsen’s Vorlesungen an hiesiger Universität gehört, – überall in den Vereinigten Staaten hochgeschätzt und als Autorität auf dem Gebiet des Unterrichtswesens gefeiert. Er ist der persönliche Freund Präsident Roosevelt’s und begleitete ihn 1903 auf seiner ersten

⁸⁶ L. Bahlsen: Höheres und niederes Unterrichtswesen (Schriftenreihe: Deutsche Unterrichts-Ausstellung auf der Welt-Ausstellung in St. Louis). Berlin 1904.

⁸⁷ L. Bahlsen: New methods of teaching modern languages. New York 1903.

⁸⁸ L. Bahlsen an F. Althoff, 18.6.1905. – GStPK Rep. 92 NL Althoff A I Nr. 309 I, Bl. 180–182.

⁸⁹ Ebd., Bl. 180.

⁹⁰ Ebd., Bl. 182.

großen Reise durch die Mittel- und Weststaaten der Union. Durch ihn wurde James E. Russell als Dekan an die Spitze der pädagogischen Fakultät, des sogenannten Teachers' College, berufen, der durch sein hervorragend tüchtiges Buch ‚German Higher Schools‘ als Bewunderer deutschen Unterrichtswesens bekannt geworden war und es veranlasste, dass der ergebenst Unterzeichnete durch Vermittlung der amerikanischen Botschaft in Berlin 1902 zu Vorlesungen über deutsche Unterrichtsreformen auf 1 Jahr an das pädagogische Seminar der Columbia berufen wurde. Ich bin in New York u. später auch in St. Louis Prof. Butler näher getreten und habe stets den Eindruck gehabt, dass jener hervorragende Mann ein aufrichtiger Freund Deutschlands ist. In dem an der Col. Univ. bestehenden ‚Deutschen Verein‘ ist er ein freudig begrüßter Gast gewesen, dort hat er unseren Botschafter, Exc. von Sternburg, in glänzender Ansprache gefeiert, ist dann später selbst Gast unseres Herrn Reichskommissar im ‚Deutschen Hause‘ auf der St. Louis-Weltausstellung gewesen, leistete der Einladung des deutschen ‚Gesellig wissenschaftlichen Vereins‘ in New York Folge, als dieser den 70. Geburtstag des früheren nordamerikanischen Botschafters in Berlin, Andrew D. White, festlich beging, und die bei jener Gelegenheit von Präsident Butler gehaltene Rede, deren Inhalt mir noch sehr wohl in der Erinnerung ist, bekundete, dass er von dem weiteren Ausbau jener Geistesbrücke zwischen Deutschland und Amerika sich reichen Segen verspricht für seine Landsleute. Mit Carl Schurz und anderen hervorragenden Vertretern des Deutschtums in New York steht N. M. Butler in guten Beziehungen. An der Columbia Universität lehrt eine ganze Anzahl von Dozenten deutscher Abstammung. Jahr für Jahr werden Cyklen von Vorlesungen in deutscher Sprache veranstaltet; auch der ergebenst Unterzeichnete hat 1903 am Vorabende des Geburtstages unseres Kaisers dort in der Havemeyer Hall der Columbia University über das Thema ‚Der deutsche Kaiser und die deutsche Schule‘ gesprochen“⁹¹.

Mit den situationsgebundenen Antworten, die Althoff auf ganz bestimmte Fragen erbat, nutzte er jede Gelegenheit, ausführliche Erfahrungsberichte über das amerikanische Hochschulwesen von deutschen Wissenschaftlern zu erhalten, die einige Zeit an einer amerikanischen Hochschule angestellt waren bzw. aus privaten oder dienstlichen Gründen längere Reisen in die USA unternommen hatten; um solche Berichte zu bekommen, zahlte das Kultusministerium auch Reisekostenzuschüsse. Diese Texte können nicht als zuverlässige Auskunft über die amerikanischen Verhältnisse gelesen werden. Sie geben aber, da sie nicht zur Veröffentlichung bestimmt waren, ein ungeschminkteres Bild dessen, wie deutsche

⁹¹ L. Bahlsen wohl an v. Martius, 21. 6. 1905. – GStPK Rep. 92 NL Althoff A I Nr. 309 I, Bl. 184–186; L. Bahlsen: The German Emperor and the German school. An address delivered Jan. 28, 1903. O. O. 1903.

Wissenschaftler damals über die USA dachten, als es offizielle Dokumente tun können. Dies ist um so aufschlussreicher, als es sich bei den Verfassern um Personen handelte, die die amerikanischen Verhältnisse nicht nur vom Hörensagen, sondern aus eigener Erfahrung kannten. Gewisse unter den Gelehrten des wilhelminischen Deutschland verbreitete Wahrnehmungstereotype, die beliebige im Ausland gemachte Erfahrungen unwillkürlich nach deutschem Maß interpretierten und selektierten, werden in der Verarbeitung der Amerikaerlebnisse eindrucksvoll deutlich. Dieser Eindruck drängt sich bei der Lektüre der Berichte auf, obwohl natürlich jeder von ihnen individuelle, unwiederholbare Züge trägt. Zur Illustration sollen zwei dieser Berichte vorgestellt werden. Beide wurden 1905 verfasst; der erste von ihnen spiegelte Erfahrungen, die fünf Jahre und länger zurücklagen, während der zweite ein ganz aktueller Report war. Möglicherweise ist die Differenz zwischen ihnen nicht ausschließlich dem Unterschied der individuellen Perspektiven geschuldet, sondern reflektiert auch das rasante Tempo der Modernisierungsprozesse, die auf allen Gebieten des amerikanischen Lebens und besonders auch im Bildungs- und Wissenschaftssystem mit hoher Intensität abliefen.

Alfred Schaper

Mit Schreiben vom 13. 7. 1905 übersandte der Embryologe Alfred Schaper an Althoff einen von diesem erbetenen Erfahrungsbericht, der sich auf seine fünfjährige Tätigkeit von 1895 bis 1900 an der Harvard Medical School – zunächst als „Demonstrator of Histology and Embryology“, später als Assistant Professor – bezog⁹². Ein Zeugnis dieser Tätigkeit war die von ihm besorgte Neubearbeitung der englischen Ausgabe eines Histologielehrbuchs von Philipp Stöhr⁹³. Zuvor war er habilitierter Erster Assistent am anatomischen Institut in Zürich: „Was mich seinerzeit nach Amerika trieb, war einmal der langgehegte Wunsch, etwas mehr von der Welt zu sehen, und die durch manche ältere Fachgenossen unterstützte Hoffnung, in der akademischen Carriere auf besserer materieller Grundlage schneller vorwärts zu kommen; ferner eine falsche, zu optimistische Vorstellung von Land und Leuten in Amerika, ein grosser Respect vor amerikanischer Entwicklungsfähigkeit und

⁹² A. Schaper: Persönliche Eindrücke und Erfahrungen. – GStPK Rep. 92 NL Althoff A I Nr. 309 I, Bl. 196–233.

⁹³ Ph. Stöhr: Text-book of histology, including the microscopical technique. 6th ed. Ed., with additions, by Dr. Alfred Schaper. Philadelphia 1896. – Stöhr war Ordinarius in Würzburg. Das Lehrbuch mit dem deutschen Titel „Lehrbuch der Histologie und der mikroskopischen Anatomie des Menschen“ war in der ersten Auflage 1887 in Jena erschienen und entwickelte sich zu einem echten Klassiker, der in immer wieder neuen Bearbeitungen aufgelegt wurde; 1969 kam in Jena die 30. Auflage in der Bearbeitung von Kurt Goerttler heraus.

Thatkraft, und eine gewisse Zuversicht, dass bei dem guten Rufe, welchen Harvard University diesseits und jenseits des Oceans genießt, die mir dort von vertrauenswerter Seite angebotene Stelle allen meinen Wünschen entsprechen müsse⁹⁴. Schaper empfand die von ihm vorgefundenen Bedingungen durchweg als enttäuschend: Die Kollegen und die Studenten entsprachen in ihrer Mehrzahl nicht den Wissenschaftsstandards, mit denen er sich identifizierte, die technischen Voraussetzungen waren bescheiden und die räumlichen Verhältnisse beengt und unkomfortabel, das geringe Einkommen bedeutete „tägliche Sorge und Entbehrung“, und die Überlastung mit Routine- und Hilfstätigkeiten ließ ihn kaum zu eigener Forschungsarbeit kommen. So nutzte er „nach fünfjährigem Harren und vergeblichem Hoffen“ eine günstige Gelegenheit, „um wieder in eine akademische Stellung in die Heimath zurückkehren zu können“. Auf einen Versuch des Universitätspräsidenten, ihn mit der Offerte einer bescheidenen Gehaltserhöhung von seinem Entschluss zurückzuhalten, ging er nicht ein, er war „Amerikas völlig überdrüssig“⁹⁵. In Breslau wurde er a.o. Professor, Vorsteher der embryologischen Abteilung und erster Prorektor.

Ungeachtet seines negativen Gesamteindrucks war Schaper jedoch sichtlich um ein differenziertes Bild bemüht. Gegenüber den unbefriedigenden Zuständen an der Harvard Medical School betonte er die „vielgerühmten Vorzüge“ der juristischen Fakultät und besonders das respektable Niveau der philosophischen Fakultät. Die letztere besitze „herorragende Lehrer und Forscher unter ihren Docenten und leistet in productiver wissenschaftlicher Thätigkeit sowohl auf philosophisch-philologischem als auch auf naturwissenschaftlichem Gebiete ganz Bedeutendes. Ihre wissenschaftlichen Lehr- und Hilfsmittel sind ganz vorzüglich. Der Lehrkörper sowohl wie die Studentenschaft ist hier von einem idealen akademischen Geiste beseelt, der unserer deutschen Auffassung durchaus entspricht“. Besonders imponierten die hohen Anforderungen bei der Erteilung der Doktorwürde: „Ich glaube, dass man ohne Bedenken einen Doctor of Philosophy von Harvard im Allgemeinen einem bestpromovierten Doktor der Philosophie bei uns an die Seite stellen kann“⁹⁶.

Über die Harvard Medical School, wie sie zur Zeit des Aufenthaltes von Schaper beschaffen war, könne man ein so günstiges Urteil jedoch nicht fällen. Unter den rund 150 Medical Schools in den Vereinigten Staaten dürfte nur an einer recht geringen Zahl ein echt wissenschaftlicher Geist herrschen⁹⁷. Auch dann, wenn – wie in Harvard – eine Medical

⁹⁴ Schaper, Persönliche (wie Anm. 92), Bl. 229.

⁹⁵ Ebd., Bl. 231.

⁹⁶ Ebd., Bl. 196.

⁹⁷ Ebd., Bl. 215.

School mit einer Universität vereinigt ist, hätte sie in Wirklichkeit gar keine Beziehung zu dieser und bliebe auf ihre eigenen schulmäßigen Studienprogramme beschränkt⁹⁸. Die einzige Medical School, die schon seit 12 bis 15 Jahren die deutsche Organisation und Lehrmethode adoptiert habe, sei die der Johns Hopkins University in Baltimore. Schaper bemerkte jedoch, dass nach seiner Rückkehr aus den USA dort wesentliche Veränderungen eingeleitet worden seien: „Andere der bedeutenderen Medical Schools sind zur Vertiefung und freieren Gestaltung des Studiums in allmählicher Umwandlung begriffen und haben wenigstens begonnen, neben den Zwangsvorlesungen eine Reihe facultativer Kurse einzuführen. Am intensivsten vollzieht sich dieser Mauserungsprozess augenblicklich in Harvard Medical School, so dass dieselbe binnen Kurzem neben Johns Hopkins an der Spitze der amerikanischen Medicinschulen stehen und letztere an luxuriöser und zweckmässiger Ausstattung wahrscheinlich noch übertreffen wird“⁹⁹.

Als für die von ihm konstatierte wissenschaftliche Minderqualität des Universitätsbetriebes entscheidenden Faktor sah Schaper den sehr unkomplizierten Zugang zum Studium an, der eine Überschwemmung der Universitäten mit ungenügend vorgebildeten Studenten zur Folge hätte; diese wiederum zwänge zu stark schulmäßigen Unterrichtsformen, durch die die Lehrkräfte einerseits überlastet, andererseits von eigenen Forschungsarbeiten abgehalten und wissenschaftlich demotiviert würden. Die Studentenschaft sei aus den heterogensten Elementen zusammengesetzt, weil „die Zulassung zum Universitätsstudium nicht wie bei uns eine streng geregelte Erziehung und Vorbildung voraussetzt“, sondern vielmehr jeder studieren könne, sofern er das Eingangsexamen zum College oder zu irgendeiner Fachschule besteht. So finde man zwar bei einer beachtlichen Zahl von Studenten „wirkliches Interesse am Studium und eine ideale Auffassung desselben“, aber dennoch sei „der Procentsatz derer, die ihr Studium völlig mechanisch oder handwerksmässig betreiben oder lediglich utilitarische Zwecke dabei verfolgen, entschieden grösser als bei uns in Deutschland“¹⁰⁰.

Der Anteil der letzteren Kategorie sei an der Medical School besonders groß gewesen; die niedrigen Anforderungen des Eintrittsexamens hätten mit sich gebracht, „dass es bei der dem Amerikaner eigenartigen Energie auch dem durchaus Unbegabten nicht besonders schwer fallen konnte, durch ein mehrmonatliches Einpauken diese Prüfung formell zu bestehen“¹⁰¹. Die besten unter seinen Studenten seien fast ausnahmslos College Graduates

⁹⁸ Ebd., Bl. 204.

⁹⁹ Ebd., Bl. 206.

¹⁰⁰ Ebd., Bl. 197.

¹⁰¹ Ebd., Bl. 201.

gewesen, doch unter denen, die einer Colleagueausbildung ermangelten, „präsentierte sich vielfach der unsympathischste Typ des Amerikaners. Solche Leute kommen einem ohne anzuklopfen, ohne sich vorzustellen, mit dem Hut auf dem Kopfe, der Pfeife im Munde und den Händen in den Hosentaschen ins Zimmer, um einen über Dies oder Jenes zu interpellieren, legen während der Vorlesung die Füße auf den Tisch, um sich höchlichst zu verwundern, wenn man sich dies ernstlich verbittet, begeistern sich nur für Fussball, sitzen mit grösster Indifferenz ihre Vorlesungen ab, legen in ihrem ganzen Studium ausschliesslich utilitarische Bestrebungen an den Tag, und ihr scheinbarer Fleiss schliesslich, d.h. die ihnen durch das ganze Lehrsystem aufgenöthigte intensive Thätigkeit wird nur durch das Bedürfniss im Gange gehalten, in möglichst kurzer Zeit das Studium zu absolvieren, um dann sofort das Doctor-Geschäft aufzumachen. Die Beziehungen solcher Art von Studenten zu ihren Lehrern sind rein geschäftlicher Natur, d.h. sie sehen in der Thätigkeit und den Bemühungen der letzteren lediglich eine bezahlte Dienstleistung, auf welche sie durch Entrichtung ihrer Semestergebühren ohne Weiteres einen Anspruch haben“¹⁰². Diese vor mehr als einem Jahrhundert notierte Beobachtung liest man mit gesteigerter Aufmerksamkeit in einer Situation, in der es vor dem Hintergrund der Einführung von Studiengebühren als dernier cri der neuesten Hochschulreform erscheint, die Beziehung zwischen Hochschule und Student in ein kommerzielles Dienstleistungsverhältnis zwischen Anbieter und Kunden umzuformen.

Fleiß und Energie wurden den amerikanischen Studenten attestiert; die Studiengestaltung einschliesslich der zahlreichen Examina nötigte sie jedoch zu einer eindimensionalen, praktizistischen Ausrichtung ihres Studiums ohne die Muße und die Neigung, frei im Fächerangebot der Universität zu wählen. Während sie durch Trinken und Kneipen nicht abgelenkt würden und Commerce so gut wie unbekannt seien, übe der Sport „auf den Geist des Amerikaners eine uns völlig unverständliche Gewalt aus“, und die Begeisterung dafür gehe oftmals so weit, „dass der angehende Student eine Universität nicht nach ihrem wissenschaftlichen Rufe, nicht nach der Güte ihrer Docenten und Lehrmittel wählt, sondern nach der Berühmtheit ihres Fussball- oder Baseballclubs“. Eine für amerikanische Verhältnisse charakteristische Erscheinung, die „schwere Schädigungen des Studiums“ mit sich bringen müsse, erblickte Schaper schliesslich darin, dass sehr viele Studenten „neben ihrem Studium noch einem Berufe obliegen oder irgend einer gewinnbringenden Beschäftigung nachgehen“¹⁰³. Einer seiner Studenten „war während seines Studiums angestellter

¹⁰² Ebd., Bl. 202.

¹⁰³ Ebd., Bl. 199.

Locomotivführer; derselbe führte jeden Morgen in der Frühe einen Schnellzug von Providence nach Boston und jeden Abend einen solchen in umgekehrter Richtung. In der Zwischenzeit studierte er in Boston Medicin¹⁰⁴. Besonders viele Mittellose, die auf Erwerbstätigkeit neben dem Studium angewiesen sind, würden zur Medizin drängen, denn diese stelle die geringsten Anforderungen an eine systematische Vorbildung und führe unter den „studierten“ Berufen noch am schnellsten zu einträglichem Erwerb¹⁰⁵. Schaper schrieb, er stimme mit manchem amerikanischen Kollegen darin überein, „dass es für einen tüchtigen Studenten kaum ein schlechteres System des Unterrichts geben kann als dieses, welches in so ausgesprochenem Masse den Preis auf Mittelmässigkeit setzt“¹⁰⁶.

Das Lehrpersonal in der Medizin und den mit ihr verbundenen naturwissenschaftlichen Fachgebieten war in Schapers Sicht nach seinem Niveau und seinen wissenschaftlichen Ambitionen zweigeteilt. Auf der einen Seite vermerkte er das Vorhandensein einer ganzen Anzahl hervorragender Leute, insbesondere Vertreter biologischer Disziplinen, Anatomen, Zoologen, Physiologen und Pathologen, unter ihnen Verfasser vortrefflicher Lehrbücher; in jüngster Zeit sei eine Reihe biologischer Fachzeitschriften begründet worden¹⁰⁷. Er bezeugte eine „zunehmende wissenschaftliche Productivität der Amerikaner auf diesem Gebiete“. Aber solche Dozenten seien in den USA relativ dünn gesät und fehlten in den meisten Medical Schools vollständig. In der Regel seien die medizinischen Dozenten „im besten Falle vielleicht ganz gute Lehrer“, doch die Neigung zur Forschung sei insgesamt noch schwach entwickelt und werde auch von der Öffentlichkeit nicht erwartet: „Im Allgemeinen kann man sagen, dass in Amerika das akademische Leben sowohl nach der Auffassung der Docenten als im Auge des Publicums lediglich als ein Gewerbe betrachtet wird und sich nicht im Geringsten über das Niveau gewöhnlicher Schulmeisterei erhebt. Charakteristisch für diese Verhältnisse ist ja schon das völlige Fehlen des Privatdocententhums in Amerika, d. h. der unbesoldeten Docenten, die ganz der Wissenschaft leben und ohne Lehrauftrag ihre Lehrthätigkeit ganz in den Dienst ihrer eigenen wissenschaftlichen Entwicklung stellen. Der Amerikaner ist eben im Allgemeinen noch nicht von der Idee durchdrungen, dass ein Universitätsdocent in erster Linie ein selbständiger Vertreter einer Wissenschaft und die Universität nicht nur ein Lehrinstitut sondern vor allem eine Stätte der Forschung sein muss“¹⁰⁸.

¹⁰⁴ Ebd., Bl. 204.

¹⁰⁵ Ebd., Bl. 203–204.

¹⁰⁶ Ebd., Bl. 211.

¹⁰⁷ Ebd., Bl. 213.

¹⁰⁸ Ebd., Bl. 214.

Auch die gewaltsame Zuspitzung des Lehrgegenstandes auf die praktischen Bedürfnisse des Mediziners, die Vernachlässigung der Vorlesungen zugunsten der Laboratoriumsarbeit trage zur Verflachung bei¹⁰⁹. Der Wert der Laborpraxis für das Studium sei zuerst in Deutschland erkannt worden; Amerika habe das Vorbild übernommen, aber im Laufe der Jahre übertrieben: „Nach einer gewissen Schablone werden mehr oder minder mechanisch Experimente angestellt oder mikroskopische und makroskopische Präparate angefertigt, wobei die zu erwartenden Resultate meist im voraus schon bekannt sind“. Ein großer Teil des Unterrichts, insbesondere in den Praktika, werde von jüngeren Instructoren und Assistenten erteilt, die kaum das Niveau eines Volksschullehrers erreichten¹¹⁰. Manche der Dozenten wären „bei uns als akademische Lehrer einfach unmöglich“¹¹¹. Hier mache sich eine weitere Eigenschaft des Amerikaners geltend, das „absolute Selbstvertrauen“: „Der Durchschnittsamerikaner ist felsenfest davon überzeugt, dass er die Qualifikation zur Ausübung jedes menschlichen Berufes besitzt und dass nur der Zufall, die äusseren Verhältnisse und die jeweilige materielle Lage ihn in den einen oder anderen Beruf hineindrängt“¹¹². Daher seien häufige Berufswechsel die Regel, ein ruhiger Entwicklungsgang („Carriere“) käme nur selten vor. Wenn sich ein Cowboy oder ein Straßenarbeiter, sobald er auf irgendeine Weise zu Geld gekommen ist, zur Aufnahme eines Studiums entschliesse, „so kann es uns natürlich nicht wundernehmen, wenn ein beliebiger practischer Arzt einer Aufforderung zur Uebernahme einer Professur an einer medicinischen Fakultät ohne jedes Bedenken Folge leistet“¹¹³.

Gerade hier mache sich „das fast völlige Fehlen des frühzeitig leitenden und sichten- den Einflusses der Schule und der Universität auf den natürlichen Entwicklungsgang eines Menschen besonders schwer fühlbar, und die wenigen Vortheile, die dem amerikanischen System unbegrenzter Freiheit der Selbstbestimmung anhaften, werden meiner Erfahrung nach durch dessen Nachtheile völlig paralytirt“¹¹⁴. Unter den amerikanischen Universitätsprofessoren seien hervorragende Lehrer und Forscher, die sowohl nach ihren Leistungen als auch nach ihrer Berufsauffassung den besten deutschen Professoren an die Seite gestellt werden könnten. Insgesamt aber bewege sich die Qualität innerhalb viel weiterer Grenzen

¹⁰⁹ Ebd., Bl. 209.

¹¹⁰ Ebd., Bl. 210.

¹¹¹ Ebd., Bl. 215.

¹¹² Ebd., Bl. 218.

¹¹³ Ebd., Bl. 219.

¹¹⁴ Ebd., Bl. 220.

als in Deutschland, der Durchschnitt liege „entschieden viel tiefer“¹¹⁵. Solange sich die geschilderten Verhältnisse in der akademischen Karriere nicht änderten, habe „Amerika kein Recht, seinen Professorenstand mit dem unsrigen auf die gleiche Stufe zu stellen. Dasselbe gilt für den amerikanischen Studenten“¹¹⁶. Für die letzten Jahre erkannte Schaper aber eine Wendung zum Besseren. An den führenden Universitäten beginne man die Professoren mehr von übermäßiger Lehrtätigkeit und administrativen Verpflichtungen zu entlasten: „Und Hand in Hand mit diesen Bestrebungen sieht man neuerdings bei Ausstellungen oder Berufungen von Professoren die wissenschaftlichen Leistungen derselben als entscheidendes Moment immer mehr an Bedeutung gewinnen“. Während die soziale Stellung der Universitätsprofessoren „noch vor einem Decennium eine recht minderwerthige“ gewesen und der Professor „ohne jede besondere Distinction in die grosse Klasse der ‚teacher‘ hineingesteckt“ worden sei, beginne in neuerer Zeit der Universitätsprofessor in der Achtung des Publikums zu steigen, und auch der Gebrauch des Titels nehme zu¹¹⁷.

Schließlich sah Schaper auch den privaten Charakter vieler amerikanischer Universitäten kritisch. Der zur Zeit seines Aufenthaltes in Harvard schlechte Zustand der Baulichkeiten und Lehrmittel für die Medizin, „auch die Unfähigkeit, die nöthigen Lehrkräfte zu unterhalten oder wenigstens ihrer Stellung entsprechend zu honorieren, dürfte am besten illustrieren, dass amerikanische Universitätsinstitute durchaus nicht immer so im Gelde wühlen, wie man bei uns nicht ganz ohne Neid gemeiniglich anzunehmen pflegt“. Die „Abhängigkeit von dem Wohlwollen und den Launen vermögender Gönner“ führe dazu, dass die Mittel durchaus nicht im erforderlichen Maße fließen, um eine gleichmäßige Entwicklung der Institute zu garantieren. Oft käme es zu längerem Stillstand, bis es gelinge, vermögende Privatpersonen von den bestehenden Schwierigkeiten zu überzeugen – so sei es der Harvard Medical School vor fünf Jahren geglückt, eine Schenkung von mehr als 2 Millionen Dollar zu erlangen, und nun sei sie dabei, „sich von Grund auf zu reorganisieren, um wieder auf die Höhe der Zeit zu kommen“. Aus diesen Beobachtungen ergab sich für Schaper eine eindeutige Präferenz zugunsten einer staatlichen Hochschulfinanzierung: „Man hört bei uns nicht selten Klagen über einen etwas langsameren Fortschritt in der Entwicklung unserer Universitäts-Institute und über einen bisweilen zu spärlichen Zufluss der Staatsmittel. Wenn wir jedoch die so oft im Uebermass gepriesenen amerikanischen Verhältnisse zum Vergleich herbeiziehen, so dürfte man nach dem Gesagten wohl unschwer

¹¹⁵ Ebd., Bl. 221.

¹¹⁶ Ebd., Bl. 222.

¹¹⁷ Ebd., Bl. 226.

zu der Ueberzeugung kommen, dass wir uns bei unserer vielleicht hie und da langsameren, aber stetigen und gleichmässigen Entwicklung entschieden besser stehen, als die Amerikaner mit ihrem Sprungsystem. Und Thatsache ist, dass wir in der Entwicklung unserer Universitäts-Institute den Amerikanern noch immer voran gewesen sind¹¹⁸.

Zum Abschluss formulierte Schaper Ratschläge für Kollegen, die künftig auf einer amerikanischen Universität ihr Glück versuchen wollten. Bei der Beurteilung einer angebotenen Stelle sei größte Vorsicht am Platze; man solle sich weniger an das Urteil von Amerikanern als an das von in den USA ansässigen deutschen Kollegen halten und von vornherein nur die besten Universitäten in Betracht ziehen¹¹⁹. Zudem müsse man auch gewisse Eigenarten der Persönlichkeit mitbringen: „Mit stiller ehrlicher Arbeit ist in Amerika im Allgemeinen nicht viel erreicht. Man muss gleichzeitig auch die Fähigkeit besitzen, sich populär zu machen, man muss Reden und Vorträge halten, in Zeitschriften schreiben, sich interviewen lassen und möglichst häufig seine Arbeiten in der Tagespresse mit der beim amerikanischen Publicum beliebten Ausschmückung und Aufbauschung besprochen sehen. Man muss mit einem Wort dem Amerikaner durch derartige Aeusserlichkeiten, durch Dreistigkeit und Selbstbewusstsein zu imponieren suchen, um seine Achtung und sein Wohlwollen zu gewinnen. [...] Ruheliebende und zartbesaitete Naturen sollten lieber aus Amerika wegbleiben“¹²⁰. Allerdings ließen die amerikanischen Universitätsverhältnisse eine stetig fortschreitende Besserung erkennen, und was vor fünf Jahren noch der Fall war, ist bei dem schnellen Entwicklungstempo in Amerika vielleicht heute schon aus der Welt geschafft. Es ist daher sehr wahrscheinlich, dass in Kürze „ein deutscher Universitätsdocent drüben schon weit annehmbarere Verhältnisse antreffen würde als zu meiner Zeit“¹²¹. Dies bedeute indes keineswegs größere Karrierechancen für Deutsche in Übersee: „Die Amerikaner beginnen mehr und mehr, aus sich selbst heraus tüchtige akademische Lehrer und Gelehrte heranzuziehen und fühlen eigentlich schon heute kaum noch das Bedürfniss und jedenfalls nicht mehr den Wunsch, Ausländer in ihren Lehrkörper aufzunehmen“¹²².

Alfred Schaper war es nicht vergönnt, seine wissenschaftliche Laufbahn zu vollenden. Auch die Realisierung des Professorenaustausches erlebte er nicht mehr. Er verstarb bereits am 7. September 1905, nicht lange nach der Abfassung seines Berichtes für Althoff. Seine

¹¹⁸ Ebd., Bl. 206.

¹¹⁹ Ebd., Bl. 232.

¹²⁰ Ebd., Bl. 233.

¹²¹ Ebd., Bl. 232–233.

¹²² Ebd., Bl. 233.

wissenschaftlichen Fähigkeiten wurden in Fachkreisen geschätzt; kein Geringerer als der namhafte Anatom Wilhelm Roux, einer der Begründer der Entwicklungsphysiologie, edierte eine nachgelassene Arbeit Schapers¹²³.

Friedrich Wilhelm Keutgen

Der zweite an Althoff adressierte Erlebnisbericht, der hier vorgestellt werden soll, beruhte auf ganz aktuellen Erfahrungen. Er stammte von Friedrich Wilhelm Keutgen, der später vor allem durch seine verfassungsgeschichtlichen Forschungen bekannt wurde. Damals war Keutgen, der derselben Generation wie Schaper angehörte, a.o. Professor für Mittlere und Neuere Geschichte und Urkundenlehre in Jena. Da er mit einer Engländerin verheiratet war und über längere Zeitabschnitte in Manchester gelebt hatte, verfügte er über die sprachlichen Voraussetzungen, um ohne Schwierigkeiten auch in den USA als Hochschul-lehrer tätig sein zu können. Im Wintersemester 1904/05 lehrte er an der Johns Hopkins University in Baltimore und kehrte danach wieder nach Jena zurück. Einem Ruf aus Baltimore auf ein ständiges Lehramt folgte er nicht. Der Bericht, den er am 8. Juni 1905 mit Dank für die vom Kultusministerium gewährte Reisekostenentschädigung an Althoff über-sandte, bezog sich auf das kurz zuvor in den USA absolvierte Semester¹²⁴. Der Historiker Keutgen setzte andere Akzente als der Mediziner Schaper, er hatte auch nicht wie jener über schlechte persönliche Arbeitsbedingungen zu klagen; um so aussagekräftiger ist der relativ hohe Grad an Übereinstimmung der von diesen beiden so unterschiedlichen Wissen-schaftlern getroffenen Wertungen.

Einleitend verwies Keutgen darauf, dass man unbedingt die historische Herkunft der älteren amerikanischen Universitäten – ihre Herausbildung aus Colleges – beachten müs-se, um ihren Unterschied von den traditionell als Verbünde der vier klassischen Fakultäten gestalteten deutschen Universitäten verstehen zu können. Mit der Eröffnung der Johns Hopkins University 1876 begann Keutgen zufolge „eine neue Aera innerhalb der amerika-nischen Universitätsgeschichte“. Ihrem Gründungspräsidenten Daniel C. Gilmore, der das bisherige System für unzulänglich ansah, sei es zu danken gewesen, dass Baltimore über

¹²³ Über die Zelle. Nachgelassene Schrift von Alfred Schaper. Nach dem Tod des Verf. hrsg. von W. Roux. Leipzig 1906. – Übrigens gehört auch das Erscheinen des bahnbrechenden Werkes von Roux zu den erwähnenswerten wissenschaftlichen Ereignissen des Jahres 1905: W. Roux: Die Entwicklungsmechanik: ein neuer Zweig der biologischen Wissenschaften. Leipzig 1905.

¹²⁴ F. W. Keutgen: Einiges über amerikanische Universitäten nach eigenen Erfahrungen und urkundlichen Quellen. – GStPK Rep. 92 NL Althoff A I Nr. 309 I, Bl. 162–174.

dem gewohnten Unterbau „eine vollständige philosophische Fakultät mit rein wissenschaftlichem Unterricht nach deutschem Muster“ als „postgraduate department“ erhielt und als Studienabschluss für diese Fakultät wie in Deutschland den Dr. phil. einführte. Nun habe man begonnen, zwischen der eigentlichen Universität und dem College zu unterscheiden: „Dieses ‚college‘ wird jetzt von Einsichtigen im ganzen Lande nicht mehr als Universität, sondern nur noch unsern obern Gymnasialklassen gleich eingeschätzt“. Ein großer Teil der jetzigen amerikanischen Hochschulprofessoren habe einen Teil des Studiums an der Johns Hopkins University absolviert, das Modell von Baltimore sei an allen namhaften amerikanischen Universitäten nachgeahmt worden¹²⁵.

Indes betrachtete es Keutgen als Inkonsequenz und Nachteil, dass die Colleges weiterhin in die Universitäten eingegliedert blieben; das zahlenmäßige Übergewicht der undergraduates müsse sich auf den Geist der ganzen Anstalt ungünstig auswirken. 1904 hatte Harvard nach seinen Angaben 5966 Studenten, wobei die undergraduates die große Mehrheit bildeten, und 534 Lehrkräfte; in Johns Hopkins beschränkte sich 1904/05 hingegen die Zahl der undergraduates auf 183 von insgesamt 745 Studenten bei einem Lehrkörper von 168 Personen. Die günstigen Verhältnisse bei Johns Hopkins würden indes bald ein Ende haben, da der bisher in der Innenstadt angesiedelten Universität ein großes und schönes Grundstück außerhalb Baltimores geschenkt worden sei, bei Eingehen weiterer Zuwendungen dort ein großzügiger Gebäudekomplex mit der vollständigen Ausstattung eines regulären College errichtet werden und somit künftig auch hier wie überall die Zahl der undergraduates die der eigentlichen Studierenden überwiegen würde: „Das Publikum versteht den Unterschied zwischen Universität und College nicht. Das Publikum wird seine Gaben stets in erster Linie dem ‚College‘ zuwenden. Die Söhne reicher Leute, die nur eine allgemeine Bildung erstreben, werden sich nach wie vor mit dem College begnügen und sich dahin wenden, wo das College-Leben am ausgeprägtesten ist. Eben von diesen ‚alumni‘ aber sind Schenkungen stets in erster Linie zu erwarten. ‚Johns Hopkins hat keine alumni‘, war auswärts die stehende Antwort auf die Frage, warum diese so hochgeschätzte Universität über so geringe Mittel verfügt. Die Leute von ernsterem wissenschaftlichem Streben dagegen, wie sie bisher vorzugsweise Johns Hopkins aufgesucht haben, besitzen gewöhnlich kein Geld. Ohne Geld sind aber weder Bücher noch Apparate noch Professoren zu haben. Ein Sportplatz ist daher eine fruchtbringendere Kapitalanlage als eine Bibliothek“. Keutgen erblickte darin „eine der üblen Einwirkungen der allherrschenden Demokratie“¹²⁶.

¹²⁵ Ebd., Bl. 165.

¹²⁶ Ebd., Bl. 166.

Unter den Professoren gebe es eine ganze Reihe ausgezeichnete Gelehrter auf den verschiedensten Gebieten, auch unter denen zweiten Ranges seien viele tüchtige Leute: „Viele haben einen Teil ihrer Ausbildung in Deutschland erhalten, und nichts kann einen Deutschen mit grösserer Befriedigung erfüllen als die Anhänglichkeit, mit der diese Männer von ihren deutschen Lehrern sprechen, und ihre Bewunderung für deutsches Universitätswesen, ja, nicht selten für deutsche öffentliche Einrichtungen überhaupt. Es kann keine Frage sein, dass alle die, denen an erster Stelle die Wissenschaft am Herzen liegt, nichts sehnlicher wünschten, als den Geist unserer Universitäten und den, der von ihnen ausströmend weite Kreise unseres Volkes ergriffen hat, nach Amerika verpflanzen zu können“. Aber Keutgen sah auch, dass ein solches „Verpflanzen“ nicht möglich war. Den meisten der amerikanischen Gelehrten sei es auf Dauer unmöglich, den in Deutschland gewonnenen Idealen in der Praxis vollkommen treu zu bleiben¹²⁷. Man müsse immer im Blick haben, „dass amerikanische Ideale nicht deutsche Ideale sind und nie und nimmer sein werden ...“ Das solle man sich vor Augen halten, „damit wir nicht in unserem Bestreben, für unsere Ideen Propaganda zu machen, durch jene öfter berührte Bewunderung unserer Anstalten verblendet werden! Nirgends täuscht der Schein so sehr wie drüben. Denn die Demokratie erheischt immerfort die schönsten Worte. Den urteilslosen Massen gegenüber muss alles unterstrichen werden“¹²⁸. Die öffentliche Einschätzung der Universitäten war nach dem Eindruck Keutgens gespalten. Einerseits gebe es weite Kreise, „die zu den Universitäten voll Verehrung hinblicken“ und sie als nationale Institute auffassen, viele andere aber „stehen den Universitäten völlig verständnislos gegenüber und schätzen die Stelle eines Professors nach dem damit verbundenen Gehalt“¹²⁹.

Ähnlich wie Schaper, wenn auch weniger zugespitzt, äußerte sich Keutgen kritisch zur amerikanischen Studentenschaft. Auch bei den ernsthaft Studierenden seien die Leistungen nicht entsprechend denen der deutschen Studenten zu bewerten. Manche zeigten bedeutenden Fleiß, doch es erweise sich, dass ihnen aus der Knabenzeit der „geistige Drill“ fehlt, ihre Vorbildung komme jener der deutschen Abiturienten nicht gleich. Die amerikanischen Lebensgewohnheiten (ausgedehntes Frühstück, langer Dinner-Nachmittag) beschränkten die Zahl der zu hörenden Vorlesungen. „Einen gleichmäßig gründlichen Unterricht erschwert ferner das Schwankende in dem Lebensziel eines Teils der Studenten. Das ganze Berufswesen bewegt sich drüben weniger in ausgefahrenen Gleisen als bei uns.

¹²⁷ Ebd., Bl. 169.

¹²⁸ Ebd., Bl. 173.

¹²⁹ Ebd., Bl. 167.

Der Studierende will häufiger befähigt sein, Verschiedenes unternemen zu können¹³⁰. Keutgen konzidierte zugleich, dass die amerikanischen Studenten den deutschen auch in einigem voraus seien, insbesondere in der Beherrschung von Fremdsprachen. Spätestens ein Jahr vor dem Doktorexamen müssten sie nachweisen, dass sie fachwissenschaftliche Bücher auf Französisch und Deutsch lesen könnten: „Immerhin verstehen sie mehr deutsch als die große Mehrzahl unserer Studenten englisch“¹³¹.

Ein Spezifikum des Berichtes von Keutgen ist das Eingehen auf das Frauenstudium in den USA: „Die Zulassung von Frauen zu den Männeruniversitäten ist hier eigentlich nur die folgerichtige Ergänzung zu dem gemeinsamen Schulunterricht für Knaben und Mädchen, der ‚coeducation‘. Von den Staatsuniversitäten scheint man sich außerdem prinzipiell nicht für berechtigt zu halten, Frauen auszuschliessen, da es sich um öffentliche, mit den Mitteln Aller zum Besten Aller unterhaltene Anstalten handelt“¹³². Obwohl Keutgen selbst dazu eine eher zurückhaltende Position bezog, teilte er die unter den deutschen Professoren übliche Skepsis gegenüber der Befähigung von Frauen zur wissenschaftlichen Arbeit und war jedenfalls außerstande, die emanzipatorische Bedeutung der auf dem Gebiet des Frauenstudiums in den USA erzielten Fortschritte zu würdigen. Wenn man den Frauen die Universitäten öffne, dann müsse man die Aufnahmebedingungen erleichtern, „weil die Mehrzahl der jungen Mädchen noch nicht in demselben Grade wie die zu denselben Bedingungen aufgenommenen jungen Männer zu selbständigem wissenschaftlichen Denken und Arbeiten befähigt ist“, und darunter leide der eigentliche wissenschaftliche Betrieb. Keutgen konnte sich der Befürchtung nicht entziehen, dass schon „der gemeinsame Unterricht auf dem College und der Schule auf das geistige Niveau der Nation, das selbständige Denken nachteilig einwirkt“. Es sei eine Sache, ob man besonders begabten jungen Mädchen die Möglichkeit gibt, an den zunächst für Männer gegründeten Universitäten zu studieren, aber eine ganz andere Sache sei es, „ob man die Gesamtheit aller Knaben in die Mädchenschule schickt – zwingt an einem Unterricht teilzunehmen, der auf die Fassungskraft des Durchschnitts-Mädchengehirns herabgestimmt ist. Ich glaube jedenfalls kaum, dass irgendein nicht von Theorien verblendeter Mensch wird behaupten wollen, dass die geistige Beanlagung des Durchschnittsmädchens identisch, gleichartig mit der des Durchschnittsknaben sei. (Solcher Menschen giebt es freilich in den Vereinigten Staaten ungewöhnlich viele)“. Im Regelfall plädierte Keutgen für das getrennte Studium

¹³⁰ Ebd., Bl. 167.

¹³¹ Ebd., Bl. 168.

¹³² Ebd., Bl. 171.

von Frauen und Männern; die in den USA bestehenden Women's Colleges „verdienen als Mädchenpensionen höherer Art vollstes Lob ... [...] Man möchte von Herzen allen unsern ‚Höheren Töchtern‘ einen Abschluss ihrer Schulzeit, wie er etwa in dem schönen Bryn Mawr zu haben ist, wünschen“¹³³. Als dieser Bericht verfasst wurde, waren in Preußen Frauen noch nicht zum Hochschulstudium zugelassen.

Als Fazit seines Berichtes sah Keutgen gute Aussichten dafür, dass Deutschland auf dem Gebiet der Wissenschaft seinen Vorsprung gegenüber den USA halten und festigen könnte. Seine amerikanischen Erfahrungen hatten ihn darin bestärkt, „dass die notwendige Voraussetzung unserer Erfolge der gründliche Jugendunterricht, der Mangel eines solchen aber der Grund ist, warum die Amerikaner bei den besten Absichten wissenschaftlich niemals das Gleiche erreichen werden wie wir. An der Gründlichkeit des Gymnasialunterrichts also haben wir vor allen Dingen festzuhalten“¹³⁴. Beweglichkeit und „schönen Optimismus“ könnten die Deutschen von den Amerikanern lernen, im übrigen aber komme es hauptsächlich auf Beharrungsvermögen an: „Was uns Amerika an erster Stelle lehren muss, ist, dass wir festhalten müssen an dem System, das uns gross gemacht hat. Dass wir es weiter pflegen müssen in dem Begriffe, der eminent der unsrige ist, der vor allen andern auf Ausbildung und Hochschätzung der geistigen Persönlichkeit geht“¹³⁵.

Die beiden hier vorgestellten Berichte an Althoff geben zusammengenommen ein aufschlussreiches Bild von der Art und Weise, wie deutsche Professoren im beginnenden 20. Jh. die amerikanische Wirklichkeit wahrnahmen, und damit auch einen Eindruck vom mentalen Hintergrund des Professorenaustausches auf deutscher Seite. Zunächst fällt die erhebliche Detailliertheit der Berichte auf. Sowohl Schaper als auch Keutgen hielten vieles für berichtenswert und bewerteten es somit selbst als für die preußisch-deutsche Wissenschaftspolitik wesentliche Information. Dabei waren sie sichtlich bemüht, kein monolithisches und künstlich homogenisiertes Bild der amerikanischen Realität zu zeichnen. Nichtsdestoweniger haftete ihr analytischer Blick an der Oberfläche der Phänomene. Ihre an keiner Stelle hinterfragte Überzeugung von der weltweiten normativen Geltung des deutschen Entwicklungsmodells (und hier vertraten sie nicht nur ihre persönlichen Überzeugungen, sondern zugleich den *Typus* des Gelehrten im wilhelminischen Deutschland) veranlasste sie, die beobachteten Phänomene nach dem Grad ihrer Übereinstimmung mit dem deutschen Muster bzw. dem Grad ihrer Abweichung von diesem zu sortieren und die

¹³³ Ebd., Bl. 172.

¹³⁴ Ebd., Bl. 174.

¹³⁵ Ebd., Bl. 173.

Übereinstimmungen als Indizien des Aufholens, die Abweichungen hingegen als Symptome der Unreife, der „Adoleszenz“ zu deuten. Sie waren durchaus beeindruckt von der Dynamik des amerikanischen Lebens, der verbreiteten Aufbruchstimmung, in der sich die noch junge Erfahrung der staatlichen Unabhängigkeit und das Zusammenwachsen der multiethnischen Einwandererkontingente mit der Vielfalt ihrer kulturellen Mitgift zu einem integrierten, aber keineswegs nivellierten staatlichen Verbund ausdrückte und die den Rahmen für die robuste Vitalität des amerikanischen Kapitalismus bildete, doch das ideologisch geprägte Raster ihrer Wahrnehmung hinderte sie daran, in dieser Dynamik eine ernsthafte Herausforderung für die wissenschaftliche Führungsposition Deutschlands zu erkennen. Die strukturelle Andersartigkeit des amerikanischen Bildungssystems insgesamt schien ihnen auch unter der Voraussetzung, dass an den Universitäten der USA deutsche Standards übernommen würden, eine hinreichende Garantie dafür zu bieten, dass die Amerikaner selbst bei größten Anstrengungen außerstande wären, in der ganzen Breite das deutsche Niveau zu erreichen; dabei konnten sie ohne weiteres zugestehen, dass es in den USA eine bestimmte Kohorte von an deutschen Modellen orientierten Wissenschaftlern gab, die zu höchsten Leistungen in der Lage waren, und dass diese Kohorte auch noch größer werden könnte. Um den Abstand zu sichern, müsse man nur das bewährte deutsche System beibehalten und weiter ausbauen. Dabei wurde durchaus auch ein gewisses Lernen von Amerika empfohlen, aber dieses Lernen blieb auf Sekundärtugenden – Flexibilität, Fremdsprachenkenntnis, Optimismus usw. – beschränkt und rührte nicht an die Grundlagen des Wissenschaftssystems.

So war die deutsche Wahrnehmung der amerikanischen Realität, bei aller soziologischen Aufmerksamkeit für Details, in der großen Perspektive durch Zukunftsblindheit gekennzeichnet. Wenn schon die Möglichkeit, auf dem gleichen Pfad von den USA überholt zu werden, am Anfang des Jahrhunderts nur ganz wenigen deutschen Wissenschaftlern zum Bewusstsein kam, so war es beinahe unmöglich, sich vorzustellen, dass man in den USA nicht einfach eine weniger entwickelte, sondern eine *andersartige* Realität vor sich hatte, in der sich ein zu den europäischen Mustern zumindest partiell alternatives Entwicklungsmodell der Wissenschaft herausbildete. Eine Ahnung davon hatte vielleicht Keutgen mit seiner Bemerkung, die amerikanischen Ideale seien andere als die deutschen und würden es immer bleiben, doch er nahm diese Andeutung einer Einsicht sogleich wieder zurück, indem er den Unterschied der Modelle als Gewähr für die bleibende deutsche Überlegenheit interpretierte. In Kenntnis der seither abgelaufenen Geschichte ist man nur zu leicht versucht, von der hohen Warte der Gewissheit den deutschen Wissenschaftlern jener Zeit unverzeihliche Naivität zu attestieren. Ehe man dies aber tut, sollte man zuvor in

Betracht ziehen, dass bis auf den heutigen Tag die Pluralität der Welt zwar unaufhörlich beschworen, aber als Ensemble differenter Entwicklungsmodi und divergierender Pfade weder gedacht noch gestaltet wird. Man nimmt sie vornehmlich nach dem Schema von Normalität und Devianz wahr – die Etikettierung von „Sonderwegen“ setzt stillschweigend oder offen einen Standard von Normalität voraus, zu dem davon abweichende Gesellschaften entweder aufschließen („Entwicklungsländer“) oder auf den sie von einem andersartigen Status her überführt („Transformationsgesellschaften“) werden. Angesichts dessen wäre es überzeichnet, die saturierte Selbstgewissheit der deutschen Gelehrtenwelt um 1900 exotisch zu nennen.

3.2. Das Arrangement des Professorenaustausches

Mit den Gesprächen und Verhandlungen, die am Rande des Gelehrtenkongresses von St. Louis und unmittelbar im Anschluss daran in Harvard stattfanden, waren offenbar die Weichen für den Professorenaustausch zwischen Harvard und Berlin gestellt. Mitte November übersandte Althoff den Entwurf einer Vereinbarung zwischen den beiden Universitäten an Eliot¹³⁶ zur Prüfung und Stellungnahme; sollte es zu einer Einigung kommen, so sollte im Sommer- oder Wintersemester 1905 mit der Ausführung begonnen werden¹³⁷. Eliot äußerte umgehend sein grundsätzliches Einverständnis, bat aber darum, den Austausch mit nur je einem Professor und nicht mit zweien zu beginnen. Wegen der Auswahl

¹³⁶ *Vereinbarung* zwischen der Universität Berlin und der Harvard-Universität wegen gegenseitigen Austausches von Lehrkräften (Abschrift von Abschrift).

1. Die Universität Berlin verpflichtet sich, jährlich für ein bis zwei ihrer Professoren Urlaub zu dem Zwecke zu erwirken, damit diese sich auf die Dauer von jedesmal drei Monaten (oder welche Zeitdauer Ihnen sonst richtiger erscheint) an der Lehrtätigkeit der Harvard-Universität in der dort geeigneten Art beteiligen.
2. Die gleiche Verpflichtung übernimmt die Harvard-Universität gegenüber der Universität Berlin.
3. Die Auswahl der Professoren erfolgt durch gegenseitige Verständigung des Präsidenten der Harvard-Universität und des Rektors der Universität Berlin.
4. Als besonders geeignete Zeiten erscheinen
 - a) für die Harvard-Universität die Monate Oktober bis Dezember oder Januar bis März (oder welche Zeiten Ihnen sonst richtiger erscheinen),
 - b) für die Universität Berlin die Monate November bis Januar oder Mai bis Juli.
5. Die Professoren der Universität Berlin, welche zur Harvard-Universität entsandt werden, erhalten seitens der letzteren für Reise und Aufenthaltskosten eine Entschädigung von je 1200 \$; den gleichen Betrag erhalten die Professoren der Harvard-Universität von der Universität Berlin. Dabei ist vorausgesetzt, dass den Professoren ihr heimisches Gehalt verbleibt. – GStPK Rep. 92 NL Althoff A I Nr. 309 II, Bl. 2.

¹³⁷ F. Althoff an Ch. W. Eliot, 12.11.1904. – GStPK Rep. 92 NL Althoff A I Nr. 309 II, Bl. 1.

der Professoren wolle er mit dem Rektor der Berliner Universität im Verbindung treten¹³⁸. Am selben Tag schaltete sich auch Münsterberg mit einem Schreiben an Schmidt[-Ott] in den Prozess der Verständigung über die Konditionen ein. Er habe Präsident Eliot „sehr energisch zugeredet“, die von Althoff vorgeschlagenen Formen „sofort in vollem Umfang anzunehmen“¹³⁹. Gewisse Schwierigkeiten würden sich aber dabei ergeben: „Ein deutscher Professor, der herüberkommt, giebt entweder Vorlesungen, wie er sie in Berlin hält – dann kann er nicht ‚count to the degree‘, d. h. es wird den Studenten nicht angerechnet, wenn sie die Vorlesung belegen, und in diesem Falle werden die ersten drei oder vier Vorlesungen besucht sein und dann die Beteiligung schnell abnehmen, da die Studenten zu überlastet sind, um Curse, die nicht angerechnet werden, regelmäßig zu besuchen. – Soll dagegen die Vorlesung angerechnet werden, so ist die Grundidee, dass auf jede Vorlesungsstunde etwa zwei Stunden häuslicher Studien kommen, teils in Form von eingeschriebener Lektüre, teils in Form von schriftlichen Ausarbeitungen, und schließlich ein Examen, das sich auf die Vorlesungen und die Privatstudien bezieht. Ich habe dem Präsidenten von vornherein erklärt, dass der Kursus unseres Gastes ‚angerechnet‘ werden müsse und nur dafür Sorge getragen werden muss, dass er genügend Assistenten bekommt, um persönlich nichts mit den Ausarbeitungen und Examina zu tun zu haben. Trotzdem ist es klar, dass die Vorlesungen selbst eine gewisse Rücksicht auf diese häuslichen Zutaten nehmen müssen und somit von der deutschen Form abweichen“. Münsterberg habe in seinem Psychologiekolleg 300 Studenten, „ohne dass ich immer selbst mit einem Examensheft oder häuslichen Essays behelligt werde“; dazu seien fünf Assistenten da, und in dieser Form könne ebenso gut die Darbietung des Gastes auch bezüglich der Hörerzahl ein voller Erfolg werden“¹⁴⁰. „Bezüglich der Amerikaner, die nach Berlin gehen sollen, riet ich dem Präsidenten, der mich erst gestern wieder bezüglich dieses Punktes consultierte, Männer vorzuschlagen, deren Thematata den Gebrauch der englischen Sprache natürlich erscheinen lassen, also englische Philologie, englische Literatur, amerikanische Geschichte, amerikanische Geographie, amerikanische Wirtschaftsgeschichte, amerikanische Verfassungsgeschichte etc.“¹⁴¹. Münsterberg nannte die Namen einiger Harvard-Professoren, die seiner Ansicht nach für den Austausch in Frage kämen, und bemerkte abschließend: „Im Ganzen ist aber die Stimmung jetzt

¹³⁸ Ch. W. Eliot an F. Althoff, 2. 12. 1904. – GStPK Rep. 92 NL Althoff A I Nr. 309 II. Bl. 3.

¹³⁹ H. Münsterberg an F. Schmidt[-Ott], 2. 12. 1904. – GStPK Rep. 92 NL Althoff A I Nr. 309 I, Bl. 4–9, hier Bl. 5.

¹⁴⁰ Ebd., Bl. 5–7.

¹⁴¹ Ebd., Bl. 7.

deutschfreundlich: die herbstliche Ausfahrt der deutschen Gelehrten [gemeint ist der Besuch in Harvard im Anschluss an den Gelehrtenkongress von St. Louis 1904 – H. L.] hat entschieden genützt, und wir suchen auf jede Weise die Stimmung zu erhalten“. So sei eine große Schillerfeier [anlässlich des 100. Todestages Friedrich Schillers – H. L.] mit Theateraufführung an der Universität und Festvorträgen von Francke und ihm geplant¹⁴².

Offiziell wurde der Gedanke des Professorenaustausches (noch nicht die konkrete Abmachung!) beim Neujahrsempfang des Kaisers am 1. Januar 1905, als Wilhelm II. gegenüber dem amerikanischen Botschafter Charlemagne Tower den Wunsch äußerte, zwischen beiden Ländern einen Gelehrtenaustausch in die Wege zu leiten¹⁴³. Intern wurden die Personalvorschläge konkretisiert, zugleich gelangte das Thema in die Medien, und verschiedene namhafte Gelehrte des wilhelminischen Deutschland äußerten sich dazu. Unterhalb der Ebene der amtlichen Korrespondenz – und wiederholt noch vor den offiziellen Schreiben des Harvard-Präsidenten Eliot – äußerte sich aus Harvard Münsterberg sehr ausführlich gegenüber Althoff oder Schmidt[-Ott]; schließlich hatte er Althoff schon früher zugesagt, ihn „über die deutschamerikanischen Vorgänge orientiert zu halten“¹⁴⁴. Am 8. Januar 1905 meldete er ihm, dass er „den ganzen gestrigen Abend mit Präsident Eliot verplaudert“ hätte und alle Details zur Sprache gekommen wären. Nach der Mitteilung von Tower über sein Gespräch mit dem Kaiser sei „die Frage hier wie drüben in den Blättern ausführlichst, aber mit weitgehender Unkenntnis der Verhältnisse erörtert worden. Deutsche Blätter haben in den letzten Tagen per Kabel um bezügliche Nachrichten gebeten und in ähnlicher Weise wollten die hiesigen Zeitungen von mir Auskunft, ich habe aber jegliche Auskunft abgelehnt und somit selbst die ganz falschen Zeitungsnachrichten nicht richtig gestellt, um die Öffentlichkeit überhaupt nicht wissen zu lassen, dass Verhandlungen seit langer Zeit im Gange sind“¹⁴⁵. Insofern bediente Münsterberg die von deutscher Seite kultivierte Fiktion, der Kaiser selbst hätte den Professorenaustausch angeregt. Zugleich hielt er es für angezeigt, Althoff vor der von deutschamerikanischen Zeitungen in den USA verbreiteten Illusion zu warnen, bei den Vorlesungen bedeutender deutscher Gelehrter würden „in Harvard die größten Lehrsäle überfüllt sein“. Solche Erwartungen müssten mit „peinlichsten Enttäuschungen“ enden: „Die Verhältnisse bringen es zwingend mit sich, dass auch die bedeutendste Kraft nur einen kleinen Zuhörerkreis

¹⁴² Ebd., Bl. 8.

¹⁴³ vom Brocke, Internationale Wissenschaftsbeziehungen (wie Anm. 3), S. 201.

¹⁴⁴ H. Münsterberg an F. Althoff, 9. 2. 1905. – GStPK Rep. 92 NL Althoff A I Nr. 309 II, Bl. 27.

¹⁴⁵ H. Münsterberg an F. Althoff, 8. 1. 1905 (Abschrift). – GStPK Rep. 92 NL Althoff A I Nr. 309 I, Bl. 21–26, hier Bl. 21.

finden könnte (wobei ich selbstverständlich voraussetze, dass die Vorlesung in deutscher Sprache gehalten wird)¹⁴⁶. Oberflächliche Impressionen aus den USA könnten nur zu leicht missverstanden werden. Einige der Kongressgäste von St. Louis wie der Historiker Karl Lamprecht hätten „Reiseindrücke aus Amerika veröffentlicht, die den Tatsachen geradezu Hohn sprechen“¹⁴⁷. Auch Erfahrungen, wie sie Harnack in Harvard gemacht hatte, dürften nicht täuschen: „... er sprach unter enthusiastischem Beifall zu Hunderten, aber nicht der zehnte Teil seiner Zuhörer, die gern einmal eine halbe Stunde deutsch sprechen hörten, würden je ein deutsches Kolleg belegen“¹⁴⁸. Kein deutscher Professor solle nach Harvard kommen, der sich davon etwa finanziellen Gewinn verspricht: „Kollegien-gelder gibt es hier nicht, während die Berliner Kollegien-gelder wegfallen; auf der anderen Seite werden die 1200 \$ mit Reise und dreimonatlichem Aufenthalt sicherlich verbraucht. Und schließlich ist es illusorisch, zu erwarten, dass sich Gelegenheiten zu honorierten Extravorlesungen finden würden“. Einige der Teilnehmer von St. Louis wie etwa Werner Som-bart hätten sich „darauf eingerichtet, den Winter hier zu verbringen und von Vorträgen zu leben; sie fuhren schwer enttäuscht zurück, als ich ihnen erklären musste, dass sich keine Gelegenheit dazu bieten würde. Wer fließend englisch spricht, kann hier viel durch Vorträge verdienen; wer nur deutsch spricht, kann es nicht“¹⁴⁹.

Seitens des Preußischen Kultusministeriums wurden zunächst sehr viele Professoren als mögliche Kandidaten für Harvard in Betracht gezogen. Auf der Rückseite einer Abschrift des von Eliot am 2. 12. 1904 an Althoff gerichteten Schreibens ist eine große Zahl von Namen notiert; Wilhelm Ostwald, der dann als erster fuhr, ist übrigens nicht darunter¹⁵⁰. Inzwischen erhielt der Rektor der Friedrich-Wilhelms-Universität, der Anatom Oskar Hertwig, den angekündigten Brief Eliots, in dem dieser vier Harvard-Professoren vorschlug, darunter den schließlich ausgewählten Theologen und Sozialethiker Francis G. Peabody¹⁵¹. In einer Besprechung bei Althoff am 28. 1. mit Rektor Hertwig, an der seitens des Akademischen Senats der Universität auch die Professoren Gustav Schmoller, Wilhelm Waldeyer und Emil Fischer und seitens des Ministeriums noch Schmidt[-Ott] teilnahmen, erhielt der eigene Entsendevorschlag (nach Fachgebieten gegliedert) die folgende Gestalt:

¹⁴⁶ Ebd., Bl. 21.

¹⁴⁷ Ebd., Bl. 22.

¹⁴⁸ Ebd., Bl. 23.

¹⁴⁹ Ebd., Bl. 24.

¹⁵⁰ GStPK Rep. 92 NL Althoff A I Nr. 309 II, Bl. 10.

¹⁵¹ Ch. W. Eliot an O. Hertwig, 12.1.1905. – GStPK Rep. 92 NL Althoff A I Nr. 309 II, Bl. 12–13.

„Diesseits sollen vorgeschlagen werden

1. Harnack eventl. Seeberg
2. Paulsen eventl. Erdmann
3. F. Klein eventl. Hilbert
4. Nernst eventl. Ostwald
5. Roux
6. Verworn (Frau Amerikanerin)¹⁵².

Hier tauchte Ostwald erstmals auf, als Ersatzlösung für Walther Nernst. Am 2. Februar überreichte der deutsche Botschafter Speck von Sternburg dem US-Präsidenten ein Handschreiben des Kaisers zum Professorenaustausch¹⁵³. Althoff kündigte Eliot am 10. 2. telegraphisch die Übermittlung der Berliner Vorschlagsliste an, diese aber kam den Februar über nicht einvernehmlich zustande.

Am 4. März schließlich fand eine weitere Besprechung von Althoff und Schmidt[-Ott] mit Rektor Hertwig statt, an dem seitens der Universität noch die Professoren Friedrich Paulsen und Otto Gierke teilnahmen und in deren Beschlussprotokoll es heißt:

„Die Besprechung führte zu nachstehenden Ergebnissen:

1. Es wurde Einverständnis darüber erzielt, dass das Ministerium die Verhandlungen weiter führen solle, weil diesseits außer Berlin noch andere Hochschulen in Betracht kommen.

2. Die Befragung der Fakultäten wird, soweit die Beurlaubung diesseitiger Universitätslehrer in Frage ist, im Hinblick auf die Verantwortung für die Vollständigkeit der Lehrpläne im selben Umfange wie in verwandten Fällen erfolgen.

3. Die von Amerika im Austauschverkehr hierher zu entsendenden Gelehrten sollen als Gäste der Universität behandelt werden und zwar im allgemeinen mit den Rechten und Pflichten der lesenden Mitglieder der Akademie der Wissenschaften, nur dass sie ihre Vorlesungen in der Regel unentgeltlich zu halten haben.

4. Die Verhandlungen wie die vorstehende Verständigung sollen streng geheim gehalten werden, um Verstimmungen in Amerika zu vermeiden.

5. Es wurde als wünschenswert bezeichnet, dass hin und wieder jüngere Gelehrte (Privatdozenten oder Assistenten) auf längere Zeit nach Amerika geschickt werden, um lehrend oder lernend an amerikanischen Universitäten unter voller Einfügung in den dortigen Lehr- und Studienplan zu wirken¹⁵⁴.

¹⁵² GStPK Rep. 92 NL Althoff A I Nr. 309 II, Bl. 17.

¹⁵³ Pressemeldung, Berliner Tageblatt, 3. 2. 1905 (Abschrift). – GStPK Rep. 92 NL Althoff A I Nr. 309 III, Bl. 23.

¹⁵⁴ Besprechung am 4. März 1905 betreffend Gelehrtenaustausch mit Amerika. Protokoll (Abschrift). – GStPK Rep. 92 NL Althoff A I Nr. 309 II, Bl. 28.

Aus diesem Protokoll ergibt sich kein direkter Hinweis auf ein Zerwürfnis zwischen Ministerium und Universität in der Frage des Austausches; vom Brocke spricht indes – unter Berufung auf Paulsens Autobiographie¹⁵⁵ – von endlosen Debatten der zur Austauschfrage gebildeten Universitätskommission, einem förmlichen Protest der Philosophischen Fakultät und dem Verzicht des Rektors auf weitere Mitwirkung¹⁵⁶. Wie sich dies auch immer im Detail zugetragen haben mag – der inhaltliche Widerstand der Friedrich-Wilhelms-Universität ist schon aus der bloßen Tatsache abzulesen, dass sie keinen ihrer wirklich prominenten Professoren als Kandidaten zur Eröffnung des Austausches gewann und damit Althoff zwang, für eine internationale Aufgabe dieses Ranges auf andere Universitäten zurückzugreifen.

Beiläufig ergeben sich aus der Korrespondenz des Winters 1904/05 auch Hinweise auf einen der möglichen Gründe, die die deutsche Seite veranlasst haben könnten, das Projekt des Professorenaustausches gerade um diese Zeit so zu forcieren, nachdem es bis zum Sommer 1904 in der Gesamtarchitektur der außenkulturpolitischen Offensive gegenüber den USA keineswegs im Vordergrund gestanden hatte. Im Dezember 1904 erörterte Münsterberg gegenüber Schmidt-Ott die Schwierigkeiten, die sich der Gewinnung einer hinreichend attraktiven Auswahl von Harvard-Professoren für Berlin in den Weg stellten: „Leider bietet Paris starke Konkurrenz, da der Austausch mit Paris sich nunmehr als großer Erfolg erweist, Barrett Wendell liest dort jetzt bei ungeheurem Andrang über amerikanische Literatur. Ich hatte gehofft, dass mein Specialcollege William James, der corr. Mitglied der Berliner Akademie ist¹⁵⁷, in Berlin den Anfang machen könnte; er ist ein Freund von Stumpf u. a.; aber bei vorsichtiger Sondierung sah ich, dass er lieber nach Paris geht, wo er sehr viele Freunde hat“¹⁵⁸. Zwei Monate später schrieb er Althoff von seiner Befürchtung, dass Harvard nicht bereit sein könnte, sofort gute Männer gehen zu lassen: „Es compliciert sich dadurch, dass ja auch die Abmachungen mit Paris unsre Lehrkräfte entführen. In diesem Jahr feiert der Literaturhistoriker Wendell dort Triumphe, und für den nächsten Winter ist der Ästhetiker Santayana soeben gewählt worden“¹⁵⁹. Auch die deutsche Tagespresse wurde darauf aufmerksam, dass Frankreich auf dem Feld des Professorenaustausches mit den USA Deutschland

¹⁵⁵ F. Paulsen: *An autobiography*. New York 1938, S. 438 f.

¹⁵⁶ vom Brocke, *Internationale Wissenschaftsbeziehungen* (wie Anm. 3), S. 203.

¹⁵⁷ James wurde von der Preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin in ihrem Jubiläumsjahr 1900 zum Korrespondierenden Mitglied gewählt.

¹⁵⁸ H. Münsterberg an F. Schmidt[-Ott], 2. 12. 1904. – GStPK Rep. 92 NL Althoff A I Nr. 309 I, Bl. 8.

¹⁵⁹ H. Münsterberg an F. Althoff, 9. 2. 1905. – GStPK Rep. 92 NL Althoff A I Nr. 309 I, Bl. 29.

zuvorgekommen war¹⁶⁰. Die Meldungen klangen alarmierend. Es war ganz ausgeschlossen, dass die deutsche Außenpolitik einen solchen Vorsprung des Erzrivalen Frankreich einfach hinnehmen konnte; es war auch undenkbar, lediglich gleichzuziehen – deshalb war der Austausch mit Harvard auch nur als Einstieg in ein weitaus umfassenderes Programm gedacht.

In Deutschland fiel es Adolf Harnack zu, im Februarheft der *Preussischen Jahrbücher* „die Öffentlichkeit über die bevorstehenden – in Wirklichkeit schon abgeschlossenen – Verhandlungen zu unterrichten und für den Austausch zu werben“¹⁶¹. In einer Reihe publizistischer Wortmeldungen, die mit Harnacks Aufsatz *Vom Großbetrieb der Wissenschaft* eingeleitet wurde, kamen nuancierte Sichten auf das Projekt zum Ausdruck. Harnack unterschied zunächst zwischen der Internationalität der Forschung und der nationalen Prägung und Bindung der wissenschaftlichen Lehre: „Art, Maß und Methoden der wissenschaftlichen Ueberlieferung sind das Ergebnis des Volkscharakters und der Geschichte, die das Volk erlebt hat. Sie lassen sich nicht willkürlich übertragen oder nach einem gewissen Schema regeln. Die hohen Schulen sind historische Gebilde, in denen die Eigenart jeder großen Nation sehr deutlich zum Ausdruck kommt“. Um nun zu begründen, weshalb die Lehre ungeachtet dieser Prägung dennoch des internationalen Austausches bedarf, postulierte er: „Forschung und Lehre stehen aber in einer geheimen, innerlichen Verbindung. Man kann die Lehre (die Ueberlieferung) von der Forschung (der Wissenschaft) nicht einfach abstreifen wie ein Gewand. Der wahrhaft gute Lehrer legt in seinen Unterricht Im-

¹⁶⁰ „Die Franzosen geben sich bekanntlich schon seit längerer Zeit alle Mühe, Amerika für die französische Kultur zu gewinnen und andererseits die französische studierende Jugend an den Früchten der amerikanischen Zivilisation partizipieren zu lassen. Französische Gelehrte bereisen in staatlichen Missionen Jahr für Jahr die Vereinigten Staaten; französische Conférenciers halten in jeder Saison Vortragstourneen in den amerikanischen Großstädten. [...] Es wird daran gearbeitet, ständige Lehrstühle für französische Professoren an den amerikanischen Universitäten zu errichten, andererseits aber Abteilungen französischer Studierender für ganze Semester an amerikanische Fakultäten zu schicken. Während demnach bisher alle Bemühungen von Frankreich ausgingen und sich auf amerikanischem Boden abspielten, hat in diesem Wintersemester auch der umgekehrte Prozess begonnen. Ein amerikanischer Gelehrter, Barrett-Wendell, Professor an der Harvard-Universität, Massachusetts, hat seit dem November einen Kursus über amerikanische Literatur und amerikanischen Geist an der Sorbonne gehalten. Für seine erste Vorlesung wies man ihm einen Saal an, der etwa zweihundert Personen umfasste. Der Andrang war jedoch so groß, dass man dem amerikanischen Professor bereits für die zweite Vorlesung das Amphitheater Richelieu zur Verfügung stellen musste, wo achthundert Personen Platz finden“. – Zum Professoren-austausch. In: Berliner Lokalanzeiger Nr. 121, 12. März 1905. – GStPK Rep. 92 NL Althoff A I Nr. 309 I, Bl. 302.

¹⁶¹ vom Brocke, Internationale Wissenschaftsbeziehungen (wie Anm. 3), S. 201.

ponderabilien, die auch für die Forschung von größter Bedeutung sind¹⁶². Ein Gelehrter würde also, so könnte man annehmen, seinen Auditorien im Ausland jene kryptischen Imponderabilien – in unserer Zeit gebraucht man dafür andere Termini wie know how oder tacit knowledge – übermitteln, die sich nicht aus seinen Publikationen herauslesen lassen, und damit dort die Forschung befruchten. Ferner machte Harnack geltend, der Austausch der Lernenden weise „auch mit einer gewissen Notwendigkeit auf den Austausch der Lehrenden hin, wie ein solcher im Mittelalter schon bestanden hat“¹⁶³.

Ungeachtet der weit ausgreifenden historischen Einbettung waren die Argumente, die Harnack für den Sinn des organisierten Professoren-austausches ins Feld führte, nicht besonders stark. Er mag das selbst gespürt haben, denn er empfahl, in den Verhandlungen zwischen den beiden Universitäten zunächst vorsichtig und in bescheidenen Grenzen vorzugehen: „Ist die Sache haltbar, so wird sie sich verwirklichen lassen und dann wie von selbst wachsen“¹⁶⁴. Diese Tonlage unterscheidet sich nur graduell von der Empfehlung Friedrich Paulsens an die Unterrichtsverwaltung, den Austausch gar nicht zu officialisieren, sondern „eine Form zu finden, vorhandene Nachfrage und freies Angebot zusammenzuführen, ohne Verpflichtungen und Erwartungen zu begründen, deren Erfüllung problematisch, deren Nichterfüllung eine Niederlage wäre“¹⁶⁵. Vermutlich wäre es der deutschen Professoren-schaft mehrheitlich angenehmer gewesen, wenn das Kultusministerium den Austausch zwar moralisch und möglichst auch materiell unterstützt, nicht aber in seine Organisation eingegriffen hätte. Paulsen äußerte eine Reihe von Bedenken, die nicht von der Hand zu weisen waren. Die vertraglich festgelegte Regelmäßigkeit des Austausches verurteilte gleichsam zum Erfolg, so dass die Gewinnung geeigneter Kandidaten zum richtigen Zeitpunkt zur Schlüsselfrage wurde. Zwar würden sich unter den deutschen Professoren immer Freiwillige für einen Gastaufenthalt in Amerika finden: „Aber würden es immer gerade die sein, die man drüben wünscht, und zugleich, durch die drüben vertreten zu sein man wünschen kann?“ Er befürchtete sogar, dass der Austausch zu einer Karriereplattform für zweitklassige Emporkömmlinge entarten könnte: „*Vielleicht* würde es nur ein paar Semester, die Flitterwochen der neuen Einrichtung, dauern und es würde schwer werden, überhaupt noch Männer in angesehener Stellung und befestigter Wirksamkeit zu finden,

¹⁶² A. Harnack: Vom Großbetrieb der Wissenschaft. In: Preußische Jahrbücher 119 (1905), S. 193-201, hier S. 197.

¹⁶³ Ebd., S. 199.

¹⁶⁴ Ebd., S. 200–201.

¹⁶⁵ [F. Paulsen]: Ein Kartell zwischen deutschen und amerikanischen Universitäten. In: National-Zeitung. Morgen-Ausgabe, 4. 2. 1905. – GStPK Rep. 92 NL Althoff A I Nr. 309 I, Bl. 301.

die den Versuch zu machen sich bereit fänden. Dann wäre die Gefahr, dass man schließlich auf Leute herabkäme, denen nicht so sehr die Sache und die Wissenschaft am Herzen läge, sondern nur die Hoffnung, in die Zeitungen zu kommen und ihren Namen mit dem Schimmer der internationalen Professorenkrone zu vergolden – professor universalis generis humani, so rühmte sich der alte Chr. Wolff, als ihm die Vertreibung aus Halle europäische Celebrität gab; jetzt würde die Berufung nach Amerika dasselbe leisten¹⁶⁶.

Paulsen hatte damit die zentrale Schwierigkeit des Vorhabens deutlich benannt. Zwar gelang es dem Kultusministerium, das befürchtete Absinken des Austausches in die Unseriosität zu vermeiden, doch in der Liste der deutschen Professoren, die im Rahmen der beiden Austauscharrangements Harvard – Berlin und Columbia – Berlin in die USA reisten, fehlten weitgehend sowohl die Träger der ganz großen Namen als auch die aufstrebenden jüngeren Vertreter zukunftsbestimmender Wissenschaftsgebiete. Wilhelm Ostwald (Nobelpreis 1909), der erste deutsche Austauschprofessor in Harvard, war als Mitbegründer der physikalischen Chemie der einzige wirklich renommierte deutsche Naturwissenschaftler, der an diesem Austausch teilnahm. Es entbehrte durchaus nicht der Peinlichkeit, dass ein Austausch, der zwischen den beiden Universitäten Harvard und Berlin stattfinden sollte, erst in seinem fünften Jahr (1909/10) mit dem Althistoriker Eduard Meyer einen Berliner Professor nach Harvard brachte. Rückblickend ist es schwer zu beurteilen, wer die Hauptverantwortung für diese verfahrenere, nur durch Althoffs Geschick zu bewältigende Lage eigentlich trug – die professorale Borniertheit der Berliner Ordinarien, die aus inferioren Motiven ein Projekt von Weltbedeutung gefährdeten, oder die autokratische Oktroi-Politik des preußischen Ministerialdirektors, der sich über die Empfindlichkeiten der Professoren und deren korporative Autonomie entschlossen hinwegsetzte, wenn es um große Ziele ging, und damit die Professorenschaft verstimmte. Den repräsentativsten Start von Berliner Seite hätte ohne Zweifel Harnack garantiert, der 1904 beim Einfädeln der Vereinbarung in den USA eine nicht unerhebliche Rolle gespielt hatte und der von Harvard auch ausdrücklich gewünscht worden war. Sein Amtsantritt als Generaldirektor der Königlichen Bibliothek in Berlin im Oktober 1905 lieferte ihm einen respektablen Grund, sich der Nominierung zu entziehen; indes hätte sich bei der hohen Priorität, die das Kultusministerium dem Professorenaustausch beimaß, eine Verschiebung des Amtsantritts um ein halbes Jahr wohl aushandeln lassen, wenn Harnack ihn ernsthaft gewollt hätte. In wissenschaftlicher Hinsicht war Ostwald gewiss eine gute Wahl, doch als Repräsentant der

¹⁶⁶ Ebd.

Friedrich-Wilhelms-Universität konnte er, auch wenn er 1905 zum Korrespondierenden Mitglied der Preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin gewählt wurde, beim besten Willen nicht gelten.

3.3. Francis Greenwood Peabody in Berlin

Der erste Harvard-Professor, der im Rahmen des vereinbarten Austausches nach Berlin kam, war der Theologe, Universitätsprediger und Sozialethiker Francis Greenwood Peabody¹⁶⁷. In seinem Schreiben vom 12. Januar 1905 an Rektor Hertwig, in dem Präsident Eliot vier Professoren zur Auswahl vorschlug, gab dieser die folgende kurze Charakteristik Peabodys: „... about fifty-eight years old, of New England birth and training. His subject is ‚The Ethics of the Social Questions‘, from the point of view not of an economist but of a preacher and philanthropist. The problems with which he ordinarily deals are charity, poor-relief, temperance, marriage and divorce, family, and considered in the light of ethical theory. He deals, of course, chiefly with the American aspects of these problems but makes use also of European experience. [...] Professor Peabody was the pioneer in the United States in giving systematic instruction to university students in the ethics of the social questions. He first gave a course on this subject in the academic year 1883–84, and has maintained the course successfully ever since“¹⁶⁸. Peabody spielte im geistigen Leben Harvards und darüber hinaus im Hochschulwesen der USA eine beträchtliche Rolle, die sowohl im Vorfeld seiner Ankunft als auch während seines Berliner Aufenthaltes kaum zur Kenntnis genommen wurde¹⁶⁹. Aus dem oft zitierten ironischen Diktum Maximilian Hardens nach der in Anwesenheit des Kaisers gehaltenen Antrittsvorlesung des amerikanischen Gastes, nicht die Vorlesungen der „weltberühmten deutschen Dozenten“ seien der Ehre kaiserlicher Präsenz wert gewesen, dafür aber „das Gerede des Herrn Peabody“¹⁷⁰, sprach unverhohlene Geringschätzung, auch wenn es berechtigt gewesen sein mag, die Distanz des Monarchen zur hauptstädtischen Universität aufs Korn zu nehmen. Möglicherweise hat schon eine Bemerkung Münsterbergs in einem Brief an Althoff zu diesem Vorurteil wissenschaftlicher Bedeutungslosigkeit beigetragen. Danach war Peabody in der Vorschlagsliste von Harvard der einzige, „der nicht im höheren Sinn des Wortes ein Gelehrter ist; er ist ein unitarischer Prediger und ein tüchtig bewandeter Sozialethiker, aber niemand hier

¹⁶⁷ vom Brocke, Internationale Wissenschaftsbeziehungen (wie Anm. 3), S. 203.

¹⁶⁸ GStPK Rep. 92 NL Althoff A I Nr. 309 II, Bl. 12–13.

¹⁶⁹ E. P. Hoyt: The Peabody influence. New York 1968; J. A. Wells: The Peabody story. Salem, Mass. 1973.

¹⁷⁰ Zit. in: vom Brocke, Internationale Wissenschaftsbeziehungen (wie Anm. 3), S. 203.

in Harvard würde ihn als Vertreter der wirklichen Wissenschaft gelten lassen. Er selbst sprach mir das sehr lebhaft aus, aber ich sagte ihm und bin davon überzeugt, dass er, als ein beredter Exponent amerikanischer sozialer Ideen, mehr für die akademischen Wechselbeziehungen leisten kann als mancher große Gelehrte¹⁷¹.

Wie es oft bei Universitätstheologen der Fall ist, suchte auch Peabody Glaubensvermittlung und wissenschaftliche Arbeit zu verbinden. Er hatte Abschlüsse des Harvard College (1869) und der Divinity School (1872) sowie der Graduate School (1872) in Harvard. Nach längerer Tätigkeit als Geistlicher kehrte er 1880 als Hochschullehrer an seinen Studienort zurück. Von 1881 bis 1886 war er Parkman Professor of Theology und danach ab 1886 gleichzeitig Universitätsprediger und Plummer Professor of Christian Morals, zudem zwischen 1901 und 1906 Dekan der Divinity School. Dass er als Prediger das ganze Gegenteil eines religiösen Eiferers war, belegt ein Moment seiner Tätigkeit, das für die Entwicklung von Harvard zu einer modernen Universität von beispielgebender Bedeutung war. Peabody „spearheaded the campaign to transform Harvard from a Unitarian-dominated college into a nonsectarian university. His biggest success was in persuading Harvard to make attendance at chapel optional, making Harvard the first traditional college in the nation to give students the freedom to choose whether or not to participate in university-organized religious worship“¹⁷². Es heißt, dass nach diesem Liberalisierungsschritt seine Predigten noch größeren Anklang gefunden hätten. Wie Eberhard Hauschildt mitteilt, absolvierte Peabody während seiner Laufbahn einen Studienaufenthalt in Halle, hörte dort Vorlesungen verschiedener Theologen und wurde durch die Lektüre der Schriften Fichtes und Schleiermachers beeinflusst. Auf theologischem Gebiet intendierte er „eine überdenominationelle wissenschaftliche Arbeit, orientiert an den Idealen der deutschen universitären Theologie“¹⁷³.

Von Bedeutung über die Theologie hinaus waren Peabodys soziologisch-ethische Interessen. Schon früh befasste er sich mit sozialen Fragen und bezog dabei auch deutsche Erfahrungen ein¹⁷⁴. Im Laufe der Zeit konzentrierte sich seine Aufmerksamkeit immer

¹⁷¹ H. Münsterberg an F. Althoff, 9. 2. 1905. – GStPK Rep. 92 NL Althoff A I Nr. 309 I, Bl. 27–29.

¹⁷² Francis Greenwood Peabody (1847–1936). In: http://ocp.hul.harvard.edu/ww/people_peabody.html.

¹⁷³ E. Hauschildt: Peabody, Francis Greenwood. In: Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon Bd. VII. Herzberg 1994, Sp. 120–122. – <http://www.bautz.de/bbkl/p/Peabody.shtml> ; F. G. Peabody: Was verdanken wir Amerikaner der Theologie Deutschlands? In: Protokoll der Verhandlungen. Fünfter Weltkongress für freies Christentum und religiösen Fortschritt. Berlin 5. bis 10. August 1910. Hrsg. von M. Fischer und F. M. Schiele. Berlin 1910–11, S. 108–116.

¹⁷⁴ F. G. Peabody: The German labor-colonies for tramps, New York 1892.

mehr auf die Folgen der industriellen Entwicklung für die sozialen und religiösen Verhältnisse¹⁷⁵. Auf diesem Gebiet leistete Peabody in Harvard Pionierarbeit; er begründete ein Department of Social Ethics¹⁷⁶ und ein Social Museum¹⁷⁷. Bei der Analyse sozialer Fragen bediente er sich einer von den Juristen entlehnten Methode der Falluntersuchung und verwendete zu Dokumentationszwecken die moderne Technik der Fotografie.

Es ist nicht ausgeschlossen, dass gerade diese Seite seines Schaffens bei seiner Auswahl für Berlin den Ausschlag gegeben hat. Wie weiter oben erörtert wurde, hielt man es damals in Deutschland großenteils noch für eher unwahrscheinlich, dass amerikanische Gelehrte ein überlegenes wissenschaftliches Niveau aufweisen könnten; aber als authentische Berichterstatter über die Verhältnisse Nordamerikas in Geschichte und Gegenwart und als kundige Interpreten dieser Verhältnisse erschienen sie unersetzlich. Deshalb wurde auch in den Debatten zum Professoren Austausch wiederholt empfohlen, Amerikaner bevorzugt zu solchen Themen einzuladen. Harnack zufolge war es „von ausgezeichnetem Werte, die Sprache, die Geschichte, die Literatur und die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse eines großen Landes von einem Bürger dieses Landes dargestellt zu sehen. Kein Fleiß und keine Gelehrsamkeit eines Ausländers vermögen in alle diese Verhältnisse einzudringen und sie richtig zu würdigen“¹⁷⁸. Kuno Francke aus Harvard schrieb im April 1905, die bereits festgelegte Eröffnung des Reigens amerikanischer Vorlesungen in Berlin durch Peabody beweise, „dass man sich in deutschen Gelehrtenkreisen von den amerikanischen Gästen in erster Linie [...] Belehrung über die herrschenden Strömungen und die wesentlichen Probleme des öffentlichen Lebens in Amerika verspricht. Und hier steht allerdings ein weites Gebiet möglicher Beeinflussung deutscher Lebensanschauungen und Institutionen durch Amerika offen“¹⁷⁹.

Bei der Übermittlung seines Angebots nach Berlin – neben Peabody standen noch der Geologe William M. Davis, der Chemiker Theodore W. Richards und der Politökonom Frank W. Taussig auf der Liste – meinte Eliot: „Professors Taussig and Peabody would probably attract the largest numbers of students. Professors Davis and Richards would be

¹⁷⁵ F. G. Peabody: *Jesus Christ and the social question*. New York 1900; F. G. Peabody: *Organized labor and the capital*. Philadelphia 1904.

¹⁷⁶ F. G. Peabody: *The approach to the social question – an introduction to the study of social ethics*. New York 1909.

¹⁷⁷ F. G. Peabody: *The social museum as an instrument of university teaching; a classified list of collections in the Social Museum of Harvard University to January, 1908*. Cambridge, MA 1908.

¹⁷⁸ Harnack, *Vom Großbetrieb* (wie Anm. 162), S. 200.

¹⁷⁹ Francke, *Das Kartell* (wie Anm. 27), Bl. 303.

interesting chiefly to students of their respective specialties¹⁸⁰. Soweit es Peabody betraf, erwies sich dies als eine glatte Fehleinschätzung; er war in Berlin durchaus kein Publikums-magnet. Nachdem man sich auf der Grundlage des aus Harvard eingegangenen Schreibens an Hertwig auf die Präferenz für Peabody und Richards geeinigt hatte¹⁸¹, übermittelte am 8. Februar Althoff – zugleich im Namen von Rektor Hertwig – an Eliot ein Staatstelegramm: „Wir bitten für Herbst 1905 um Peabody. Außerdem wäre für erstes Jahr ein zweiter Professor nämlich Richards erwünscht“¹⁸². Kurz darauf sagte Richards ab¹⁸³, so dass 1905 allein Peabody nach Berlin kam; Richards war dann der folgende Austausch-professor im Wintersemester 1906/07. Am 10. Februar teilte Eliots Sekretär Jerome D. Greene in einem Schreiben an Althoff mit, dass Peabody die ehrenvolle Mission angenom-men hatte¹⁸⁴, doch Althoffs eifriger Informant Münsterberg war um einen Tag schneller und ließ den Ministerialdirektor wissen, dass er mit Peabody bereits ausführlich über des-sen Berliner Lehrveranstaltungen gesprochen und ihm zweckdienliche Ratschläge erteilt hätte: „Ich riet ihm, ein vierstündiges Privatcolleg und ein einstündiges öffentliches anzu-kündigen. Ich riet ihm des weiteren, das Hauptcolleg möglichst auf amerikanische Verhält-nisse zu beziehen. Er wird daher als Hauptcolleg ‚Die socialen Probleme Amerikas‘ vor-bereiten (mit besonderer Rücksicht auf Einwanderung, Familie, Arbeiterfrage, Streikfrage etc.) und als Nebencolleg ‚Der christliche Charakter‘, eine Reihe von Vorlesungen, die er bereits gegeben und veröffentlichen wollte, deren Veröffentlichung er nun aber hinaus-schiebt“¹⁸⁵. Die letztgenannte Vorlesung hat er jedenfalls gehalten, sie ist in deutscher Über-setzung publiziert worden¹⁸⁶.

Für die Überfahrt des amerikanischen Gastprofessors nach Europa stellte die Ham-burg-Amerika-Linie eine Gratiskabine zur Verfügung. Peabody reiste mit Frau, Tochter und Nichte jedoch nicht direkt nach Deutschland, sondern nahm eine Passage nach Ge-nua, um zunächst Freunde in Venedig und Cortina zu besuchen. Vor der Abreise versicherte

¹⁸⁰ Ch. W. Eliot an O. Hertwig, 12. 1. 1905. – GStPK Rep. 92 NL Althoff A I Nr. 309 II, Bl. 12–13.

¹⁸¹ Besprechung wegen Austausches von Professoren mit Amerika am 28. Januar 1905. – GStPK Rep. 92 NL Althoff A I Nr. 309 II, Bl. 17.

¹⁸² F. Althoff an Ch. W. Eliot (Telegramm), 8. 2. 1905. – GStPK Rep. 92 NL Althoff A I Nr. 309 II, Bl. 18.

¹⁸³ Telegramm von J. D. Greene an F. Althoff, 30. 3. 1905. – GStPK Rep. 92 NL Althoff A I Nr. 309 II, Bl. 34.

¹⁸⁴ J. D. Greene an F. Althoff, 10. 2. 1905. – GStPK Rep. 92 NL Althoff A I Nr. 309 II, Bl. 25.

¹⁸⁵ H. Münsterberg an F. Althoff, 9. 2. 1905. – GStPK Rep. 92 NL Althoff A I Nr. 309 I, Bl. 27–28.

¹⁸⁶ Jesus Christus und der christliche Charakter: Vorlesungen aus Anlass des deutsch-amerikanischen Gelehrten-austausches in englischer Sprache gehalten an der Universität Berlin während des Wintersemesters 1905/6 von F. G. Peabody. Autorisierte Übersetzung von E. Müllenhoff. Gießen 1906.

er Althoff: „I only wish that I could be sure that the lectures I am to have the honor of delivering would justify your hospitality“¹⁸⁷. Althoff hatte von Martius mit der Regelung der organisatorischen Details wie der Beschaffung einer Wohnung betraut. In einem Schreiben aus Venedig benannte Peabody seine diesbezüglichen Wünsche und bemerkte: „... if there happened to be some small room or corner in or near the university which I might use as a place of work, I should gladly rent such a room and separate my work and books from my domestic life“¹⁸⁸. Hinsichtlich der Wohnung wollte er sich jedoch erst nach der Ankunft in Berlin entscheiden und zunächst im Hotel de Rome absteigen. Wegen der Ankündigung der Vorlesungen fragte von Martius bei Peabody an; dieser antwortete ihm aus Dresden, zur Entscheidung der Frage, ob die längere Vorlesung (4 Stunden) ohne Honorarerhebung (publice) gehalten werden könnte, sollte der Rektor zu Rate gezogen werden. Als Titel für die feierliche Antrittsvorlesung empfahl er „Academic Reciprocity“¹⁸⁹; bei diesem Titel blieb es auch.

Am 15. Oktober erfolgte an der Berliner Universität der turnusmäßige Rektoratswechsel. Von Hertwig ging das Amt an den Gräzisten Hermann Diels über. Diels verhielt sich, wie aus einem kurz nach dem Antritt seines neuen Amtes an seinen Freund Eduard Zeller gerichteten Brief hervorgeht, sowohl zu den politischen Arrangements des Austausches als auch zur Person Peabodys äußerst skeptisch: „Dazu kommt noch Mr. Peabody, der Gastprofessor von der Harvard-University, dessen Anwesenheit hier politisch in einer Weise aufgestutzt wird, wie man es wol nach den Antecedentien der Reise des Prinzen Heinrich versteht, wie es aber dem Gefühle der Korporation nicht entspricht. Mr. Peabody, ein socialer Theologe, der sich wissenschaftlich ganz von deutschen Ideen nährt, soll hier zwei Semester vortragen [hier war Diels im Irrtum, es war von vornherein nur ein Semester vereinbart – H.L.]. Seiner Antrittsvorlesung will morgen in acht Tagen der Kaiser beiwohnen, der sonst nie die Universität betreten hat, und ein officielles Diner des Rectors soll die Spitzen des Staats demnächst mit dem amerikanischen Gaste bekannt machen. Ein eigenes Zimmer ist ihm in der Universität, die kaum Raum für sich hat, eingeräumt – und alles liegt dem Rector ob anzuordnen und gute Mine zum dummen Spiel zu machen“¹⁹⁰. Genau mit dem von Diels erwarteten und befürchteten Pomp ging die Einführung Peabodys

¹⁸⁷ F. G. Peabody an F. Althoff, 17. 6. 1905. – GStPK Rep. 92 NL Althoff A I Nr. 309 I, Bl. 178.

¹⁸⁸ F. G. Peabody an F. Althoff, 29. 7. 1905. – GStPK Rep. 92 NL Althoff A I Nr. 309 III, Bl. 42.

¹⁸⁹ F. G. Peabody an v. Martius, 6. 10. 1905. – GStPK Rep. 92 NL Althoff A I Nr. 309 III, Bl. 69.

¹⁹⁰ H. Diels an E. Zeller, 22. 10. 1905. In: Hermann Diels, Hermann Usener, Eduard Zeller. Briefwechsel. Zweiter Band. Hrsg. von D. Ehlers. Berlin 1992, S. 366.

an der Berliner Universität denn auch vonstatten, und die Zeitungen der Hauptstadt rapportierten das Ereignis im Ton routinierter Hofberichterstattung. Mag auch Peabody mit seiner Antrittsvorlesung der Hauptakteur des Tages gewesen sein – der Star und hauptsächliche Gegenstand des Medieninteresses war Wilhelm II., für den der Gast aus Übersee eine gefällige Folie abgab, um den imperialen Glanz und die weltweite Geltung der Majestät in das rechte Licht zu rücken. An diesem Montag, dem 30. Oktober 1905, betrat der Kaiser überhaupt zum erstenmal die Universität und adelte mit seinem Auftritt den Austausch, der sachlich gesehen nicht mehr und nicht weniger war als ein weiteres Stück wissenschaftlicher Normalität mit einem akzeptablen institutionellen Arrangement, zu einer hochpolitischen Haupt- und Staatsaffäre¹⁹¹. In der Aula hatte Prominenz aller Art Platz genommen, in der Tiefe „drängte sich die Studentenschar, die Professor Peabody in echt studentischer Weise mit Trampeln begrüßte. Pünktlich um 11 Uhr verkündeten die Hurrarufe der Studenten die Ankunft des Kaisers, und unmittelbar darauf betrat er, geführt von Kultusminister Dr. Studt, dem Rektor Magnificus Geh. Rat Diels, Prof. Peabody und Botschafter Tower, die Aula und nahm Platz, nachdem er der Gattin des Botschafters die Hand gereicht“¹⁹².

Der amerikanische Präsident war zwar nicht leibhaftig zugegen wie der deutsche Kaiser, aber immerhin ideell, denn Peabody verlas einen Brief, den er von seinem Staatsoberhaupt erhalten hatte: „Mein lieber Herr Peabody! Ich interessiere mich höchlich für den akademischen Austausch, der zwischen unserer Harvard-Universität und der von Berlin eingerichtet worden ist. Dieses Unternehmen scheint mir von Wichtigkeit gleichermaßen für die Geschichte der Entwicklung des Hochschulwesens wie von dem Standpunkte der Förderung guter Beziehungen zwischen den beiden Ländern. Ich hege eine sehr lebhafte Teilnahme für das Unternehmen und schätze in hohem Maße die großherzige und wohlwollende Gesinnung, mit welcher die deutsche Regierung auf den Plan eingegangen ist. Ich hoffe nicht nur, sondern ich glaube, dass der Austausch fruchtbar fortwirken und von direktem und indirektem Vorteil für die Völker beider Länder sein wird. Aufrichtig der

¹⁹¹ Die beiden regulären Vorlesungen Peabodys sollten ursprünglich am 26. 10. beginnen; an diesem Tag teilte von Martius seinem Vorgesetzten Althoff jedoch mit, dass sie „auf einen Termin nach der Antrittsvorlesung vor Seiner Majestät verschoben worden sind, was auch ganz zweckmäßig sein dürfte“. – v. Martius an F. Althoff, 26. 10. 1905. – GStPK Rep. 92 NL Althoff A I Nr. 309 II, Bl. 88.

¹⁹² Peabody über akademische Wechselbeziehungen. In: Der Tag Nr. 540. Abend-Ausgabe. Montag, 30. Oktober 1905. – GStPK Rep. 92 NL Althoff A I Nr. 309 I, Bl. 295.

Ihre Theodore Roosevelt¹⁹³. Peabody bemerkte dazu: „Niemand kann diesen Brief hören und die Vielseitigkeit des Interesses und die Kraft warmen Gefühls spüren, die den Antrieb dazu gaben, ohne zu erkennen, dass ein besonderes Band wechselseitigen Verständnisses Deutschland und die Vereinigten Staaten durch die verwandten Charakterzüge in den Lenkern beider Länder vereinen“¹⁹⁴. Gewiss war Roosevelt ein nicht weniger kühl berechnender Strategie als der deutsche Monarch. Dennoch scheint er auch eine ganz persönliche, emotional begründete Sympathie für den Professorenaustausch gehabt zu haben. Als Jugendlicher hatte er im Sommer 1873 einige Zeit in einer Dresdener Familie verbracht. An diesen Aufenthalt erinnerte er sich noch lebhaft in seiner Autobiographie¹⁹⁵. So wie oft Schlüsselerlebnisse in der Jugend die Einstellungen von Menschen auf lange Zeit prägen, könnte es auch bei Roosevelt gewesen sein. Nach seinem Abschluss in Harvard 1880 hatte er noch einige Zeit zur Komplettierung seiner Studien in Deutschland verbracht. Als die „Vereinigung alter deutscher Studenten in Amerika“ 1904 für die deutschen Teilnehmer am Gelehrtenkongress von St. Louis einen Festkommers veranstaltete, wurde dort ein Brief Roosevelts verlesen, in dem dieser sich mit Freude seines Studienaufenthalts in Deutschland erinnerte. Einhellig akzeptierte man den Vorschlag, den Präsidenten zum Ehrenmitglied zu ernennen. Am 8. März 1905 überreichte ihm dann eine Abordnung der Vereinigung mit ihrem Präsidenten Carl (Karl) Beck im Weißen Haus das Ehrendiplom: „Bei dieser Gelegenheit äußerte er sich auch über die Frage des Professorenaustausches. Es geschah dies, wie mir von zuständiger Seite mitgeteilt wurde, zum ersten Male. Er verspricht sich im ganzen sehr viel davon, obgleich er die Schwierigkeiten, welche zumeist technischer Natur sind, nicht verkennt. Die deutschen Universitäten sind seiner Ansicht nach die Hochburgen freien und gesunden Geistes und ihr Einfluss auf den Werdegang der Nation unermesslich. Er erachtet es deshalb als wertvoll, dass deutsche und amerikanische Universitäten

¹⁹³ Zit. in: Deutsch-amerikanischer Professorenaustausch. Professor Peabodys Antrittsvorlesung. In: Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung. Abend-Ausgabe. Montag, 30. Oktober 1905. Nr. 554. XXXIV. Jg. – GStPK Rep. 92 NL Althoff A I Nr. 309 I, Bl. 298.

¹⁹⁴ Ebd.

¹⁹⁵ „From that time to this it would have been quite impossible to make me feel that the Germans were really foreigners. The affection, the *Gemüthlichkeit* (a quality which cannot be exactly expressed by any single English word), the capacity for hard work, the sense of duty, the delight in studying literature and science, the pride in the new Germany, the more than kind and friendly interest in three strange children – all these manifestations of the German character and of German family life made a subconscious impression upon me which I did not in the least define at the time, but which is very vivid still forty years later”. – Th. Roosevelt: An autobiography (1913). http://www.bartleby_com/55/1c.html.

in Wechselbeziehung treten. Denn von den praktischen Fähigkeiten der amerikanischen Universitäten könnten auch die Deutschen manches lernen. Was er tun könne, um dieses große Projekt zu fördern, werde im weitesten Maße geschehen¹⁹⁶. Mit dem in die diplomatische Flankierung des Professorenaustausches einbezogenen deutschen Botschafter in Washington Hermann Freiherr Speck von Sternburg war Roosevelt von früher her befreundet.

In seiner Vorlesung führte Peabody aus, heute sei viel von kommerzieller und politischer Reziprozität die Rede, und die Völker der Erde wögen ihre Ansprüche auf der Goldwaage des gegenseitigen Vorteils ab. In der Wissenschaft aber werde das Problem der Reziprozität inzwischen in aller Stille und mit Leichtigkeit gelöst. Hier sei es kein Problem des genauen Abwägens von Werten und Profiten. Je mehr des Wissenswerten eine Nation die andere lehre, um so unbestrittener sei ihre Vorherrschaft. Die Industrie könne man durch Zölle schützen, und Grenzen könne man verteidigen, doch es gebe keine Landesgrenze für Philosophie und Wissenschaft und keinen Schutzzoll für Gedanken¹⁹⁷. Jenseits dieser gefälligen Feiertagsrhetorik hatte der von Peabody verwendete Begriff der akademischen Reziprozität jedoch einen ganz konkreten Hintersinn: Er war zu verstehen als Mahnung, endlich eine wirkliche Symmetrie des Austausches herzustellen. In einem Aufsatz zur Geschichte der deutsch-amerikanischen Wissenschaftsbeziehungen hatte das im Sommer 1905 schon der (unter dem Pseudonym L. Triang schreibende) Deutschamerikaner Louis Viereck ausgesprochen: „Was noch fehlt, um die kaiserlichen Absichten durchzuführen, ist einmal der häufigere Besuch amerikanischer Universitäten durch deutsche Studenten, als bisher üblich war, und zweitens die Vorleseurse amerikanischer Gelehrter an deutschen Hochschulen, die bisher noch nicht vorkamen. Für Studenten-Austausch wären zwei Dinge von wesentlicher Bedeutung: es müsste gestattet werden, ein Studienjahr an einer anerkannten amerikanischen Universität mindestens als ein Semester in die vorgeschriebene Studienzeit einzurechnen, andererseits aber sollte man – dem Vorgehen von Cecil Rhodes folgend, der ein Vermögen dafür aussetzte, dass deutsche und amerikanische Studenten sich längere Zeit an englischen Universitäten aufhalten können – entsprechende Stipendienfonds aufbringen“¹⁹⁸. Daher war es korrekter, „reciprocity“ nicht mit „Wechselbeziehungen“ zu übersetzen, wie es in deutschen Presseberichten manchmal der Fall war, sondern mit „Gegenseitigkeit“¹⁹⁹.

¹⁹⁶ Ein Stündchen beim Präsidenten der Vereinigten Staaten. Von K. Beck. Sonder-Abdruck aus Nummer 80 der „Täglichen Rundschau“. – GStPK Rep. 92 NL Althoff A I Nr. 309 I, Bl. 359.

¹⁹⁷ Peabody über akademische Wechselbeziehungen (wie Anm. 192).

¹⁹⁸ Deutschland – Amerika. Zur Geschichte deutsch-amerikanischen Gelehrtenaustausches. Von L. Triang (New-York). In: Berliner Tageblatt vom 10. 7. 1905. – GStPK Rep. 92 NL Althoff A I Nr. 309 I, Bl. 308.

¹⁹⁹ F. G. Peabody: Akademische Gegenseitigkeit. Gießen 1905.

Es ist unklar, ob Peabody mit seinen Berliner Lehrveranstaltungen wenigstens einen kleinen Kreis wirklich Interessierter erreicht hat. Schon ein Pressebericht von der Antrittsvorlesung enthält einen Satz, der diesbezüglich zu Befürchtungen Anlass geben musste: „Er bediente sich der englischen Sprache, und da er ziemlich leise spricht, werden wohl manche seiner geistvollen Ausführungen der großen Menge seiner Zuhörer unverständlich geblieben sein, ebenso wohl seine lateinischen Zitate, da er das Latein in englischer Weise ausspricht“²⁰⁰. Der Gebrauch des Englischen war bei Peabody eine Sache des Prinzips, keine Frage fehlender Deutschkenntnisse. Nicht nur Eliot hatte versichert, alle von Harvard vorgeschlagenen Kandidaten seien zur Konversation in deutscher Sprache fähig, auch Münsterberg hatte Althoff ausdrücklich mitgeteilt: „Er ist eine sympathische, ganz deutsch aussehende Persönlichkeit, ein Freund Eliot’s, spricht fließend deutsch ...“²⁰¹. Die beiden regulären Vorlesungen Peabodys begannen Anfang November, da ihr Start ausdrücklich auf einen Termin nach der Antrittsvorlesung verschoben worden war. Schon am 4. November erschien in einer Frankfurter Zeitung ein Artikel, in dem es hieß: „Trotz der glanzvollen Inszenierung des vielbesprochenen deutsch-amerikanischen Professoren-austausches und trotzdem der Kaiser selbst der ersten Vorlesung des amerikanischen Professors Peabody an der Berliner Universität beiwohnte, kann es ruhige Beurteiler der Lage nicht Wunder nehmen, wenn bereits jetzt Klagen über den schwachen Anklang zu uns dringen, den die Vorlesung des amerikanischen Gelehrten bei der Berliner Studentenschaft findet. Es liegt auf der Hand, dass bei der geringen Kenntnis der englischen Sprache, die unter unseren Studenten herrscht, ein in englischer Sprache gelesenes Kolleg keine große Anziehungskraft auf deutsche Studenten üben kann, zumal, wenn das Thema nicht in hervorragender Weise fesselt“. Das Blatt verwies darauf, dass die im laufenden Semester von dem Berliner Historiker Hermann Oncken an der Universität Chicago in englischer Sprache gehaltene Vorlesung „Deutschland und die Deutschen in der Weltgeschichte“ anscheinend guten Erfolg hätte, und bemerkte: „Entsprechend hätte auch der nach Berlin geladene amerikanische Gelehrte in deutscher Sprache über amerikanische Verhältnisse lesen müssen. Erfolg hätte er dann zweifellos gehabt“²⁰². Wilhelm Ostwald, zur gleichen Zeit deutscher Austauschprofessor in Harvard, erwähnte in seinen Erinnerungen nicht ohne Genugtuung einen bei einem geselligen Beisammensein mit Wissenschaftlern in Washington auf ihn

²⁰⁰ Peabody über akademische Wechselbeziehungen (wie Anm. 192).

²⁰¹ H. Münsterberg an F. Althoff, 9. 2. 1905. – GStPK Rep. 92 NL Althoff A I Nr. 309 I, Bl. 29.

²⁰² Zum Professoren-Austausch. In: Generalanzeiger der Stadt Frankfurt a.M. Nr. 260 vom 4. 11. 1905. – GStPK Rep. 92 NL Althoff A I Nr. 309 I, Bl. 315.

ausgebrachten Toast, wonach sich die Amerikaner in der Austauschgelegenheit wieder einmal als die „geschickteren Händler“ erwiesen hätten – denn sie hätten „bei weitem das bessere Geschäft gemacht“. J. H. van't Hoff habe in seinem Tagebuch unter dem 17. 11. 1905 vermerkt, es werde erzählt, dass der amerikanische Austauschprofessor gar keine Hörer mehr hätte²⁰³. Am 22. November übermittelte von Martius an Althoff einen „unfreundlichen Artikel“ aus dem „Manchester Guardian“ mit einer von ihm angefertigten Übersetzung. Trotz dringender Aufforderungen – so hieß es dort – würden sich die deutschen Studierenden in größter Einmütigkeit von den Vorlesungen Peabodys zurückhalten. Dafür würden verschiedene Gründe angeführt – man könne das Englisch dieses amerikanischen Professors nicht verstehen, ein Ausländer könne sie nicht viel Neues über Sozialethik lehren usw. Das alles sei von schlechter Vorbedeutung für den Plan des Kaisers. Das einzig Erfreuliche an der ganzen Angelegenheit sei die Treue, mit der seine Landsmänninnen bei ihm ausharrten, obwohl die bösen Zungen der Unhöflichen andeuten wollten, dass sie sich zu diesem Vortrage nur deshalb so zusammenscharten, weil er der einzige sei, den sie verstanden²⁰⁴. Die Informationen, die Eliot aus Berlin erreichten, schienen hingegen auf einen Erfolg Peabodys hinzudeuten. Jedenfalls schrieb er wenig später an Althoff: „You have promoted in every way the interesting experiment which he has been the first to conduct, and have, by your advice and help, enabled him to achieve a reasonable success in a difficult undertaking“²⁰⁵. Im gleichen Schreiben bat er, den Einsatz Peabodys in Berlin möglichst bis Mitte Februar 1906 zu beenden, da dessen Department in Harvard in ein neues Gebäude mit größeren Räumen umziehe und die Anordnung der Räume und der Sammlungen dringend seiner Aufsicht bedürfe²⁰⁶.

Offenbar hat Althoff darauf sehr konzilient geantwortet, denn Eliot schrieb ihm am 7. Februar in deutscher Sprache – von seiner Seite ein außerordentlicher Höflichkeitsbeweis, da er seine dienstliche Korrespondenz auch mit deutschen Institutionen stets auf Englisch zu führen pflegte: „Ich nehme Akt von Ihren sehr freundlichen Ausdrücken in Betreff Professor Peabody und Ihrer Anregung, dass seine Rückkehr für noch einen Winter Ihnen angenehm sein würde. Seinen Erfolg in Berlin verdankt Professor Peabody Ihrer gastlichen Aufnahme und freundlichen Hilfe. Er war sehr befriedigt von seinem dortigen Amt und er wird sich immer mit Vergnügen und Dankbarkeit daran erinnern“²⁰⁷. Offen-

²⁰³ Ostwald, Lebenslinien, Dritter Teil (wie Anm. 80), S. 71–72.

²⁰⁴ GStPK Rep. 92 NL Althoff A I Nr. 309 II, Bl. 109.

²⁰⁵ Ch. W. Eliot an F. Althoff, 5. 12. 1905. – GStPK Rep. 92 NL Althoff A I Nr. 309 II, Bl. 113.

²⁰⁶ Ebd., Bl. 114.

²⁰⁷ Ch. W. Eliot an F. Althoff, 7. 2. 1906. – GStPK Rep. 92 NL Althoff A I Nr. 309 II, Bl. 118.

kundig waren sich alle maßgebenden Akteure darüber einig, dass das erste Jahr des Professoren-austausches unter allen Umständen ein Erfolg gewesen sein musste. Der Bitte Eliots folgend, wurde Peabodys Abschiedsvorlesung für den 9. Februar 1906 anberaumt. Er hielt sie diesmal auf deutsch und gab – wiederum in der Aula der Universität und, wie es in einem Pressebericht hieß, „vor einem imposanten Auditorium“, wenn auch diesmal ohne den Kaiser – einen Überblick über die sozialetischen Bestrebungen in den Vereinigten Staaten. Bei dieser Gelegenheit kam er noch einmal auf das Sprachenproblem zurück. Ein Professor, so meinte er, könne sich nur in seiner Muttersprache voll verständlich machen. Auch dann, wenn sich Gelehrte fänden, die ihre Gedanken fließend übersetzen könnten, „würden es übersetzte Gedanken bleiben; von der Unmittelbarkeit und Präzision des Ausdrucks in der Muttersprache würde ihnen ein Teil abgehen“. Und weiter: „Denn mich bedünkt, die fremde Sprache gehört mit zum Wesen des akademischen Austausches“. Man sollte nicht vergessen, „dass der Ausländer hierher geladen wird, um eine andere Leistung zu bieten als die deutschen Gelehrten, und dabei wird er sich mit Vorteil auf eine kleine Zuhörerschaft beschränken²⁰⁸, wenn er die spezifische Methode und Darstellungsweise des amerikanischen Lehrers vermitteln darf. Dieser Austausch gilt nicht nur für ein Jahr oder eine Person, sondern bedeutet eine dauernde Verknüpfung zwischen zwei Völkern, und er sollte, wie mir scheint, auf beiden Seiten so aufgefasst werden, dass es im Vorteile jeder Universität liege, einen Lehrer einer andern Kulturtradition zu gewinnen, der auch die Sprache gebraucht, die er vertritt, ohne Maskierung oder Entschuldigung“²⁰⁹. Die Anfeuerung der Studenten, der fremden Sprache Herr zu werden, würde auch dazu führen, dass sie mehr als bisher das fremde Land besuchten und kennen lernten: „Ein Professoren-austausch sei nur das Ereignis eines Semesters; der wachsende Verkehr der Jugend verschiedener Länder unter einander aber gebe eine schöne Botschaft für alle Zukunft“. Mit einer Dankesrede von Kultusminister Konrad Studt und einem von Rektor Diels ausgebrachten Hoch wurde Peabody in seine Heimat verabschiedet²¹⁰.

²⁰⁸ Diese Stelle wurde in dem erwähnten Pressebericht in indirekter Rede noch drastischer wiedergegeben. Danach habe Peabody gesagt, er würde auch gern anfangs vor einem leeren Saal lesen, wenn er dadurch die Kenntnis seiner Landessprache in Deutschland fördern könnte. – Frankfurter Zeitung Nr. 40 vom 19. 2. 1906. – GStPK Rep. 92 NL Althoff A I Nr. 309 II, Bl. 238.

²⁰⁹ Zit. in: Internationale Aufgaben der Universität. Rede zur Gedächtnisfeier des Stifters der Berliner Universität König Friedrich Wilhelm III. in der Aula am 3. August 1906 gehalten von Hermann Diels. Berlin 1906, S. 13–14.

²¹⁰ Frankfurter Zeitung Nr. 40 vom 10. 2. 1906 – GStPK Rep. 92 NL Althoff A I Nr. 309 II, Bl. 238.

Für seine Rede zur Gedächtnisfeier für den preußischen König Friedrich Wilhelm III., der als Stifter der Berliner Universität gilt, am 3. August 1906 wählte Rektor Diels das Thema „Internationale Aufgaben der Wissenschaft“ und bezog sich dabei zentral auf den Professoren­austausch. Natürlich sagte er nichts über einen etwaigen schwachen Besuch der von Peabody gehaltenen Vorlesungen, doch schon daraus, dass er den weitaus größten Teil dieser langen Rede der Sprachenfrage widmete und dabei auch die diesbezüglichen Passagen aus Peabodys Abschiedsvorlesung ausführlich zitierte, ist ersichtlich, dass ihn diese Angelegenheit, für die er als Rektor gegenüber dem Kultusministerium gleichsam die politische Verantwortung trug, sehr beschäftigt haben muss. Die Verschiedenheit der Sprachen benannte er als die Hauptschwierigkeit des Professoren­austausches. Die Neuphilologen seien „fast die einzigen, die bisher mit Erfolg an solchen Gastvorlesungen teilnehmen konnten. Denn die anderen Studenten, die ein sachliches Interesse an den Vorträgen der fremden Professoren nehmen, sind meist nicht genügend darauf vorbereitet, das fremde Idiom mit Leichtigkeit aufzunehmen. Daher erlahmt ihr Interesse sehr bald. Bei uns wie in Amerika hat sich gezeigt, dass das Fachpublikum seiner großen Mehrheit nach nicht imstande ist, fremdsprachigen Darbietungen auf die Dauer zu folgen“²¹¹. Diese Situation hindere auch die deutschen Studenten daran, sich für Auslandsstudien zu entscheiden; dabei würde es auch der deutschen akademischen Jugend „nicht schaden, wenn sie sich möglichst früh draußen umzusehen und Vergleiche anzustellen in der Lage wäre“²¹².

Diels diskutierte in extenso die verschiedenen denkbaren Möglichkeiten, aus dieser fatalen Lage herauszukommen. Die Einführung einer künstlichen internationalen Hilfssprache, die damals von vielen – auch von Wilhelm Ostwald – favorisiert wurde, hielt er aus sprachwissenschaftlichen Gründen für nicht effektiv und lehnte sie mit plausiblen Argumenten ab. Auch den Weg, für den Austausch nur solche Dozenten einzusetzen, die die Sprache des Gastlandes beherrschen, sah er nicht als dauerhafte Lösung an, denn das Reservoir solcher Personen sei bald erschöpft, und man müsse damit rechnen, „dass gerade diejenigen, die vielleicht gegenseitig am meisten gewünscht werden, aus diesem Grunde sich versagen müssen, weil sie in fremder Zunge nicht sprechen können oder nicht sprechen wollen“²¹³. Es sei aber in der bestehenden Weltsituation auch ausgeschlossen, dass eine der Nationalsprachen zur unbestrittenen Weltsprache der Wissenschaft avancieren könnte. Daher sei die momentan befriedigendste Lösung, die drei „Hauptkultursprachen“ Deutsch, Eng-

²¹¹ Internationale Aufgaben (wie Anm. 209), S. 15.

²¹² Ebd., S. 12.

²¹³ Ebd., S. 15–16.

lich und Französisch als gleichberechtigt anzuerkennen: „Zu diesem Behufe muss bei uns der Unterricht im Französischen und Englischen überall obligatorisch, und zwar so eingerichtet werden, dass unter Heranziehung von ausländischen Lehrern eine wirkliche Vertrautheit mit den fremden Sprachen erreicht werde“²¹⁴. Dann könne man hoffen, „dass die jetzt heranwachsende Jugend in anderer und besserer Weise als wir selbst auf den Verkehr mit dem Ausland vorbereitet werde. Erst wenn eine so erzogene Studentenschaft die Hörsäle unserer Universität füllt, kann an einen nachhaltigen und weiter reichenden Erfolg des Professoren-austausches gedacht werden“²¹⁵. Peabody sah sich durch diesen Gedankengang bestätigt. Gegenüber Diels quittierte er mit Dank den Empfang von Abzügen der Ansprache, die er gern unter seinen Kollegen in Harvard verteilt habe: „Es wird für sie von grossem Interesse sein, Ihre Ansichten über das Verhältnis der Sprache zu dem Gelehrtenaustausch zu hören, und es gereicht mir zur besonderen Ehre, dass Sie meine Ansichten hierüber teilen“²¹⁶.

Es ist bemerkenswert, dass Diels den Professoren-austausch in erster Linie als eine Sonde verstand, mit der die ungenügende Bereitschaft der deutschen Universität (die Friedrich-Wilhelms-Universität, an der dieser Test unternommen wurde, konnte hier durchaus für die deutsche Universität überhaupt stehen) für den internationalen Austausch nachzuweisen. Das Problem, das damit sichtbar wurde, war nach seiner Ansicht nicht nur und nicht einmal in erster Linie an der Universität zu lösen, sondern bedurfte eines grundlegenden Wandels an den vorhergehenden Bildungstufen, für den er einen radikalen Vorschlag unterbreitete. Die rigorose Ausdehnung und Qualifizierung des neusprachlichen Unterrichts in der allgemeinbildenden Schule, die Diels forderte, war nicht einfach durch ein Bündel von Verwaltungsmaßnahmen durchsetzbar, sondern verlangte nicht weniger als eine kulturelle Neuorientierung: das Eingeständnis dessen, dass Deutschland nicht der „Schulmeister der Welt“ war und schon gar nicht etwa diesen Platz auf Dauer gepachtet hatte, sondern sich in seinem eigenen Interesse darauf einstellen musste, von anderen zu lernen. Erst im Rahmen eines solchen grundlegenden Mentalitätswandels hätte der Professoren-austausch die kulturelle Rolle, die ihm von seinen Schöpfern zugedacht war, tatsächlich spielen können; ohne einen solchen Unterbau war er nicht viel mehr als eine Geste, die eher zu politischen Symbolhandlungen taugte, als zu effektiven Fortschritten im „Weltbetrieb der Wissenschaft“ beizutragen.

²¹⁴ Ebd., S. 36–37.

²¹⁵ Ebd., S. 37.

²¹⁶ F. G. Peabody an H. Diels, 27. 10. 1906. – GStPK Rep. 92 NL Althoff A I Nr. 309 II, Bl. 171.

3.4. Wilhelm Ostwald in Harvard

Der erste deutsche Austauschprofessor, der im Rahmen des Austauschabkommens 1905 nach Harvard kam, war ein wissenschaftliches Schwergewicht; als einer der „Väter“ der physikalischen Chemie genoss er in Fachkreisen Weltruf, der drei Jahre nach der Rückkehr von seiner amerikanischen Mission durch die Verleihung des Nobelpreises für Chemie unterstrichen wurde²¹⁷. Der Umstand, dass ausgerechnet ein Leipziger – also nicht einmal ein preußischer, sondern ein sächsischer – Professor in einem mit der Berliner Universität abgeschlossenen Abkommen den Anfang machte, bezeugt zwar die Problematik und Fragilität des ganzen Unternehmens, ändert aber nichts daran, dass Ostwald aus der Sicht der empfangenden Seite eine überzeugende Wahl war. In den Vereinigten Staaten hatte er, salopp ausgedrückt, ein Heimspiel, denn überall traf er auf – inzwischen meist in gute Positionen aufgerückte – Chemiker, die Teile ihres Studiums oder längere Forschungsaufenthalte bei ihm in Leipzig verbracht hatten und sich als seine Schüler betrachteten. Karl Hansel wies nicht weniger als 71 Namen von Amerikanern nach, die in Ostwalds Laboratorium gearbeitet hatten²¹⁸. Gerade als führender Vertreter der physikalischen Chemie scheint er in den USA besonders willkommen gewesen zu sein, angesichts der exponierten Stellung, die dieses damals ganz moderne Fachgebiet in Übersee einnahm. Fritz Haber, der 1902 eine ausgedehnte Studienreise durch verschiedene Universitäten und elektrochemische Betriebe der USA unternommen hatte²¹⁹, gab in einem aus Boston an Ostwald ge-

²¹⁷ J.-P. Domschke, P. Lewandrowski: Wilhelm Ostwald: Chemiker, Wissenschaftstheoretiker, Organisator. Leipzig/Berlin/Jena 1982; N. I. Rodnyj, Ju. I. Solowjow: Wilhelm Ostwald. Leipzig 1977; J.-P. Domschke, K. Hansel: Wilhelm Ostwald: eine Kurzbiographie. Großbothen 2000; R. Zott: Friedrich Wilhelm Ostwald. In: Gelehrte im Für und Wider. Hrsg. von R. Zott. Münster 2002, S. 99–109; R. Zott: Wilhelm Ostwald. In: Briefliche Begegnungen. Hrsg. von R. Zott. Berlin 2002, S. 105–113; R. Zott: Friedrich Wilhelm Ostwald. In: Lexikon der bedeutenden Naturwissenschaftler, Dritter Band (wie Anm. 15), S. 108–114.

²¹⁸ K. Hansel: Nordamerikanische Wissenschaftler im Laboratorium Wilhelm Ostwalds in Leipzig. In: Mitteilungen der Wilhelm-Ostwald-Gesellschaft zu Großbothen e.V. 8 (2003) 4, S. 48–67.

²¹⁹ Die Studienreise war Ergebnis und Moment der Kontakte, die sich gegen Ende des 19. Jhs. zwischen der Deutschen Elektrochemischen Gesellschaft und der American Electrochemical Society entwickelt hatten. Auf Anregung ihres damaligen Vorsitzenden J. H. van't Hoff erteilte die deutsche Gesellschaft auf ihrer Würzburger Tagung im Sommer 1902 dem jungen Karlsruher Professor Fritz Haber den Auftrag, im September dieses Jahres die Tagung der amerikanischen Gesellschaft in Niagara Falls zu besuchen und im Anschluss eine dreimonatige Rundreise durch Universitäten und elektrochemische Betriebe der USA zu unternehmen. Nach einer Rückkehr publizierte er einen ausführlichen Erfahrungsbericht. – Stoltzenberg, Fritz Haber (wie Anm. 78), S. 74–83; M. Szöllösi-Janze: Fritz Haber 1868–1934. Eine Biographie. München 1998, S. 131–141;

richteten Brief diesen Eindruck wieder: „Die physikalische Chemie ist hier schlechterdings der führende Zweig des Faches“²²⁰. Er führte dies darauf zurück, dass Amerika die organisch-chemische Entwicklung nicht mitgemacht hätte, so dass die neue Richtung dort – anders als in Deutschland – ihren Platz nicht gegen eine andere starke und akademisch bereits wohletablierte chemische Teildisziplin erstreiten musste: „So ist es erklärlich, ja selbstverständlich, dass mit einer Geschwindigkeit, die in Deutschland, von dem mächtigen Widerstand der ‚reinen‘ Organiker gehemmt, nicht möglich ist, der Einfluss der physikalischen Chemie in die Höhe geht. Nun sind alle Lehrkräfte des Faches hier zu Lande durch die deutsche, fast alle durch Ihre Schule gegangen“²²¹.

Als Ostwald nach Harvard reiste, verfügte er schon über eigene Erfahrungen vom universitären Milieu der USA. Bereits 1903 war er auf Einladung des Deutschamerikaners Jacques Loeb, eines bedeutenden Experimentalphysiologen²²², in die Vereinigten Staaten gereist, um in der „kleinen Universitätsstadt Berkeley“ in Kalifornien bei der Einweihung seines neuen Laboratoriums den Festvortrag zu halten²²³. Diese Einladung war, wie Ostwald in seiner Autobiographie schrieb, aus der Sicht Loeb's „auch eine kräftige Hervorhebung seines wissenschaftlichen Grundgedankens, der Aufklärung der Lebenserscheinungen durch physikalisch-chemische Mittel“²²⁴. Bereits bei der Schiffspassage von Bremen nach New York²²⁵ wurde ihm das Renommee vor Augen geführt, das er in den Vereinigten

F. Haber: Über Hochschulunterricht und elektrochemische Technik in den Vereinigten Staaten. In: Zeitschrift für Elektrochemie 1903, H. 16, S. 291–303, 347–370, 379–406.

²²⁰ F. Haber an W. Ostwald, 26. 11. 1902. – In: R. Zott: Fritz Haber in seiner Korrespondenz mit Wilhelm Ostwald sowie in Briefen an Svante Arrhenius. Berlin 1997, S. 57–62, hier S. 58.

²²¹ Ebd., S. 59.

²²² Loeb war in Deutschland geboren, hatte hier studiert und promoviert und an verschiedenen Hochschulen sowie mehrfach an der Zoologischen Station in Neapel gearbeitet. 1891 übersiedelte er in die USA und wurde 1902 an die University of California in Berkeley als Professor der Physiologie berufen. – P. J. Pauly: Controlling life: Jacques Loeb and the engineering ideal in biology. New York 1987; Ch. Rasmussen, R. Tilman: Jacques Loeb: his science and social activism and their philosophical foundations. Philadelphia 1998.

²²³ W. Ostwald: Biologie und Chemie. Rede, gehalten am 18. August 1903 zur Einweihung des von Professor Jacques Loeb erbauten Biologischen Laboratoriums der Californischen Universität Berkeley. In: Annalen der Naturphilosophie (Leipzig) 3 (1903), S. 294–314.

²²⁴ W. Ostwald: Lebenslinien. Eine Selbstbiographie. Zweiter Teil. Leipzig 1887–1905. Berlin 1927, S. 320, 322.

²²⁵ Die anderthalb Wochen Seefahrt zu Beginn und zum Ende der Reise gaben ihm die Gewähr, „dass ich erfrischt in Kalifornien eintreffen und ebenso wieder heimkehren würde. Ich wählte absichtlich nicht die schnellsten Schiffe, um diese heilsame Wirkung tunlichst zu verlängern; auch hatten mir Kundige gesagt, dass die Gesellschaft auf den langsameren Schiffen meist viel netter sei, als die vorwiegend aus Geldprotzen bestehende Bevölkerung der schnellsten“. – In: Ebd., S. 323.

Staaten genoss, denn er begegnete dort seinem früheren Schüler Sydney Young, der inzwischen eine Professur an der Leland Stanford University in Palo Alto erhalten hatte und nach seiner Wirkungsstätte zurückreiste. Seinen großen Vortrag hielt Ostwald, wie er es sich ausbedungen hatte, in deutscher Sprache: „Doch hörte ich später oft das Bedauern ausdrücken, dass ich nicht Englisch gesprochen hatte. Denn wenn auch fast alle Kollegen geläufig Deutsch lesen konnten, so empfanden sie doch Schwierigkeiten, einem gesprochenen Vortrag zu folgen. Bei den Studenten war dies natürlich noch viel mehr der Fall“²²⁶. Die enge Verbindung zu Loeb blieb erhalten, denn sein ältester Sohn, der später bekannte Kolloidchemiker Wolfgang Ostwald, war von 1904 bis 1906 dessen Forschungsassistent in Berkeley. Bereits ein Jahr nach seinem Aufenthalt bei Loeb reiste Ostwald wiederum in die USA, nunmehr als Teilnehmer des Gelehrtenkongresses in St. Louis²²⁷.

Von deutscher Seite waren 1905 mehrere Namen zur Auswahl nach Harvard übermittelt worden. Daraufhin richtete Eliots Sekretär Jerome D. Greene am 31. März ein ausführliches Schreiben an Althoff, in dem es hieß: „Nach einer eingehenden Prüfung der ausgezeichneten Namen, die zur Verfügung standen, ist die Wahl der Universität auf Professor Doktor Wilhelm Ostwald gefallen“²²⁸. Es ist nicht ganz klar, welche Überlegungen in Harvard den Ausschlag gegeben haben, sich für Ostwald zu entscheiden, doch da sich viele amerikanische Chemiker – unter ihnen auch der in Harvard lehrende Theodore W. Richards²²⁹ – Ostwald verpflichtet sahen, kann es jedenfalls an wissenschaftlichen Argumenten zugunsten seiner Einladung nicht gefehlt haben. Ostwald selbst vermutete, er habe seine Nominierung am wahrscheinlichsten dem Philosophen und Psychologen William James zu danken, „der in seiner impulsiven Weise eine besondere Vorliebe für meine Philosophie und vielleicht für meine Person gefasst und bestätigt hatte“²³⁰. Diese Vermutung entsprach Ostwalds Stimmungslage, denn zu jener Zeit wünschte er vorrangig als Philosoph wahrgenommen zu werden, aber sie könnte auch sachlich zutreffen, denn bereits

²²⁶ Ebd., S. 343.

²²⁷ Ebd., S. 390–414.

²²⁸ J. D. Greene an F. Althoff, 31. 3. 1905. – GStPK Rep. 92 NL Althoff A I Nr. 309 II Bl. 40. – Am Vortrag war diese Entscheidung bereits telegraphisch nach Berlin übermittelt worden.

²²⁹ Regine Zott zitiert eine im Nobel-Archiv aufbewahrte Stellungnahme, die Richards am 4. 1. 1905 abgegeben hatte. Darin heißt es, dass der Preis, wenn er für Originalität und für den Beitrag zur Summe des menschlichen Wissens verliehen werden soll, an von Baeyer gehen sollte: „If, on the other hand, the Prize may be given for general influence on chemical thought, and for philosophical grasp of subject, I suggest, that the Prize be awarded to Wilhelm Ostwald, of Leipzig, for his codification and presentation of the subject“. – Zit. in: Zott, Gelehrte im Für und Wider (wie Anm. 8), S. 93.

²³⁰ Ostwald, Lebenslinien, Dritter Teil (wie Anm. 80), S. 30.

in dem erwähnten Schreiben von Greene, mit dem Althoff die Entscheidung für Ostwald mitgeteilt wurde, war als Hauptvorlesung nicht ein chemischer Kurs, sondern das Thema „The historical development of scientific thought“ mit drei Wochenstunden in Vorschlag gebracht worden²³¹. Ostwald selbst ersetzte danach den mehr historischen Akzent der von Harvard übermittelten Bitte durch einen mehr philosophischen; im April teilte er Althoff mit, er wolle dreistündig über „philosophy of nature“ lesen, und das entspreche dem Vorschlag von Harvard²³². Bereits in St. Louis hatte er sich nicht als Physikochemiker, sondern als Philosoph präsentiert; er hatte dort in der Sektion d (methodology of science) des Departments I (philosophy) in der Division A (normative science) die Funktion des Sprechers übernommen²³³: „Die führende Stellung in der internationalen Philosophie, welche mir die Amerikaner dergestalt anwiesen, hat die Deutschen Kollegen nicht wenig verschmüpft. Für mich konnte sie eine Rechtfertigung der Wendung sein, welche ich seit fünf oder sechs Jahren meinem wissenschaftlichen Schifflin gegeben hatte“²³⁴.

Ostwald, der eine drastische Reduzierung seiner Lehrverpflichtungen wünschte, um der Vielfalt seiner Interessen auch außerhalb der physikalischen Chemie literarisch nachgehen zu können, befand sich deshalb schon seit längerem in einem sich zuspitzenden Konflikt mit seiner Fakultät an der Universität Leipzig, der 1905 auf seiner Seite bis zu dem Entschluss gediehen war, sein Lehramt zu quittieren. Wie Regine Zott angibt, war schon um 1903 sein Wunsch, sich den ermüdenden Querelen mit den Fakultätskollegen zu entziehen und von Leipzig wegzukommen, noch stärker als sein Bedürfnis nach Lehr-entlastung²³⁵. Er liebäugelte mit dem Gedanken, auf eine von Lehrverpflichtungen freie, aber gut dotierte Professur an der Preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin berufen zu werden, wie sie für Jacobus Henricus van't Hoff eingerichtet worden war – nur eben nicht wie dieser als Physikochemiker, sondern als Wissenschaftsphilosoph und Methodologe. Diesen Wunsch trug er an Althoff heran, der um die Jahreswende 1904/05 in dieser Frage auch vorsichtig bei der Akademie sondierte, ihm aber Ende Januar 1905 mitteilen

²³¹ J. D. Greene an F. Althoff, 31. 3. 1905. – GStPK Rep. 92 NL Althoff A I Nr. 309 II, Bl. 40.

²³² W. Ostwald an F. Althoff, 21. 4. 1905. – GStPK Rep. 92 NL Althoff A I Nr. 309 II Bl. 43.

²³³ GStPK Rep. 92 NL Althoff A I Nr. 309 I, Bl. 437.

²³⁴ Ostwald, Lebenslinien, Zweiter Teil (wie Anm. 224), S. 397. – Gegen Ende seines Aufenthaltes trug Ostwald auf einem Philosophenkongress, der in Harvard stattfand, über die Beziehung zwischen Geist und Körper im Licht der Energetik vor: „Von den Amerikanischen Philosophen wurde ich durchaus als zum Fach gehörig angesehen und behandelt, was in Deutschland weder damals, noch später geschah“. – Ostwald, Lebenslinien, Dritter Teil (wie Anm. 80), S. 82.

²³⁵ Zott, Gelehrte im Für und Wider (wie Anm. 8), S. 105.

musste, dass in akademischen Kreisen zur Zeit ein Entgegenkommen nicht zu erwarten sei; unter diesen Umständen könne auch die Unterrichtsverwaltung nichts zur Förderung der Sache tun²³⁶. Möglicherweise glaubte Ostwald damals, dass ihm seine Wahl zum Gastprofessor in Harvard doch noch den Weg zur Akademieprofessur bereiten würde; in seiner Autobiographie heißt es: „Mir erschien dies als eine Bestätigung der Erkenntnis, dass die mir unmittelbar bevorstehenden Aufgaben einen weiteren Rahmen nötig machten, als ihn die Leipziger Professur gewährte“²³⁷. Damit überschätzte Ostwald klar das Prestige, das ihm seine Tätigkeit in Harvard in Berlin einbringen könnte. Immerhin wurde durch Althoffs Vermittlung erreicht, dass der Stein, den Ostwald bereits ins Rollen gebracht hatte, für die Dauer seines USA-Aufenthalts angehalten wurde; sein Pensionierungsgesuch wurde zurückgestellt, er blieb zunächst sächsischer Ordinarius mit vollem Gehalt, und der zuständige Ministerialdirektor im sächsischen Kultusministerium, Heinrich Waentig, gewährte ihm, wie es Althoff ausdrückte, „wenn auch nicht leichten Herzens, so doch in dankenswerth entgegenkommender Weise“ für diese Zeit Urlaub²³⁸.

Ostwald übernahm die offizielle Lesart, Wilhelm II. sei der Vater des Gedankens eines deutsch-amerikanischen Professoren-austausches, oder hielt es zumindest für opportun, diese Meinung zu bekunden. So schrieb er zwei Wochen vor der Abreise an Althoff: „Ew. Exzellenz werden sich vielleicht erinnern, dass Sie mir seinerzeit die Möglichkeit andeuteten, Se. Kaiserliche Majestät könnten Sich vielleicht bewogen fühlen, persönlich mir einige Hinweise auf die Art und Weise zu erteilen, in welcher Se. Majestät die ebenso schwierige wie ehrenvolle Aufgabe aufgefasst zu sehen wünschen, für welche der Vorzug und die Last des ersten Versuches mir zugefallen ist. Ich brauche nicht darzulegen, in welchem Maße subjektiv wie objektiv mir meine Arbeit erleichtert werden würde, falls ich mich in solcher Weise als unmittelbarer Träger der Absichten seiner Majestät fühlen dürfte“²³⁹. Es ist durchaus bemerkenswert, welcher Servilität ein gelehrter Freigeist, als der Ostwald doch immer gelten wollte, in einer Situation fähig war, die er für persönlich zukunftsentscheidend erachtete. Althoff respektierte Ostwalds wissenschaftliches Format, ging aber zu dessen Umtriebigkeit auf Distanz; neben die Passage des Briefes, in der Ostwald vom Vorzug und von der Last des ersten Versuches sprach, notierte er mit Bleistift: „Damit hat er vor einigen Monaten in

²³⁶ F. Althoff an W. Ostwald, 22. 1. 1905. In: Wilhelm Ostwald und Walther Nernst in ihren Briefen sowie in denen einiger Zeitgenossen. Hrsg. von R. Zott. Berlin 1996, S. 168.

²³⁷ Ostwald, *Lebenslinien*, Zweiter Teil (wie Anm. 224), S. 445.

²³⁸ F. Althoff an W. Ostwald, 18. 4. 1905. In: Wilhelm Ostwald und Walther Nernst (wie Anm. 236), S. 169.

²³⁹ W. Ostwald an F. Althoff, 8. 9. 1905. – GStPK Rep. 92 NL Althoff A I Nr. 309 I Bl. 248.

den Zeitungen renommiert“, und er sah sich veranlasst, den Leipziger Gelehrten diskret, aber unmissverständlich in die Schranken weisen. Von seinem Sanatoriumsaufenthalt in Schierke antwortete er Ostwald: „Zu einer Audienz bei Seiner Majestät scheinen mir die Tage bis zu Ihrer Abreise, so unmittelbar nach der anstrengenden Manöverzeit, nicht besonders geeignet. Ich würde Ihnen deshalb raten, erst nach Ihrer Rückkehr die Gelegenheit zu einem Immediatvortrage herbeizuführen. Was aber Ihr Auftreten in Amerika betrifft, so möchte ich Sie ganz ergebenst bitten, dafür die Ratschläge des Kaiserl. Botschafters in Washington²⁴⁰ und des Ihnen ja bereits bekannten Kaiserl. Konsuls in Chicago²⁴¹ einzuholen. Ich für meinen Teil glaube, dass es nicht gut sein wird, dabei die Person Seiner Majestät und Allerhöchsteren Intentionen zu sehr hervortreten zu lassen. Das wesentliche ist eine eindrucksvolle und begeisternde Lehrtätigkeit in Harvard, und dass Sie diese Aufgabe vollauf erfüllen werden, darüber ist ja kein Zweifel“²⁴². In der Retrospektive hatte sich Ostwalds Sicht dieses ganzen Vorgangs merkwürdig verändert: „In Deutschland war diese Nachricht [von der Auswahl Ostwalds durch die Harvard University – H.L.] nicht willkommen. Dem Kaiser war bis dahin vermutlich mein Name ganz unbekannt geblieben ... Die Verhandlungen wegen Cambridge wurden durch Althoff geführt, der mir nur wenig zur Sache zu sagen wusste und sich damit half, dass er mich mit Harnack zusammenbrachte, mit dem aber gleichfalls kein fruchtbares Gespräch entstehen wollte. Der Kaiser, der das Unternehmen als seine eigene Angelegenheit eingeleitet hatte und auch als solche später weiterführte, zeigte nicht den Wunsch, mich persönlich über die Ziele zu unterrichten, die er verfolgte, und so war ich ganz auf mich selbst angewiesen“²⁴³. Die subjektiven Einschätzungen der Akteure geben, wie dieses Beispiel mit besonderer Deutlichkeit vor Augen führt, über die oberflächlichen Ereignisdaten hinaus nur ein sehr unscharfes Bild des Professorenaustausches.

Ostwald selbst berichtete in seiner Autobiographie in einem ausführlichen Kapitel von seinem Aufenthalt in Harvard²⁴⁴. Mit seiner Frau und seinen beiden erwachsenen Töchtern, die ihn begleiteten, traf er am 2. Oktober 1905 in Cambridge (Massachusetts) ein und begann seine reguläre Lehrtätigkeit rund einen Monat früher als Peabody die seine in Berlin. Eine Leipziger Illustrierte schrieb darüber: „Wenn er auch nicht mit so feierlichem

²⁴⁰ Hermann Freiherr Speck von Sternburg.

²⁴¹ Walther Wever.

²⁴² F. Althoff an W. Ostwald, 12. 9. 1905. – GStPK Rep. 92 NL Althoff A I Nr. 309 III, Bl. 62.

²⁴³ Ostwald, Lebenslinien, Dritter Teil (wie Anm. 80), S. 30.

²⁴⁴ Ebd., S. 26–91.

Gepränge eingeführt wurde wie sein amerikanischer Kollege in Berlin, so fehlte es doch auch ihm nicht an herzlichem Willkommen und freudigem Beifall. Und die Boylston-Halle der Harvard University, aus deren Fenstern man an alten Bäumen vorüber auf die gegenüberliegende Bibliothek sieht, bot ihm einen Hörsaal, wie er stimmungsvoller nicht gedacht werden kann²⁴⁵. Er las, anknüpfend an die aus Harvard übermittelten Vorschläge, dreistündig „Philosophy of nature“ (englisch) und jeweils einstündig „The fundamental conceptions of chemistry“ (englisch) und „Katalyse“ (deutsch). Sprachlich hatte er sich gewissenhaft vorbereitet, um einen möglichst großen Teil seiner Vorlesungs- und Vortragstätigkeit in der Sprache des Gastlandes absolvieren zu können. Kurz vor der Abreise nach den USA schrieb er noch an Althoff: „Veranlasst durch Ew. Excellenz Bemerkungen über meine Hauptaufgabe habe ich alsbald einen englischen Vortrag über eines der angezeigten Themen probeweise extemporiert und mich überzeugt, dass ich ihn flüssig und ohne Behinderung durch Wort- oder Formmangel durchführen konnte. So darf ich hoffen, wenigstens nicht an den sprachlichen Hindernissen zu scheitern“²⁴⁶. Als Assistenten für seine Zeit in Harvard erbat sich Ostwald den promovierten jungen Chemiker Harry W. Morse, Instructor in Physics an der Universität, der vom Wintersemester 1899 bis zum Sommersemester 1901 bei ihm in Leipzig studiert hatte und gut deutsch sprach: „Wir ordneten die Sache so, dass er vor mir unter den Zuhörern saß und aufmerkte. Wenn mir ein Englisch Wort fehlte, so sagte ich das Deutsche Wort und er gab alsbald die Englische Übersetzung, die ich im Zusammenhang wiederholte. Da das Verfahren unbefangen vor der Öffentlichkeit betrieben wurde, bewirkte es keine Störung, vielmehr gesteigerte Aufmerksamkeit behufs genauer Erfassung der Bedeutung des fraglichen Wortes. Bald begannen einige ältere Hörer, die Deutsch verstanden, auch ihrerseits Übersetzungen anzubieten“²⁴⁷. Vom Erfolg dieser Methode unterrichtete er auch Althoff in einem ersten brieflichen Zwischenbericht, den er diesem drei Wochen nach seiner Ankunft in Harvard erstattete: „Was die Sprache anlangt, so habe ich die anfänglichen Schwierigkeiten im wesentlichen überwunden und kann meine Vorlesungen in gewohnter Weise fließend, wenn auch nicht in korrekter Sprache improvisieren“²⁴⁸.

²⁴⁵ Der deutsch-amerikanische Professorenaustausch. In: Illustrierte Zeitung Nr. 3254, 125. Bd. Leipzig, 9. November 1905. – GStPK Rep. 92 NL Althoff A I Nr. 309 I, Bl. 324.

²⁴⁶ W. Ostwald an F. Althoff, 14. 9. 1905. – GStPK Rep. 92 NL Althoff A I Nr. 309, I Bl. 250.

²⁴⁷ Ostwald, Lebenslinien, Dritter Teil (wie Anm. 80), S. 37.

²⁴⁸ W. Ostwald an F. Althoff, 21. 10. 1905. – GStPK Rep. 92 NL Althoff A I Nr. 309 III Bl. 73.

Neben seinen Vorlesungen in Harvard bewältigte Ostwald während seines viermonatigen Aufenthalts in Harvard ein enormes Pensum von Vorträgen aller Art vor unterschiedlichsten Auditorien²⁴⁹. Alle diese Erfahrungen bestärkten ihn in der Überzeugung, dass sich ein deutscher Gastprofessor in den USA im wesentlichen der englischen Sprache bedienen sollte. Diese Überzeugung war der weiter oben dargestellten Auffassung Peabodys entgegengesetzt, schien aber realistischer als jene gewesen zu sein. In seinem Abschlussbericht an Althoff kam er noch einmal darauf zurück und bemerkte zu seiner in deutscher Sprache gehaltenen Vorlesung über Katalyse: „Es hat sich bei dieser Anordnung, bei welcher die deutsche Sprache aus der Benutzung der wissenschaftlichen Literatur verhältnismäßig geläufig gewesen sein musste, deutlich gezeigt, dass die Fähigkeit, eine fremde Sprache zu *lesen*, noch bei weitem nicht die Fähigkeit bedingt, Vorlesungen in einer fremden Sprache mit Erfolg zu *hören*“²⁵⁰. Freilich gab es auch sarkastische Kommentare zu Ostwalds englischen Sprachfertigkeiten, jedoch bezeichnenderweise von deutscher Seite²⁵¹; die Amerikaner scheinen seine diesbezüglichen Bemühungen durchweg honoriert zu haben – um so mehr, als dies zu jener Zeit bei deutschen Wissenschaftlern eher die Ausnahme als die Regel war.

Ostwalds kommunikatives Naturell machte es ihm leicht, in den USA eine Vielzahl persönlicher Verbindungen zu knüpfen und sich in einer Atmosphäre entgegenkommender Kollegialität sicher zu bewegen, zumal er oft Wissenschaftlern begegnete, die bei ihm in Leipzig gearbeitet oder an einer anderen deutschen Universität studiert hatten: „Was die hiesigen Kollegen anlangt, so habe ich von allen Seiten das liebenswerteste Entgegenkommen erfahren, insbesondere wetteiferten Richards und Münsterberg, um mir und den

²⁴⁹ Darauf war er schon vor der Abreise eingestimmt. In einem Brief an Althoff heißt es dazu: „Nach den mir bisher zugegangenen Briefen beabsichtigt man anscheinend drüben mich vielfach für Ansprachen und Vorträge in Anspruch zu nehmen. Ich habe geglaubt, derartige Anforderungen (nach vorheriger Beratung durch meinen Freund Prof. Richards) im allgemeinen annehmen zu sollen, werde mich aber stets auf das rein wissenschaftliche, bzw. menschliche in meinen Äußerungen beschränken“. – W. Ostwald an F. Althoff, 14. 9. 1905. – GStPK Rep. 92 NL Althoff A I Nr. 309 I, Bl. 250.

²⁵⁰ Bericht über die Tätigkeit des Professors Dr. Wilhelm Ostwald an der Harvard-Universität in Cambridge, Massachusetts, sowie in Boston und New York Oktober 1905 bis Februar 1906. – GStPK Rep. 92 NL Althoff A I Nr. 309 III Bl. 76.

²⁵¹ Regine Zott zitiert aus einem Brief von Friedrich Kohlrausch an Svante Arrhenius: „Über Ostwald hörte ich, dass meine Tochter in Washington einem Vortrage von ihm über eine neue Weltsprache beigewohnt hat. Sie meinte, unter uns gesagt, dass Ostwald teilweise wohl aus dem Grunde die neue Sprache befürwortet, weil sein Englisch allerdings nicht erfreulich zu hören sei“. – F. Kohlrausch an S. Arrhenius, 27. 3. 1906. In: Wilhelm Ostwald und Walther Nernst (wie Anm. 236), S. 175.

Meinen den Übergang in die neuen Verhältnisse zu erleichtern. Aber auch die anderen, mir noch nicht persönlich bekannt gewordenen Kollegen tun alles mögliche, um uns den Aufenthalt angenehm zu machen. Da hier ein großes Gewicht darauf gelegt wird, dass die Universität so verschiedenartige und stark ausgeprägte Persönlichkeiten zu gedeihlicher Zusammenarbeit vereinigt, ohne sie in ihrer Art zu beschränken, so habe ich den Anschluss sehr leicht gefunden, zumal bei dem bürgerlich-schlichten Lebenszuschnitt der Kollegen, der einen lebhaften geselligen Verkehr ohne Steifheit und Luxus ermöglicht²⁵². Der damals 72jährige Präsident Eliot, der nach Ostwalds Urteil „nicht nur amtlich, sondern auch geistig an der Spitze der Harvard-Universität stand“ und unter „seinen Amtsgenossen in Amerika eine anerkannte Führerstellung“ einnahm²⁵³, äußerte Anfang Dezember 1905 gegenüber Althoff seine Zufriedenheit mit dem Gast aus Deutschland: „Professor Ostwald has, however, conducted two good classes, with a very satisfactory attendance of students interested in his two subjects – Physical Chemistry, and the Philosophy of Nature. He has also given many addresses outside the University, both in Boston and in other cities; and his presence here had been intellectually stimulating and helpful in many ways. His cordial and earnest personality has given him a wide and good influence“²⁵⁴.

Allerdings musste auch Ostwald erleben, dass selbst in akademischen Kreisen die freimütige Toleranz der Nordamerikaner ihre Grenzen hatte. Diese Erfahrung war ihm wichtig genug, um ihr einen längeren Abschnitt seiner *Lebenslinien* zu widmen²⁵⁵. Die von der Harvard University verwaltete Ingersoll-Stiftung sah vor, dass sich in jedem Jahr ein namhafter Redner zur Frage der Unsterblichkeit der menschlichen Seele äußern sollte, wobei der Rednerkreis nicht auf Theologen und Geistliche beschränkt war. Ostwald ließ sich auf die Offerte des von Eliot geleiteten Verwaltungsrates der Stiftung ein, den während seiner Anwesenheit fälligen Vortrag der Serie zu übernehmen, und gab schon im voraus zu erkennen, dass er „haltbare Gründe nur *gegen* die Annahme der Unsterblichkeit der menschlichen ‚Seele‘ gefunden hätte, aber keinen einzigen dafür“²⁵⁶. Gegenüber der eindringlichen Bitte von James, mit Rücksicht auf die öffentliche Meinung doch wenigstens eine Möglichkeit der Unsterblichkeit zuzugestehen, zeigte er sich unnachgiebig. Die Veranstaltung selbst verlief, wie Ostwald berichtete, in gespannter Aufmerksamkeit, aber ohne Eklat, die unmittelbar folgenden Reaktionen waren – wie nicht anders zu erwarten – stark pola-

²⁵² W. Ostwald an F. Althoff, 21. 10. 1905. – GStPK Rep. 92 NL Althoff A I Nr. 309 III, Bl. 73.

²⁵³ Ostwald, *Lebenslinien*, Dritter Teil (wie Anm. 80), S. 39.

²⁵⁴ Ch. W. Eliot an F. Althoff, 5. 12. 1905. – GStPK Rep. 92 NL Althoff A I Nr. 309 II, Bl. 113–114.

²⁵⁵ Ostwald, *Lebenslinien*, Dritter Teil (wie Anm. 80), S. 72–78.

²⁵⁶ Ebd., S. 73.

riert, aber wirklich aufschlussreich ist der Eindruck von den unterschwelligten Nachwirkungen seines Auftretens, den Ostwald gewann: „Die mir etwas ferner stehenden Kollegen rückten um einen kleinen aber deutlich erkennbaren Schritt von mir ab. Ein öffentlich ausgesprochener Gegensatz zur Kirche wurde dort ähnlich wie in England nicht nur als ein moralischer, sondern noch mehr als ein gesellschaftlicher Verstoß angesehen: eine Einstellung, die als besonders wirksam von der Geistlichkeit mit Eifer und Erfolg gepflegt wird. Nicht nur ich bekam dies zu spüren, sondern auch meine Frau und Töchter“²⁵⁷. Mit diesem Vortrag, der auch Eliot in einige Schwierigkeiten brachte, hatte Ostwald ein Tabu der amerikanischen Ideologie berührt; wer die Meinungsfreiheit als Legitimation auffasste, gegen christliche Glaubenssätze zu argumentieren, überschritt damit eine unsichtbare Grenze, jenseits derer er nicht mehr als voll vertrauenswürdig galt – das Maximum an Freigeisterei, das sich selbst ein Harvard-Professor gegenüber den Lehren der christlichen Kirche gestatten durfte, ohne an seinem Image Schaden zu nehmen, war agnostische Skepsis.

Das geschilderte Vorkommnis scheint die einzige Kollision des deutschen Austauschprofessors mit amerikanischen Tabus gewesen zu sein. Unter denen, die an seiner wissenschaftlichen Botschaft interessiert waren, hat es die Wirkung seines Auftretens wohl nicht ernsthaft beeinträchtigt. Innerhalb der Professorenschaft der Harvard University waren seine wichtigsten Bezugspersonen, soweit sich das nach seinen eigenen Auskünften beurteilen lässt, der Chemiker Theodore W. Richards und die Philosophen und Psychologen William James²⁵⁸ und Hugo Münsterberg. Richards – einer der ersten Nobelpreisträger der USA (1915 – verliehen für das Jahr 1914) – hatte nach seiner Promotion in Harvard (1888) ein Jahr an mehreren chemischen Universitätsinstituten in Deutschland hospitiert, darunter ein Semester lang bei Ostwald in Leipzig: „Er war inzwischen in Cambridge Ordinarius geworden und hatte sich einen sehr angesehenen Namen durch seine ausgezeichnet genauen Bestimmungen der Atomgewichte zahlreicher Elemente gemacht“²⁵⁹. Ursprünglich war Richards als erster Austauschprofessor für Berlin in Aussicht genommen, musste aber absagen; er kam dann im Sommersemester 1907 als zweiter Vertreter der Harvard University nach Peabody. Ostwald schreibt in seinen Erinnerungen, „dass mir unter meinen neuen Kollegen Richards am nächsten kam und ich glaube annehmen zu dürfen, dass das Wohlgefallen gegenseitig war. Leider habe ich meiner schlechten Gewohnheit zufolge versäumt,

²⁵⁷ Ebd., S. 78.

²⁵⁸ J. Linschoten: *Auf dem Weg zu einer phänomenologischen Psychologie. Die Psychologie von William James*. Berlin 1961; D. W. Bjork: *The compromised scientist: William James in the development of American psychology*. New York 1983.

²⁵⁹ Ostwald, *Lebenslinien*, Dritter Teil (wie Anm. 80), S. 38.

hernach das Verhältnis durch gelegentliche Briefe aufrecht zu erhalten. Auch als er später seinerseits als Austauschprofessor nach Berlin kam, habe ich mich durch das Misslingen eines Versuches, ihn zu sehen, von weiteren derartigen Versuchen abhalten lassen und ebenso habe ich unterlassen, ihn als Kollegen zu begrüßen, als er den Nobelpreis erhalten hatte, zu dem ich ihn eine Reihe von Jahren vorher wiederholt ohne Erfolg vorgeschlagen hatte²⁶⁰. Da Ostwald für die wissenschaftlichen Leistungen und die menschlichen Qualitäten von Richards nur lobende Worte fand, bleibt es unverständlich, dass er die Verbindung zu ihm nicht fortgesetzt hat; vielleicht war es der erhebliche Altersunterschied von ungefähr zwei Jahrzehnten, der ungeachtet großer gegenseitiger Wertschätzung eine bleibende freundschaftliche Beziehung zwischen beiden verhindert hat.

Angesichts der ausgeprägten philosophischen Ambitionen, die Ostwald verfolgte, ist sein Verhältnis zu den Persönlichkeiten, die damals in Harvard die Philosophie vertraten, von besonderem Interesse. Seine wichtigste Bezugsperson auf diesem Feld war zweifellos William James, der zusammen mit Charles S. Peirce, mit dem er befreundet war, als Begründer der Philosophie des Pragmatismus gilt. Sein wissenschaftlicher Lebensweg wies gewisse Parallelen zu dem von Ostwald auf, denn auch er hatte sich schrittweise von den Naturwissenschaften zur Philosophie bewegt. Zudem verfügte er über reiche internationale Bildungs- und Forschungserfahrungen. In seiner Jugendzeit hatte er Schulen in mehreren europäischen Ländern besucht, darunter auch in Bonn. Einen Teil seines Studiums absolvierte er in Dresden und Berlin und entwickelte dabei ein intensives Interesse an der aufkommenden experimentellen Psychologie, deren Herausbildung die Emanzipation der psychologischen Wissenschaft von der Philosophie kennzeichnete; dabei kam er auch mit Gustav Th. Fechner, Wilhelm Wundt und Hermann von Helmholtz in Berührung. Ostwald war mit ihm schon vor seinem Aufenthalt in Harvard bekannt. Unmittelbar nach der Lektüre von Ostwalds *Naturphilosophie* hatte James eine Postkarte an den Verfasser geschrieben, bei Gelegenheit des Gelehrtenkongresses von St. Louis schlossen beide persönliche Bekanntschaft²⁶¹. Solange James in Harvard war, nahm er regelmäßig an Ostwalds Hauptvorlesung teil; noch während des Semesters begab er sich aber zu einem längeren Aufenthalt an die Universität Berkeley.

Weniger erfreulich gestaltete sich hingegen Ostwalds Verhältnis zu Hugo Münsterberg, der dem Philosophiedepartment in Harvard vorstand. Wiederholt betonte Ostwald die Differenz seiner philosophischen Ansichten zu denen von Münsterberg, doch es mag

²⁶⁰ Ebd., S. 54.

²⁶¹ Ebd., S. 44.

auch – vor allen theoretischen Meinungsunterschieden – elementare persönliche Antipathie im Spiel gewesen sein. Bereits im Sommer 1903 hatte Münsterberg, den Ostwald „bis dahin nicht einmal dem Namen nach gekannt hatte“, diesen in Leipzig aufgesucht, um ihm die Einladung zum Gelehrtenkongress in St. Louis auszusprechen²⁶². Ostwald konzedierte ihm immerhin, dabei über seinen Schatten gesprungen zu sein: „Da seiner Richtung die von mir vertretene empiristische Naturphilosophie durchaus unwillkommen war, so muss es als ein Opfer von seiner Seite angesehen werden, dass er mir die Einladung zur Teilnahme nicht als dem Vertreter der Physikalischen Chemie, sondern als dem Philosophen zu überbringen übernommen hatte“²⁶³. 1905/06 entwickelte sich nach Ostwalds Zeugnis zu ihm kein herzliches Verhältnis, auch nicht zwischen den Familien: „Der sehr stark ausgeprägte persönliche Ehrgeiz, den ich als den grundlegenden Bestandteil seines Wesens empfand, verhinderte ein Nähertreten, zumal seine wissenschaftliche Betätigung keineswegs anziehend auf mich wirkte. Auch wurde ich später von dortigen Freunden aufmerksam gemacht, dass gewisse Hemmungsversuche, die sich gegen meine Tätigkeit richteten, von dort ihren Ausgang genommen hatten. So endeten unsere Beziehungen mit meiner Abreise von Cambridge“²⁶⁴. Bereits in seinem Abschlussbericht an Althoff äußerte sich Ostwald zu diesen „Hemmungsversuchen“: Münsterberg habe Ende November 1905 „dem Präsidenten Eliot seine Bedenken über die Beeinflussung der Studenten durch den Inhalt meiner Vorlesungen bzw. die Störung ihrer wissenschaftlichen Entwicklung durch dieselben zum Ausdruck gebracht“²⁶⁵. Vielleicht haben sich Münsterberg und Ostwald auch und gerade deshalb nicht verstehen können, weil sie einander in ihrem unbändigen Ehrgeiz charakterlich zu ähnlich waren. Immerhin wahrten beide die Form, und Münsterberg hielt bei dem Herren-Abschiedessen, das Ostwald gegen Ende seines Aufenthalts in Harvard gab, sogar eine kleine Ansprache, die den scheidenden Gastprofessor angenehm überraschte²⁶⁶.

²⁶² Ostwald, *Lebenslinien*, Zweiter Teil (wie Anm. 224), S. 396.

²⁶³ Ebd., S. 396–397.

²⁶⁴ Ostwald, *Lebenslinien*, Dritter Teil (wie Anm. 80), S. 51.

²⁶⁵ Bericht (wie Anm. 250), Bl. 78.

²⁶⁶ „Eine sehr hübsche Rede hielt Münsterberg, von dem ich sie nicht erwartet hatte. Er führte aus, dass die Schilderungen der wunderbaren Eigenschaften des Deutschen Professors seitens begeisterter Amerikaner, welche in Deutschland studiert hatten, von den Zuhausegebliebenen meist sehr ungläubig aufgenommen würden. Man vermute in diesen Kreisen allgemein, dass dieser Typus gar nicht wirklich existiert, sondern ein für pädagogische Zwecke erdachtes Phantom sei, ähnlich wie der ärmlich aber reinlich gekleidete Knabe in den Jugendschriften. Er betrachte es da als ein Hauptverdienst, dass ich diese Zweifel beseitigt und durch meine unbestreitbare Wirksamkeit bewiesen habe, dass jene Beschreibungen des Deutschen Professors eher zu wenig als zu viel gesagt hätten“. – Ostwald, *Lebenslinien*, Dritter Teil (wie Anm. 80), S. 87.

Ostwald schloss seine Lehrtätigkeit in Harvard Mitte Januar 1906 ab und reiste am 22. 1. mit seiner Familie nach New York weiter, um für zwei Wochen an der Columbia University zwei komprimierte Vorlesungsreihen – eine über philosophische, die andere über chemische Themen – zu halten. Das ist ein merkwürdiges Faktum. Ursprünglich war dieser Abstecher nicht vorgesehen gewesen. Ostwald schreibt, er hätte etwa einen Monat vorher unter Ablehnung anderer Einladungen die Verpflichtung dazu übernommen; das war ungefähr die Zeit, in der die im Sommer 1905 abgeschlossene Vereinbarung über den Professorenaustausch mit der Columbia University publik wurde. Es kann Ostwald unmöglich entgangen sein, dass zwischen den beiden amerikanischen Universitäten eine scharfe Konkurrenz um den Spitzenplatz in den Wissenschaftsbeziehungen zu Deutschland bestand und dass sein unerwarteter Schritt seine eigentlichen Gastgeber kränken musste. Die Vermutung liegt nahe, dass er – im Unklaren darüber, welcher von ihnen aus Berliner Sicht höher bewertet werden würde – unbedingt in beide Stränge des Professorenaustausches involviert sein wollte. Waren schon die Monate in Harvard bis zum Rand mit Veranstaltungen gefüllt, so potenzierte der Aufenthalt an der Columbia University für Ostwald die Strapazen noch einmal: täglich zwei Vorlesungen in englischer Sprache mit 300 bis 500 Hörern, dazu Einladungen zum Frühstück und zum Abendessen mit Kollegen, Einzelvorträge und anderes mehr. Über seine Empfindungen bei der Abreise am 7. Februar notierte er in den Memoiren: „Mit dem Gefühl, dass ich derartiges nicht zum zweiten Male würde durchführen können, sah ich das unregelmäßige Profil New Yorks hinter dem Horizont verschwinden“²⁶⁷.

Wie auch immer Ostwalds Abstecher zur Columbia University in Harvard gewertet worden sein mag – Eliot ließ sich jedenfalls nichts anmerken, als er in einem Schreiben an Althoff vom 14. Februar 1906 seinem Gast ein rühmendes Zeugnis ausstellte: „Sein Lehrgegenstand war natürlich schwer und fachmännisch; aber er trug mit soviel Klarheit und Begeisterung vor, dass er sein Thema seinen Zuhörern – natürlich vorgeschrittene Studenten und Lehrer – interessant und anziehend machte. Wir sind Ihnen dankbar, dass Sie uns beim ersten Professorenaustausch einen so bewunderungswürdigen Vertreter deutscher Wissenschaft und freundlich deutschen Wesens zugesandt haben“²⁶⁸. Auf dem von Ostwald übermittelten Reisebericht notierte Althoff am 6. April während eines Kuraufenthaltes in Martinsbrunn, er hätte Ostwald verbindlichst gedankt – dies solle aber nur ein vor-

²⁶⁷ Ebd., S. 91.

²⁶⁸ Ch. W. Eliot an F. Althoff, 14. 2. 1906. – GStPK Rep. 92 NL Althoff A I Nr. 309 II, Bl. 120.

läufiger Dank sein, in zwei Monaten nach seiner Rückkehr wolle er auf die Sache zurückkommen²⁶⁹. Ostwald wiederum dankte Althoff für seine freundlichen Worte: „Sie bilden einen harmonischen Schlussakkord zu einem Erlebnis, das mir fast durchgängig Freude gemacht und gebracht hat“²⁷⁰.

So harmonisch, wie es nach diesem Satz scheinen könnte, endete der Austausch für Ostwald allerdings nicht. Über das preußische Kultusministerium hatte er zur Finanzierung seines Aufenthalts in Harvard aus der Koppel-Stiftung 12.000 M erhalten²⁷¹, während zugleich sein Leipziger Professorengehalt in voller Höhe weiter lief. Dabei rechnete Althoff offenbar auf Ostwalds Diskretion und war ungehalten, als er erfuhr, dass dieser nach seiner Rückkehr dem für den Austausch mit der Columbia University vorgesehenen Nationalökonom Hermann Schumacher darüber berichtet hatte. Auf Ostwalds Anschreiben bei der Übersendung seines Reiseberichts notierte Althoff: „Er soll doch nicht allen Leuten wie z.B. Schumacher sagen, was er von uns bekommen hat“. Zugleich warf er die Frage auf, ob und in welcher Höhe Ostwalds Vorträge in den USA honoriert worden seien²⁷². Schmidt[-Ott] wandte sich deshalb an Ostwald und erhielt von diesem die Auskunft: „Ich hatte seiner Zeit keinen Anstand genommen, Prof. Schumacher die von ihm erbetene Auskunft zu geben, da mir einerseits keine Schweigeverpflichtung auferlegt war, andererseits sich die bewilligte Summe zwar als ausreichend für mich und meine Familie (soweit sie mitgenommen war) erwiesen hatte, aber keineswegs als überschüssig. An Nebeneinnahmen für Vorträge habe ich etwa 1700 \$ gleich rund 7000 M gehabt, davon 1000 \$ für Vorträge in Boston und Cambridge während meiner dortigen Tätigkeit und 700 \$ nach Abschluss derselben für Vorträge in New York. Das Geld ist sauer genug erworben, da diese Vorträge überaus anstrengend waren“. Außerdem habe er eine große Zahl von Vorträgen unentgeltlich gehalten²⁷³. Auf dem Original dieses Briefes vermerkte Althoff am 3. 7.: „... wie viel hat er nun im ganzen perzipiert?“ Ein Mitarbeiter addierte die Einkünfte Ostwalds zu 19.000 M, hinzu komme noch das Leipziger Gehalt²⁷⁴. Auf einer weiteren maschinenschriftlichen Kopie befindet sich die folgende Anmerkung Althoffs: „In Zukunft darf

²⁶⁹ W. Ostwald an F. Althoff, 27. 2. 1906. – GStPK Rep. 92 NL Althoff A I Nr. 309 II, Bl. 127.

²⁷⁰ W. Ostwald an F. Althoff, 18. 4. 1906. – GStPK Rep. 92 NL Althoff A I Nr. 309 II, Bl. 134.

²⁷¹ vom Brocke, Internationale Wissenschaftsbeziehungen (wie Anm. 3), S. 208.

²⁷² W. Ostwald an F. Althoff, 27. 2. 1906. – GStPK Rep. 92 NL Althoff A I Nr. 309 II, Bl. 127.

²⁷³ W. Ostwald an F. Schmidt[-Ott], 18. 6. 1906 (Abschrift). – GStPK Rep. 92 NL Althoff A I Nr. 309 II, Bl. 141–142.

²⁷⁴ GStPK Rep. 92 NL Althoff A I Nr. 309 II, Bl. 144.

derartiges nicht mehr vorkommen, jedenfalls nicht ohne diesseitige Genehmigung u. mit theilw. Anrechnung auf die diesseitige Reisevergütung²⁷⁵.

Es darf vermutet werden, dass Ostwalds wenig begeisterte Bemerkungen über Althoff in seinen Lebenserinnerungen auf diese Misshelligkeiten zurückgehen. Falls Ostwald damit gerechnet haben sollte, dass ihm als Gratifikation für seinen Einsatz als Austauschprofessor ein ehrenvoller Ruf nach Berlin zuteil werden würde, so waren solche Hoffnungen jedenfalls auf Sand gebaut. Im Herbst 1906 schied er als Frühpensionär im Unfrieden von der Leipziger Universität; vor ihm lag noch fast ein Vierteljahrhundert fruchtbaren Wirkens als Privatgelehrter in seinem selbstgewählten Rückzugsort Großbothen.

3.5. Vorbereitungen zum Austausch mit der Columbia University

Das Bild des Jahres 1905 wäre nicht vollständig, wollte man nicht auch die Vorbereitungen für die Eröffnung eines zweiten offiziellen Kanals des Professorenaustausches erwähnen, die längere Zeit diskret betrieben wurden, während der Austausch mit Harvard nach der Bekanntgabe des Beschlusses, wie weiter oben angedeutet, ausgedehnte Debatten auslöste und im Herbst auch praktisch in Gang kam. Im Verlauf der Vorbereitungen wurde deutlich, dass die Wissenschaftsbeziehungen zu Deutschland in den inneramerikanischen Rang- und Statuskämpfen zwischen den Spitzenuniversitäten des Landes eine nicht zu unterschätzende Rolle spielten; es steht dahin, inwieweit man sich in Berlin dessen schon damals bewusst war²⁷⁶. Der erste Anstoß ging offenbar von deutscher Seite aus; der Kaiser hatte den deutschen Botschafter in Washington, Speck von Sternburg, Anfang 1905 dahingehend instruiert, sich für eine Ausdehnung des Professorenaustausches auf weitere amerikanische Universitäten einzusetzen²⁷⁷; dabei war wohl zunächst noch keine bestimmte Universität ins Auge gefasst worden. Im Zuge der Verfolgung dieses Auftrages teilte der Botschafter im Mai 1905 dem Reichskanzler Bernhard Graf von Bülow mit, dass er im

²⁷⁵ GStPK Rep. 92 NL Althoff A I Nr. 309 II, Bl. 143.

²⁷⁶ In den folgenden Jahren, die nicht mehr Thema dieses Aufsatzes sind, spitzte sich diese Rivalität so sehr zu, dass sie auch in Berlin nicht mehr zu übersehen war. Zentraler Streitpunkt war das von Münsterberg aufgebaute und 1910 eröffnete Amerika-Institut der preußischen Regierung an der Berliner Universität: „Hierbei kam es zu starken Differenzen zwischen den konkurrierenden Universitäten Harvard und Columbia, Auseinandersetzungen, die zeitweise den Austausch selbst gefährdeten und sich dahingehend auswirkten, dass seit 1910 fast jeder der Beteiligten den Plan zur Etablierung dieses Instituts sich selber zuschrieb ...“ – vom Brocke, *Internationale Wissenschaftsbeziehungen* (wie Anm. 3), S. 217.

²⁷⁷ vom Brocke, *Internationale Wissenschaftsbeziehungen* (wie Anm. 3), S. 204.

Hause von Douglas Robinson, dem Schwager Roosevelts, mit dem Präsidenten der Columbia University in New York²⁷⁸, dem Bildungsfachmann Nicholas Murray Butler, ein Gespräch geführt hätte. Butler hätte ihn von seiner Absicht unterrichtet, im Sommer nach Deutschland zu reisen: „Ich suggerierte ihm, dass es für den Professorenaustausch, der in ihm einen warmen Befürworter hat, von Wichtigkeit sein würde, wenn er mit deutschen Kreisen dieserhalb Fühlung nehmen könnte. [...] Ich würde es für äußerst wünschenswert halten, wenn auch Seine Majestät der Kaiser Herrn Butler empfangen könnte. Herr Butler gilt nicht nur für den bedeutendsten Universitätspräsidenten des Landes – man stellt ihn fast allgemein über den alternden Präsidenten Eliot und den Präsidenten Harper von Chicago –, sondern er ist auch ein Mann von großem politischen Einfluss und ein intimer Freund und Berater des Präsidenten, der auf ihn große Stücke hält“. Der Botschafter gab zu bedenken, ob der Empfang vielleicht auf Schloss Wilhelmshöhe bei Kassel stattfinden könnte, „wenn dann dort das Kaiserliche Hoflager sein sollte“²⁷⁹. Der Kaiser stimmte zu, und der Minister für Auswärtige Angelegenheiten übermittelte dem Kultusminister den Botschafterbrief zur Kenntnisnahme: „Im Hinblick auf den Allerhöchsten Randvermerk, wonach Seine Majestät Herrn Butler empfangen wollen, ist der Kaiserliche Botschafter beauftragt worden, diesen entsprechend zu benachrichtigen“²⁸⁰. Es ist nicht zu übersehen, dass der mit Roosevelt befreundete Speck von Sternburg im Wettlauf zwischen Harvard und Columbia keine Neutralität wahrte, sondern der Columbia University und ihrem Präsidenten Butler den Vorzug gab. Der deutsche Botschafter fand jedenfalls bei dem ehrgeizigen Butler sofort offene Ohren. Dessen Strategie ging dahin, die Columbia University zur führenden Anstalt unter den Universitäten des Staates aufzuwerten. Für das Erreichen dieses Zieles musste es in höchstem Grade förderlich sein, wenn Columbia in eine Konstellation gebracht würde, in der sie gegenüber dem Ausland als Interessenvertreterin des gesamten amerikanischen Hochschulwesens auftreten konnte. In diese Richtung wurde auch die Arbeit an dem neuen Austauschkonzept vorangetrieben²⁸¹.

²⁷⁸ R. A. McCaughey: *Stand, Columbia: a history of Columbia University in the City of New York, 1754–2004*. New York u.a. 2003.

²⁷⁹ H. Frh. Speck v. Sternburg an B. v. Bülow, 18. 5. 1905 (Abschrift). – GStPK Rep. 92 NL Althoff A I Nr. 309 II, Bl. 48.

²⁸⁰ Schreiben vom Kaiserlichen Ministerium der Auswärtigen Angelegenheiten an den Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten, 14. 6. 1905. – GStPK Rep. 92 NL Althoff A I Nr. 309 II, Bl. 63.

²⁸¹ Kuno Francke in Harvard verfolgte ganz ähnliche Absichten, aber seine Möglichkeiten, in den USA zielstrebig Einfluss zu organisieren, waren denen, über die Butler verfügte, deutlich unterlegen. 1905 bezeichnete er es als eine würdige Aufgabe für das amerikanische Volk, sein Germanisches Museum in Cambridge „so auszubauen

Nicholas Murray Butler, seiner Ausbildung nach Philosoph und Erziehungswissenschaftler²⁸², war in seiner Generation der wohl politisch einflussreichste unter den amerikanischen Universitätspräsidenten. Sein ganzes Leben war eng mit Columbia verbunden, von seiner Anstellung als Assistent 1885 bis zum Ende seiner Präsidentschaft, die er ab 1901 (in der Nachfolge von Seth Low) bis 1945 fast ein halbes Jahrhundert lang ausübte. In den Anfängen seiner Laufbahn wirkte er mit seinem Lehrer, dem Politik- und Sozialwissenschaftler John William Burgess²⁸³, der 1886 die Zeitschrift *Political Science Quarterly* gründete und der oft als „Vater der amerikanischen Politikwissenschaft“ bezeichnet wird²⁸⁴, bei der Umgestaltung des Columbia College in eine moderne Universität zusammen. Burgess hatte 1876 in Columbia eine Professur für Politikwissenschaft, Geschichte und Internationales Recht inne, die er dazu nutzte, 1880 ein Department (school) of political science (in deutschen Übersetzungen damals meist „Staatswissenschaften“ genannt) und eine entsprechende Fakultät zu schaffen, deren Dekan er von 1890 bis zu seinem Eintritt in den Ruhestand war. Dieser institutionelle Schritt war für die Umbildung des Columbia College in eine Universität entscheidend. Burgess war an Problemen der Modernisierung des amerikanischen Universitätswesens interessiert und an der Konzipierung, diplomatischen Vorbereitung und – als erster amerikanischer Theodore-Roosevelt-Professor in Berlin – am Start des Columbia-Berlin-Austausches maßgeblich beteiligt²⁸⁵. Da Butler mit dem damaligen US-Präsidenten Roosevelt befreundet war, der wie er selbst bei Burgess studiert hatte, konnte er für seine strategischen Ambitionen auf erheblichen politischen Rückhalt rechnen. Sowohl Burgess als auch Butler hatten sich in ihrer Jugend deutsche akademische Expertise vor Ort angeeignet. Burgess hatte in Göttingen, Leipzig und Berlin studiert,

und zu erweitern, dass es eine Art Hochstift deutscher Kultur werden würde, an welches jährlich hervorragende deutsche Gelehrte zu berufen wären, um dort Vorträge über deutsche Geschichte, Geisteskultur, Literatur und Kunst zu halten, und um von dort aus dann die bedeutendsten Lehranstalten des ganzen Landes zu besuchen“. – Francke, Das Kartell (wie Anm. 27), Bl. 304.

²⁸² N. M. Butler: Schulbildung in den Vereinigten Staaten. Minden i. W. 1907.

²⁸³ W. R. Shepard: John William Burgess. In: American masters of social science. An approach to the study of the social sciences through a neglected field of biography. Hrsg. von H. W. Odum. New York 1927, S. 23–57; R. G. Hoxie: John W. Burgess, American scholar. New York 1950.

²⁸⁴ Als sein grundlegendes Werk gilt *Political science and comparative constitutional law* (1890–91), dessen wichtigste Teile in einer posthumen Ausgabe ediert wurden: J. W. Burgess: The foundations of political science. New York 1933.

²⁸⁵ J. W. Burgess: The American university. When shall it be? Where shall it be? What shall it be? An essay. Boston 1884; J. W. Burgess: Reminiscences of an American scholar: the beginnings of the Columbia University. With a foreword by N. M. Butler. New York 1934.

unter anderem bei Johann Gustav Droysen, Theodor Mommsen und Wilhelm Roscher. Auf seinen Rat ging auch Butler 1883/84 zu Droysen; besonderen Eindruck machten ihm die Lehrveranstaltungen von Friedrich Paulsen, und er sorgte später dafür, dass fast alle bildungsgeschichtlichen Werke Paulsens in englischer Übersetzung in den USA erschienen²⁸⁶.

Im frühen 20. Jh. spielte der Umstand, dass Butler im Zusammenhang mit den Weltausstellungen dieser Periode – als Pendant zu Wilhelm Lexis in Deutschland – enzyklopädische Darstellungen des amerikanischen Bildungswesens edierte²⁸⁷, eine nicht unwesentliche Rolle für seinen Plan, Columbia zur Repräsentantin der amerikanischen Universitäten gegenüber dem Ausland zu entwickeln. Noch größere internationale Bekanntheit als seine ihrerseits schon bemerkenswert vielfältigen und weithin beachteten bildungs- und hochschulpolitischen Aktivitäten (so begründete er die *Educational Review* und gab sie 30 Jahre lang heraus, von 1928 bis 1941 war er Präsident der American Academy of Arts and Letters usw.) verschaffte Butler nach dem hier betrachteten Zeitabschnitt sein Engagement in der Friedensbewegung²⁸⁸. Er nahm an den amerikanischen Vorbereitungskonferenzen für den 1921 in Den Haag eingerichteten Internationalen Schiedsgerichtshof teil, ermutigte 1910 Andrew Carnegie zur Errichtung seiner Friedensstiftung (Carnegie Endowment for International Peace), deren Präsident er von 1925 bis 1945 war, beriet diskret sieben US-Präsidenten und erhielt 1931 den Friedensnobelpreis. Theodore Roosevelt nannte ihn angesichts seines jedes normale Maß überschreitenden Arbeitsvermögens „Nicholas Miraculous“²⁸⁹.

Im Juli 1905 wurde im Kultusministerium für den Minister für Auswärtige Angelegenheiten ein Bericht mit Informationen über die Columbia University und Butler zusammengestellt²⁹⁰. Danach zählte Columbia „unbestritten zu den bedeutendsten und bestfundierten Universitäten der Vereinigten Staaten“ und befand sich in einem Prozess rasanten Wachstums: „Schon um die Mitte der 90er Jahre des vorigen Jahrhunderts sagte ein sachverständiger deutscher Beobachter, Columbia werde voraussichtlich in kurzer Zeit Yale [sic] und Harvard den Rang ablaufen, wenn sie sich in dem Maße weiter entwickle, wie in den

²⁸⁶ vom Brocke, Internationale Wissenschaftsbeziehungen (wie Anm. 3), S. 205.

²⁸⁷ Education in the United States. A series of monographs. Prepared for the United States Exhibition at the Paris Exposition 1900. Hrsg. von N. M. Butler. Albany, NY/Lyon 1900.

²⁸⁸ Vom Brocke, Internationale Wissenschaftsbeziehungen (wie Anm. 3), S. 209.

²⁸⁹ N. M. Butler: Across the busy years. Recollections and reflections. 2 Bde. New York/London 1939–40; M. Rosenthal: Nicholas Miraculous. The amazing career of the redoubtable Dr. Nicholas Murray Butler. New York 2006.

letzten Jahren. Diese Voraussage hat sich, was Jale anbelangt, inzwischen bereits verwirklicht und in bezug auf Harvard liegen die Verhältnisse so, dass Columbia nachgrade als die gefährlichste Konkurrentin jener 270 Jahre alten Hochburg amerikanischer Wissenschaft gelten darf²⁹¹. Die Charakteristik Butlers stimmte fast wörtlich mit den diesbezüglichen Aussagen Bahlsens in einem (weiter oben zitierten) Brief vom 21. 6. 1905 überein. An den Rand des Satzes „Butler gilt als ein aufrichtiger Bewunderer deutscher Wissenschaft und deutschen Geisteslebens“ notierte Althoff: „wird man wohl trotz Münsterberg sagen können“²⁹².

Wie vorgesehen, fanden die entscheidenden Verhandlungen im August 1905 auf Schloss Wilhelmshöhe statt. Anders als bei der Vereinbarung mit Harvard, trat hier von deutscher Seite der Kaiser persönlich in Erscheinung und empfing am 12. August als Vertreter der Columbia University ihren Präsidenten Butler und den Dekan ihrer Staatswissenschaftlichen Fakultät Burgess. Althoff wurde telegraphisch durch von Lucanus aus dem Sanatorium Haug in Schierke nach Wilhelmshöhe beordert: „Die Herren bleiben noch einige Tage hier und lassen Seine Majestät Euere Exzellenz ersuchen, sich zur weiteren Besprechung der Angelegenheit hier einzufinden“²⁹³. Über diese Reise erstattete Althoff dem Kultusminister Konrad Studt einen ausführlichen Bericht: „Ich reiste am 13. dorthin, verhandelte auf Veranlassung von Exzellenz von Lucanus bereits am 14. früh mit den beiden Herren und hatte dann an demselben Tage mittags nach 12 Uhr die Ehre, unter Mitwirkung der 3 genannten Herren die Angelegenheit Seiner Majestät vorzutragen. Die Audienz fand bei schönstem Wetter im Freien unter herrlichen alten Bäumen statt und verlief dementsprechend sehr angenehm“²⁹⁴. Die Vereinbarung wurde durch die Zusage Speyers ermöglicht, eine Stiftung in Höhe von 50.000 Dollar zu errichten, aus der die amerikanischen Austauschprofessoren bezahlt werden sollten. Die deutschen Professoren sollten auf Kosten des Kultusministeriums reisen. Das Spezifikum dieser Vereinbarung war, jedenfalls von amerikanischer Seite, der Gedanke, nicht über beliebige Themen vorzutragen, sondern eine Art sukzessiver Gesamtvorstellung der Vereinigten Staaten für deutsche Hörer zu bieten; man wollte „den Plan verwirklichen, in einem Zeitraum von etwa 8 auf einander folgenden Wintersemestern den deutschen Zuhörern alles zur Anschauung zu bringen,

²⁹⁰ GStPK Rep. 92 NL Althoff A I Nr. 309 II, Bl. 64–66.

²⁹¹ Ebd., Bl. 64.

²⁹² Ebd., Bl. 66. – Althoff bezog sich dabei vermutlich auf Münsterbergs Brief vom 8. 1. 1905.

²⁹³ H. v. Lucanus an F. Althoff, Telegramm, 12. 8. 1905. – GStPK Rep. 92 NL Althoff A I Nr. 309 II, Bl. 69.

²⁹⁴ F. Althoff: Bericht über meine Reise nach Wilhelmshöhe, 20. 8. 1905. – GStPK Rep. 92 NL Althoff A I Nr. 309 II, Bl. 72.

was zur Aufklärung über die Verhältnisse in den Vereinigten Staaten, insbesondere auf den Gebieten der Geschichte, des Verfassungs- und Verwaltungsrechts, der wirtschaftlichen und sozialen Fragen, des wissenschaftlichen und technischen Fortschritts, der Kunst und Literatur erforderlich erscheint²⁹⁵. Von speziellem Interesse ist der erste Satz der Vereinbarung: „Die Herren Vertreter der Columbia Universität wünschen Ihre Hochschule an dem Professoren-Austausch zwischen den Vereinigten Staaten von Amerika und dem Deutschen Reiche zu beteiligen, um auf diese Weise zur Förderung der erleuchteten Idee Seiner Majestät des deutschen Kaisers beizutragen“. Hier schrieb Althoff an den Rand: „Dieser Finalsatz ist von mir nicht aus eigenem Antriebe, sondern nur auf wiederholtes Verlangen der beiden amerikanischen Herren aufgenommen worden, was ich auch in dem Vortrage bei Seiner Majestät bemerkt habe“²⁹⁶.

Althoff versuchte offenkundig, in den Dokumenten des Austausches die deklamatorische politische Phraseologie so weit wie möglich zurückzudrängen. Es scheint, wie diese Episode nahe legt, nicht allein die deutsche Seite gewesen zu sein, die den akademischen Austausch nachdrücklich zu politisieren suchte. Im übrigen wurde den amerikanischen Gästen auf Wilhelmshöhe höfisches Zeremoniell geboten, das ihnen aus der Perspektive ihres republikanischen Heimatlandes exotisch vorkommen musste. Burgess dankte vor seiner Abreise Althoff ausdrücklich dafür, „dass Sie eine Zusammenkunft zwischen Ihrer Majestät, der Kaiserin, und meiner Frau zustandegebracht haben. [...] Frau Burgess hatte die grosse Ehre und das unvergessliche Vergnügen eine Unterhaltung von mehr als zwanzig Minuten mit der Kaiserin zu geniessen. Es war eine der schönsten Erfahrungen ihres Lebens ...“²⁹⁷. Die amerikanische Seite äuferte in Wilhelmshöhe den Wunsch, „dass die Verhandlung bis zur vollständigen Ordnung der Stiftungsangelegenheit geheim bleiben oder wenigstens nicht veröffentlicht werden möge“²⁹⁸. Neugier und Findigkeit der Journalisten machten solche Vereinbarungen freilich schon damals illusorisch. So beklagte sich Burgess noch aus Wilhelmshöhe über Zeitungsnotizen, die „faule Erfindungen“ enthielten; die Zeitungen hätten „das Geschwätz als quasi-interviews mit uns dargestellt“²⁹⁹.

Am 3.10.1905 setzte Butler in einem offiziellen Schreiben Althoff davon in Kenntnis, dass die Trustees der Columbia University das Abkommen von Wilhelmshöhe gebilligt und zugleich beschlossen hätten, den Ruggles Professor der Staatswissenschaften und des

²⁹⁵ GStPK Rep. 92 NL Althoff A I Nr. 309 II, Bl. 70.

²⁹⁶ Ebd.

²⁹⁷ J. W. Burgess an F. Althoff, 3. 9. 1905. – GStPK Rep. 92 NL Althoff A I Nr. 309 I, Bl. 244.

²⁹⁸ Notiz von F. Althoff, 20. 8. 1905. – GStPK Rep. 92 NL Althoff A I Nr. 309 II, Bl. 70.

²⁹⁹ J. W. Burgess an F. Althoff, 3. 9. 1905. – GStPK Rep. 92 NL Althoff A I Nr. 309 I, Bl. 245.

Verfassungsrechts und Dekan der Staatswissenschaftlichen Fakultät in Columbia, John W. Burgess, zur Ernennung zum Professor für amerikanische Geschichte und Einrichtungen an der Universität Berlin für das akademische Jahr 1906/07 vorzuschlagen³⁰⁰. Dem fügte er ein persönliches Schreiben an Althoff bei, in dem es hieß: „Bis jetzt ist hierüber in Berlin noch nichts öffentlich mitgeteilt worden und mein Vorschlag geht dahin, dieses Abkommen auch in Deutschland bis zu einem zwischen uns noch näher zu vereinbarenden Termin im November vor der Öffentlichkeit geheim zu halten und gleichzeitig in beiden Ländern entsprechende Bekanntmachungen erfolgen zu lassen. Inzwischen werden wir versuchen, geeignete Kandidaten für die Jahre 1907/8 und 1908/9 auszuwählen, da wir in der Lage sein möchten, diese Namen gleich mit zu veröffentlichen“³⁰¹. Wenige Tage später unterrichtete Butler seinen preußischen Verhandlungspartner von der Bereitschaft des Präsidenten Roosevelt, „that the chair to be established in the University of Berlin, in accordance with the agreement executed at Wilhelmshöhe on August 14, shall bear the name of the ‚Theodore Roosevelt Professorship of American History and Institutions““. Er hoffe, in wenigen Tagen das genaue Datum mitteilen zu können, zu dem die simultane Bekanntgabe erfolgen sollte³⁰².

Die Columbia University kam mit Speyer überein, dass dieser der Universität sein angekündigtes Geschenk am 10. November machen sollte. Für den Morgen des 13. 11. war die Veröffentlichung einer vorbereiteten Presseerklärung vorgesehen³⁰³. In einem darin enthaltenen Statement von Butler hieß es, dass die in der Vergangenheit sporadisch erfolgten Einladungen ausländischer Professoren ungeachtet ihrer positiven Bedeutung doch nur von begrenztem erzieherischen Wert gewesen seien: „What is really needed is the careful, systematic, and scientific presentation of the culture of the one people to students of the other, in the language that the students most fully understand“. Dies sei nun von Speyer ermöglicht worden³⁰⁴. Butler teilte dies Althoff in einem Brief vom 24. 10. mit, in der Annahme, „eine gleichzeitige Bekanntmachung an demselben Morgen in Deutschland erfolgen zu lassen“³⁰⁵. Der Brief sollte Althoff am 2. oder 3. November erreichen. Die preußische Seite erbat nun aber eine Verschiebung der Bekanntgabe – aus Gründen, die nicht

³⁰⁰ N. M. Butler an F. Althoff, 3. 10. 1905. – GStPK Rep. 92 NL Althoff A I Nr. 309 II, Bl. 81.

³⁰¹ N. M. Butler an F. Althoff, 3. 10. 1905 (Übersetzung). – GStPK Rep. 92 NL Althoff A I Nr. 309 II, Bl. 77.

³⁰² N. M. Butler an F. Althoff, 7. 10. 1905. – GStPK Rep. 92 NL Althoff A I Nr. 309 I, Bl. 252.

³⁰³ GStPK Rep. 92 NL Althoff A I Nr. 309 II, B. 93–96.

³⁰⁴ Ebd., Bl. 95.

³⁰⁵ N. M. Butler an F. Althoff, 24. 10. 1905. – GStPK Rep. 92 NL Althoff A I Nr. 309 II, Bl. 86.

klar sind (vielleicht sollte die Veröffentlichung mit Rücksicht auf Harvard nicht zu kurz nach dem Start der Lehrveranstaltungen Peabodys stattfinden) –, doch als diese Bitte in New York eintraf, war die Information der Medien schon erfolgt. Butler konnte Althoff nur noch telegraphisch von der Unmöglichkeit unterrichten, seiner Bitte nachzukommen, und er ersuchte auch den deutschen Botschafter, seinerseits gegenüber Althoff Butlers Bedauern zum Ausdruck zu bringen³⁰⁶. Wie Butler schrieb, waren annähernd eintausend Kopien der Presseerklärung an führende Zeitschriften und Bildungseinrichtungen sowohl in Europa als auch in Amerika versandt worden³⁰⁷.

Diese Irritation hat zu keiner bleibenden Verstimmung geführt und den weiteren Verlauf der Angelegenheit nicht beeinträchtigt. Am 14. November berichteten die Berliner Zeitungen über die Vereinbarung und über die Dotation, durch die sie ermöglicht worden war. Speyer zähle „zu den geachtetsten Mitgliedern der amerikanischen Finanzwelt. Er wurde vor 45 Jahren in New York geboren, verlebte aber seine Jugend in Frankfurt a.M. und erhielt dort seine Ausbildung. Mit 22 Jahren trat er in das väterliche Bankhaus in Frankfurt, Lazard, Speyer & Ellisson, ein und war später in den Zweiggeschäften in Paris und London tätig, ehe er die Leitung des New Yorker Hauses Speyer & Co übernahm“³⁰⁸. Das Kultusministerium nutzte die Gelegenheit, um gegen die eher spröde Haltung der Friedrich-Wilhelms-Universität zum Professoren Austausch vorzugehen. In einem Schreiben vom 15. 11. 1905 unterrichtete Kultusminister Studt Rektor und Senat über die neue Vereinbarung: „Das bisher auf Wunsch der Columbia-Universität vertraulich behandelte Abkommen bedeutet im Vergleich mit demjenigen mit der Universität Harvard einen erheblichen Fortschritt nach verschiedenen Richtungen hin, so namentlich auch durch die Bestimmungen in N^o 2, betreffend den Gesamtplan, der bei den Vorträgen verfolgt wird, und in N^o 3a, betreffend die Vorlesungssprache. Ich darf daher annehmen, dass dasselbe auch den vollen Beifall Ew. pp. und des Senats finden wird. Nachdem der Gelehrtenaustausch in dieser Weise wieder eine Erweiterung erfahren hat, empfinde ich das Bedürfnis, bei der Ausführung sowohl des vorliegenden Abkommens wie desjenigen mit der Universität durch die Schaffung eines aus 3 Professoren zusammengesetzten ständigen Beirats herzustellen“. Rektor und Senat wurden ersucht, die Mitglieder des Beirats in Vorschlag zu

³⁰⁶ N. M. Butler an F. Althoff, 8. 11. 1905 (Telegramm). – GStPK Rep. 92 NL Althoff A I Nr. 309 II, Bl. 89; H. Frh. Speck v. Sternburg an F. Althoff, 10. 11. 1905 (Telegramm). – GStPK Rep. 92 NL Althoff A I Nr. 309 II, Bl. 89.

³⁰⁷ N. M. Butler an F. Althoff, 8. 11. 1905. – GStPK Rep. 92 NL Althoff A I Nr. 309 I, Bl. 276–277.

³⁰⁸ Berliner Local-Anzeiger. Abend-Ausgabe vom 14. November 1905. – GStPK Rep. 92 NL Althoff A I Nr. 309 I, Bl. 316.

bringen³⁰⁹. Aus dem Schreiben geht eindeutig hervor, dass Studt die Vereinbarung mit Columbia als eine gegenüber jener mit Harvard höhere Entwicklungsstufe des Gelehrtenaustausches betrachtete oder zumindest gegenüber der Universität seine Position so darstellte. Es steht dahin, was diese Differenzierung zu bedeuten hatte und ob sie als Parteinahme innerhalb der Rivalität zwischen Harvard und Columbia gewertet werden muss. Ferner ist auch unklar, ob Studt hier auf Anregung Althoffs bzw. in Abstimmung mit diesem handelte oder eher nicht; eigentlich war Althoffs Stil weit eher durch zurückhaltende Vermeidung direkter Parteinahme gegenüber konkurrierenden Akteuren gekennzeichnet.

Die diplomatischen Vorbereitungen des Columbia-Berlin-Austausches fanden mit einem Bankett, das Butler im New Yorker Metropolitan Club für James Speyer und den deutschen Botschafter gab, und einer Unterredung, zu der Präsident Roosevelt Anfang 1906 Burgess, Butler, Speck von Sternburg und Speyer in das Weiße Haus lud³¹⁰, ihren krönenden Abschluss. Auf dem Bankett verlas Speck von Sternburg in Anwesenheit zahlreicher Politiker, Bankiers und Großindustrieller (unter ihnen Andrew Carnegie) ein am 28. 11. aus dem Neuen Palais in Potsdam abgesandtes Telegramm des deutschen Kaisers, dessen Diktion von diplomatischem Geschick zeugte. Der Monarch begrüßte das neue Abkommen und sprach Speyer seinen Dank aus, aber im gleichen Atemzug äußerte er seine Zufriedenheit mit Peabody, der als „ein geehrter und gern gesehener Gast“ im kaiserlichen Hause verkehre³¹¹. Damit bekundete der Kaiser gegenüber einer Jubelveranstaltung der Columbia University, dass aus deutscher Sicht die beiden Stränge des vertraglich geregelten Professorenaustausches keine Konkurrenzunternehmen, sondern einander ergänzende Fäden im Gewebe der auswärtigen Kulturpolitik darstellen sollten. Die Realisierung des Berlin-Columbia-Abkommens begann im akademischen Jahr 1906/07; nach Berlin kam, wie vorgesehen, Burgess, in Columbia machte der Ökonom Schumacher aus Bonn – also auch hier kein Berliner – den Anfang. Die weitere Entwicklung dieses Austausches wird bei vom Brocke in einem konzentrierten Überblick behandelt³¹².

³⁰⁹ Kultusminister K. Studt an Rektor und Senat der Kgl. Friedrich-Wilhelms-Universität, 15. 11. 1905. – GStPK Rep. 92 NL Althoff A I Nr. 309 II, Bl. 106.

³¹⁰ vom Brocke, Internationale Wissenschaftsbeziehungen (wie Anm. 3), S. 206.

³¹¹ Zum Professorenaustausch. – In: Deutscher Bote. Nationale Zeitungskorrespondenz, Vereinsberichte und Überseereport. Hrsg. und verantw. Chefred. A. Dix. Berlin. N^o 47. Montag, 18. 12. 1905. – GStPK Rep. 92 NL Althoff A I Nr. 309 I, Bl. 328; vom Brocke, Internationale Wissenschaftsbeziehungen (wie Anm. 3), S. 205–206.

³¹² vom Brocke, Internationale Wissenschaftsbeziehungen (wie Anm. 3), S. 208–212.

Astrid v o n P u f e n d o r f:

**„Als Dank für meine Lebensarbeit erbitte ich
das Leben meines Sohnes!“**

Max Planck – der Vater und sein Sohn Erwin

Der Mord an Kurt von Schleicher

„Am Sonnabend, dem 30. Juni [1934], 12.30 Uhr mittags, befand ich mich im Arbeitszimmer des Herrn General, um ihm nach Abrechnung der Haushaltskasse den überschießenden Betrag von 100 Mark auszuhändigen. Im Zimmer waren anwesend Herr General, der am Schreibtisch saß, und Frau v. Schleicher, die mit einer Handarbeit neben dem Schreibtisch im Sessel saß. Die Klingel der Gartentür läutete in diesem Augenblick auffallend lange und stürmisch. Ich ging zur Haustür, fragte durch's Fenster, wer da sei, und erhielt von einer männlichen Stimme die Antwort ‚Wir müssen zu Herrn General‘. ... Es erschienen 5 Männer [in Zivilkleidung], ... einer ... fragte, wo Herr General sei. ... Ich antwortete erst, Herr General sei nicht zu Hause, dann, er sei spazierengegangen. Darauf drang der Mann im dunklen Anzug an mir vorbei in den Garderobenraum ein und fuhr mich mit derber Stimme an, ich solle ihn nicht belügen, sondern sofort die Wahrheit sagen, wo Herr General sei. In diesem Augenblick hielten alle 5 Männer die eine Hand auf dem Rücken, daß sie hierbei bereits Revolver in der Hand hielten, konnte ich wenige Sekunden später feststellen. ... Als ich nun merkte, daß ich das weitere Eindringen der Männer ins Innere des Hauses doch nicht verhüten konnte, sagte ich: ‚Ich werde mal nachsehen‘. Ich ging dann durch die Diele zum Arbeitszimmer, während hinter mir der Mann im dunklen Anzug den anderen den Befehl gab: ‚Folgen‘. ... Bevor ich noch etwas sagen konnte, hörte ich unmittelbar hinter mir eine Stimme: ‚Sind Sie der General?‘ Herr General drehte sich, immer noch am Schreibtisch sitzend, halb nach rechts hinten um und sagte: ‚Jawohl‘. In diesem Bruchteil der Sekunde fielen fast gleichzeitig drei Schüsse. Ich weiß mit größter Bestimmtheit, daß Herr General ... keinerlei weitere Bewegungen gemacht hat, insbesondere auch nicht etwa mit einer Hand nach der Tasche, nach dem Schreibtisch oder sonstwohin gegriffen hat. ... Hierzu wäre auch gar keine Zeit gewesen, da von der Frage: ‚Sind Sie der General v. Schleicher?‘ bis zu den Schüssen wohl nicht mehr als eine

Sekunde vergangen ist. ... Im Augenblick der Schüsse saß Frau v. Schleicher noch ebenso ruhig wie ihr Mann neben dem Schreibtisch. Während ich zu Tode entsetzt schreiend aus dem Zimmer stürzte, hörte ich auch Frau v. Schleicher schreien und hörte weitere Schüsse fallen. ... Als ich dann kurz darauf aus dem Garten zusammen mit ... der Kusine des Generals ins Arbeitszimmer zurückkam, war keiner der Männer mehr da. Zwischen dem ersten Klingeln an der Gartentür bis zum Verschwinden der Männer können höchstens 2 Minuten vergangen sein.“

Soweit der leicht gekürzte Bericht der Haushälterin Marie Güntel über die Ermordung Kurt v. Schleichers, des letzten Reichskanzlers der Weimarer Republik, am 30. Juni 1934. Die Augenzeugin machte ihre Aussage zwei Tage später vor einem Notar. Über dem Bericht steht folgender Vermerk: „Im Juli 1935 nahm sich die frühere Wirtschafterin des Generals von Schleicher, Marie, das Leben. Sie ertrank in Potsdam im Heiligen See. Sie hinterließ einen Zettel, auf dem sie vermerkt hatte, daß sie den schuldlosen Tod ihres Herrn nicht zu überwinden vermöge.“¹

Die Haushälterin hat sich das Leben genommen. Für Erwin Planck bedeutete der Mord an seinem Freund Kurt v. Schleicher einen Wendepunkt. Er entschied sich zum Widerstand gegen Hitler. Schon kurz nach dem 30. Januar 1933 hatte er begonnen, über seine politische Einstellung nachzudenken. Auf einer Reise durch Ostasien vom Frühjahr 1933 bis zum Frühjahr 1934 hatte er die nötige Muße dazu. Der Mord an Schleicher öffnete ihm endgültig die Augen über den Charakter des neuen Regimes, und er begann zu verstehen, worin sein eigener Anteil am Untergang der Weimarer Republik bestand. Arnold Brecht, einst Ministerialdirektor im preußischen Staatsministerium, bezeugt diesen Lernprozeß in seinen Lebenserinnerungen, in denen er von einer Begegnung mit Planck im Januar 1935 berichtet: „Der frühere Staatssekretär Schleichers, Erwin Planck, der eines Abends mit seiner Frau unser Gast in Steglitz war, erklärte mir mit ernster Feierlichkeit, daß er es bereue, im Jahre 1932 die Politik Papens und Schleichers gegen die preußische Regierung Braun mitgemacht zu haben, er habe inzwischen eingesehen, daß man die Menschenrechte nur wahren könne, wenn man die Verfassungspflichten unparteiisch“ einhalte.²

Was hat Erwin Planck, den Sohn des großen Physikers Max Planck, geprägt, was hat ihn dahingehend beeinflusst, daß er zunächst, ohne es bewußt zu wollen, zu den Wegbereitern des Nationalsozialismus gehörte, indem er, wie so viele, die Demokratie von Weimar

¹ Bundesarchiv-Militärarchiv (Freiburg i.Br.), 42 Nachlaß Kurt v. Schleicher, Nr. 95.

² Arnold Brecht: Mit der Kraft des Geistes. Lebenserinnerungen II. Stuttgart 1967, S. 342.

nicht vorbehaltlos unterstützte? Und was hat ihn so verändert, daß er das Hitler-Regime schließlich bekämpfte und dafür mit dem Leben bezahlte? Der Sohn aus großbürgerlichem Hause, in preußisch-protestantischer Tradition erzogen, ist kein Einzelfall. Er repräsentiert die tragende Schicht im Deutschland des frühen 20. Jahrhunderts, und so gibt die Betrachtung seines Lebens Aufschlüsse nicht nur über ihn und seine Familie, sondern zugleich über diese verhängnisvolle Epoche und die sie prägenden Menschen.

Wie hatte es angefangen?

Im Frühjahr 1889 hatte Max Planck in Kiel der langersehnte Ruf an die Berliner Universität erreicht. Er beschreibt es selbst: „Nach dem Tod von Kirchhoff wurde ich auf Vorschlag der Berliner Philosophischen Fakultät als dessen Nachfolger zur Vertretung der Theoretischen Physik an die Universität berufen, zuerst als Extraordinarius, von 1892 ab als Ordinarius. Das waren die Jahre, in denen ich wohl die stärkste Erweiterung meiner ganzen wissenschaftlichen Denkweise erfuhr. Denn nun kam ich zum ersten Mal in nähere Berührung mit den Männern, welche damals die Führung in der wissenschaftlichen Forschung der Welt innehatten.“³

„Die Universität war weltberühmt, befand sich in erschreckendem Wachstum, der Anspruch von Lehre und Forschung war anstrengend. Wissenschaft und Bildung genossen ein heute kaum vorstellbares Ansehen, ein größeres Ansehen als in anderen Ländern.“⁴ So beschreibt es der Historiker Fritz Stern. Berlin boomte, doch so verlockend das Berliner Pflaster war, so hart war es auch. Es war eine Zeit des Aufbruchs, großer Produktivität und extremer Gegensätze. Atemlos beschrieb der berühmte Kritiker Alfred Kerr, der zwei Jahre vor Planck aus Breslau nach Berlin gekommen war, die Stadt: „Man lebt schnell, die Eindrücke dieser noch im Werden begriffenen Metropole jagen einander, und die Bewohner, deren Gemüt noch etwas ungroßstädtisch Naives hat, reißen die Augen auf und lassen wie die Kinder ein Ding rasch stehen, um rasch ein neues zu betrachten.“⁵

³ Max Planck: *Wissenschaftliche Selbstbiographie* (1948). Nachdruck in: John Heilbron: *Max Planck – Ein Leben für die Wissenschaft*. Stuttgart 1988, S. 225–252 (hier S. 232 f.).

⁴ Fritz Stern: *Max Planck: Größe des Menschen und Gewalt der Geschichte*. In: Fritz Stern: *Das feine Schweigen*. München 1999, S. 35–63 (hier S. 38 f.).

⁵ Alfred Kerr: *Wo liegt Berlin? Briefe aus der Reichshauptstadt 1895–1900*, hrsg. von Günther Rühle. Berlin 1998 (5. Aufl.), S. 20.

Das „aufsteigende Deutschland, ein Land der disziplinierten Tüchtigkeit, bot ein günstiges Milieu – und doch waren außergewöhnliche Menschen das entscheidende Element“, so Fritz Stern. „Menschen, die, der Forschung leidenschaftlich ergeben, von einem gemeinsamen Ethos geprägt waren, ... – es waren untereinander sehr verschiedene Menschen, die eine zweite Geniezeit in den Jahrzehnten vor 1914 gestalteten. Max Planck verkörperte diese zweite Geniezeit. ... [Er] wurde ... zu einer der Hauptstützen des wissenschaftlich-geistigen Lebens. ... Seine gesamte Tätigkeit war ein großer Gewinn für Berlin und eine schwere Belastung für einen Forscher und Familienvater.“⁶

Als Max Planck im Mai 1892 zum Ordinarius ernannt wurde, hatte er drei Kinder: den Sohn Karl und die im April 1889 geborenen Zwillingsschwestern Grete und Emma. Und dann folgte im Frühjahr darauf, vielleicht begünstigt durch die neue berufliche Sicherheit, am 12. März 1893, einem Sonntag, ein viertes Kind, der kleine Erwin Gottlieb Adalbert Otto.

Einundfünfzig Jahre später, im März 1944, schrieb der Vater seinem Sohn – ohne zu wissen, daß es sein letzter Geburtstagsbrief war: „Was soll ich Dir zum Geburtstag wünschen? Eigentlich nur, daß Du bleibst wie Du bist. Denn es war von jeher Deine Art, das Glück im Leben zu finden. Der Himmel hat Dich von Anfang an reich begnadet, er hat Dir die innere Harmonie und eine sonnige Heiterkeit beschert, mehr als Deinen älteren Geschwistern. Das hat auch seinen guten Grund. Denn die Zeit, in der Du empfangen wurdest, auf einer Pfingstreise 1892 nach Kopenhagen, hat Deine Mutter öfter als die glücklichste ihres Lebens bezeichnet, und dieses Glück hat sich dann auf Dich übertragen. Das Schicksal war Dir immer günstig, in kleinen wie in großen Dingen, und wenn es einmal schief zu gehen drohte, hast Du die Gefahr entschlossen und erfolgreich bemeistert. ... Segne Euch der Himmel für das, was Ihr uns fortwährend antut. In warmer Liebe umarmt Euch beide Dein Vater.“ Erwin dankte ihm „auf das Innigste“. Der Brief sei sein „schönstes Geburtstagsgeschenk“ und habe Nelly, seine Frau, und ihn »tief bewegt und beglückt«.⁷

⁶ Stern, Max Planck (wie Anm. 4), S. 39 f.

⁷ Handschriftenabteilung der Staatsbibliothek zu Berlin: NL-Erwin Planck, ebd. alle folgenden Briefe von Max Planck an seinen Sohn.

War das Schicksal Erwin Planck tatsächlich immer günstig?

Bis zum Tode seiner Mutter im Jahre 1909 stimmt es, sieht man von einer lebensbedrohenden Krankheit, die er im Alter von elf Jahren durchmachen mußte, einmal ab. Seit seinem 8. Lebensjahr führte Erwin Tagebuch, und dadurch erhält man einen sehr lebendigen Einblick in das Familienleben, in den Tagesablauf, die Erziehungsmethoden, die viele Musik – sie war eine heimliche Erzieherin. Die Kinder lernten früh, aufeinander zu hören, zusammen zu spielen und regelmäßig zu üben, und sie lernten auch, etwas bis zu Ende zu spielen und sich an etwas zu erfreuen, das nichts mit Besitz zu tun hatte. Die Mädchen spielten Geige, der Vater begleitete sie am Klavier und Erwin spielte Cello. In einem Briefftagebuch, das Max Planck zusammen mit seinen Schulfreunden führte und in dem sie im Austausch über ihre jeweiligen Erlebnisse schrieben, ist unter dem 14. Oktober 1905 vermerkt: »Erwin wimmert über mir auf seinem Cello. Morgen bekommt er die erste Stunde; mit dem Üben wird die Glückseligkeit wohl bald aufhören.«⁸ Sie hörte nicht auf, das Cello hat ihn immer begleitet, sogar in die französische Kriegsgefangenschaft. Erwins Tagebücher geben ein Bild von den wunderbaren Weihnachtsfesten, den Reisen an den Tegernsee, wo die Familien Merck, Planck und v. Hoesslin ein gemeinsames Anwesen besaßen, und auch von wichtigen Ereignissen wie dem folgenden:

„Im Juni 1907 erhielt Vater einen Ruf nach Wien, an die Stelle von Boltzmann. Sofort fuhr Vater nach Wien, blieb dort einen Tag und kam dann wieder zurück. Er war sehr schwankend, ob er die Professur annehmen sollte oder nicht. Da gingen Herr Warburg, Rubens und andere zu Althoff⁹, um dafür zu sorgen, daß Vater nicht nach Wien kommen sollte, nun blieb Vater natürlich, denn er bekam nun auch in Berlin Vorteile und außerdem sah er, wieviel seinen Kollegen daran lag, daß er dableib. Sehr maßgebend war für ihn auch, daß er in Wien hätte Österreicher werden müssen, das wäre ihm sehr schwer geworden. Also wir verblieben in Berlin. Ich freute mich sehr, die Zwillinge waren mehr für Wien. ... Bald darauf kam etwas sehr Feines. Die Studenten hielten Vater zu Ehren einen Fackelzug vor unserem Haus ab. Es waren 200 Fackeln von den Corps. Sie kamen um 10 Uhr abends bei großer Menschenmenge mit Musik vor Vaters Haus. Die Chargierten

⁸ Briefftagebuch zwischen Max Planck, Carl Runge, Bernhard Karsten und Adolf Leopold, eingeleitet und annotiert von Klaus Hentschel und Renate Tobies. (= Berliner Beiträge zur Geschichte der Naturwissenschaften und Technik, Bd. 24) Berlin 1999, S. 157.

⁹ Der Wiener Ludwig Boltzmann war Professor für Physik und ist am 5. 9. 1906 durch Freitod gestorben. Emil Warburg und Heinrich Rubens waren Professoren für Physik in Berlin. Friedrich Althoff war seit 1897 Ministerialdirektor im Preußischen Kultusministerium.

im Wagen, die vom Math[ematik]-Verein im Vierspänner. Sobald die Fackeln sich rings um das Haus bewegten, hielt alles an. Der Erstchargierte vom Math.-Verein hielt eine kleine Ansprache, in der er erwähnte, daß die lodernnden Flammen ein Zeichen sein sollten ihrer Freude, daß Vater hier bliebe. Sämtliche Chargierten standen mit gezogenen Rapiere dabei. Vorne spielten und sangen sie ‚Schleswig-Holstein, meerumschlungen‘. Nachher sprach Vater. Er bedankte sich für die Ehrung, sagte, er würde nie mehr von Berlin weggehen und brachte ein Hoch auf die Alma mater aus. ... Die Chargierten [wurden] mit Champagner bewirtet. Nachher holten sie noch die, die wollten, zum Commers ab. Der soll noch sehr schön gewesen sein. Ich war leider nicht dabei.“¹⁰

Der erste Einbruch in das glückliche Familienleben war der Tod des geliebten Großvaters Merck 1907, als Erwin vierzehn Jahre alt war. Da dieses Erlebnis der traurige Auftakt für eine Reihe von familiären Schicksalsschlägen war und da Erwin sich seit dieser Zeit intensiv mit dem Tod beschäftigt hat, soll hier eine kurze Passage aus seinem Tagebuch wiedergegeben werden:

„Endlich, es fing gerade eine Amsel zu schlagen an, um 2 Uhr wurden wir ins Sterbezimmer gerufen. Großpapa röchelte furchtbar. Sonst war alles grabesstill, unruhig flackerte die Kerze hin und her. Manchmal, wenn der Atem stockte, verkrampfte sich alles in mir zusammen, es war, als ob man selbst ersticken müßte. Doch so sollte es nicht kommen. Leiser und leiser wurde sein Atem, kaum hörbar. Endlich Totenstille. Wir alle saßen in dumpfer Betäubung da. Endlich schlichen wir einzeln aus der Tür. Es war drei Uhr, und im Garten sang ein fröhliches Grasmückchen. Der Morgen war wundervoll, ganz rein und klar, und friedlich strahlte der Himmel.“

Immer wieder kommt er in seinem Tagebuch auf den Tod des Großvaters zurück. Im Dezember desselben Jahres schrieb er: „Furchtbar war es am Totenbett Großpapas; der Gedanke, wie sich allmählich das Geistige vom Körper scheidet, um nie wieder in dieser Gestalt auf der Erde aufzutreten.“ Er machte sich Gedanken über das ewige Leben und fand dies „Leben so ungeheuer kurz, so daß es hart wäre, wenn nach dieser kurzen Spanne Zeit eine Bestimmung für die ganze Ewigkeit getroffen würde“. Er fragte sich, ob die Seele nicht wiederkehren könne in einem höheren oder niederen Menschenstadium, je nachdem, wie würdig sie sich gezeigt habe. Dies waren Gedanken, die ihn ab jetzt sein Leben lang begleiten sollten, besonders, als er sich mit dem Buddhismus beschäftigte. Er behielt diese Gedanken für sich, denn er musste erfahren, daß selbst seine Schwestern ihm immer nur antworteten: „Das ist doch alles Unsinn.“

¹⁰ NL-Erwin Planck, Tagebuch II, 24. 12. 1905–31. 3. 1908, ebd. die folgenden Einträge.

Als dieser Satz in einem Streitgespräch mit Grete wieder einmal gefallen war, notierte er das unter dem 8. Dezember 1907 resigniert in seinem Tagebuch, fügte aber trotzig hinzu: „Am selben Tage den Entschluß gefaßt, in ein holsteinsches Regiment einzutreten. Wenn die Zeit nur schon vorüber wäre.“

Erwin Planck wurde tatsächlich Soldat und trat nach dem Abitur, kurz vor seinem 18. Geburtstag, 1911 den Dienst bei seinem Regiment in Flensburg an, wohin der Vater kurz vorher zur Vorstellung mit ihm zusammen gereist war. Zum Geburtstag schickte Max Planck, der sich um die gleiche Zeit mit Marga v. Hoesslin, einer Nichte seiner Frau, neu vermählte, seinem Sohn „ein fröhliches Glückauf“ und fuhr fort: „Es ist wieder ein Sonntag wie damals vor 18 Jahren, und ebenso wie damals, nur in einem vorgerückten Stadium, liegt jetzt eine neue Welt vor Dir. Möge sie Dir ebenso hell leuchten wie jetzt die schöne Frühlingssonne am Himmel, und mögest Du, mein lieber Junge, Dich ebenso tapfer, ehrlich und brav halten wie bisher. Ich bin sicher, daß das Andenken an Mutter, der Du als letzter besonders am Herzen lagst, Dich in Deinem Streben, ein guter und braver Mensch zu werden, sei es im bunten oder im bürgerlichen Rock, ganz besonders stärken wird. An sie mußt Du immer denken, wenn Schweres, Gefährliches an Dich kommt; denn ihre Liebe wirkt über das Grab hinaus und bleibt sehr lebendig. Und was sie Dir im Leben nicht mehr sein kann, das habe ich, so gut ich vermag, als Erbe von ihr übernommen, und will Dir nach Kräften ersetzen, was Du an ihr verloren hast; denn Marga kann es natürlich nicht, aber sie kann auch indirekt dazu beitragen, daß Dir hier wieder ein Familienleben entsteht, an dem Du teilhast, wo Du hingehörst und jederzeit willkommen bist.“

Der Vater akzeptierte die für die Familie völlig ungewohnte Berufswahl und unterstützte seinen Sohn, so gut er konnte.

Nachdem Erwin die Rekrutenausbildung und Kriegsakademie in Metz absolviert sowie sein Offizierspatent erworben hatte, studierte er aber dann doch Medizin. Es blieb nur bei zwei Semestern, dann brach der Erste Weltkrieg aus und Erwin Planck wurde eingezogen. Verwundet an der Marne, kam er auf sehr abenteuerliche Weise in französische Kriegsgefangenschaft. Die allwöchentlichen Briefe des Vaters spiegeln nicht nur liebevolle Sorge um den Sohn wider, sondern auch das Leben in der Heimat während des Krieges und dann den tragischen Tod des ältesten Sohnes Karl, der bei Verdun fiel, und schließlich noch den Tod von Grete, einer der beiden Zwillingsschwestern. Diese Briefe sind einerseits todtraurig, und andererseits geben sie die heute kaum verständliche Vorstellung von einem Heldentod für das Vaterland wieder.

Am 27. Mai 1916 war Karl als vermißt gemeldet worden. „Er war auf einen Patrouillengang geschickt und ist nicht wiedergekommen, das ist alles, was man weiß.“ Vater Planck

bereitete sich auf das Schlimmste vor und bekannte seinem zweiten Sohn, der den Brief erst vier Wochen später erhalten sollte: »In meinem Inneren steigt wieder die Erinnerung an all die bangeren Stunden auf, die ich damals im Herbst 1914 um Dich verbrachte; aber ich glaube, ich habe seitdem auch gelernt, und habe mir fest vorgenommen, die Hoffnung nicht sinken zu lassen, und auch, falls das Schlimmste sich bewahrheiten sollte, den Kopf oben zu halten, allen meinigen und auch Dir zu Liebe. Jedenfalls war der Krieg für Karl ein Erlöser. Er hat ihn gesund gemacht an Körper und Geist, er hat ihm Gelegenheit gegeben, alle Dankesschuld für die ihm gewidmete Liebe und Sorge glänzend abzutragen; deshalb will ich dem Schicksal nicht grollen, es bleibt auch so viel Segen übrig. Aber ich darf Dir doch nicht vorenthalten, was mich bekümmert, da ich doch bei Dir das gleiche erwarte, daß Du mir mitteilst, was Dich bewegt, sollte es auch lange dauern, bis meine Worte Dich erreichen. Du mußt doch auch wissen, wie es hier aussieht, damit Du Dich daran festhalten und Dich für die Heimkehr vorbereiten kannst. Möchte er nur nicht zu arg leiden, das ist mein heißester Wunsch. Daß er es wie ein Held tun würde, weiß ich. Aber daß ihm niemand mehr Liebe zeigen kann, ist mir das Ärgste.«

Ein merkwürdiger Brief. Versteckt spricht Verzweiflung aus ihm, aber einen Gefühlsausbruch gestattet Max Planck sich nicht. Er will sogar noch besser gelernt haben, wie man „den Kopf oben behält“, wie man „die Hoffnung nicht sinken läßt“, wie man also seiner Familie ein fester Halt ist. Deshalb rechnet er jetzt schon mit dem Tod seines Sohnes, obwohl noch nichts feststeht. Eine Woche später begründet er diese Haltung so: „Je mehr Zeit darüber hingeht, ohne daß man etwas Näheres hört, um so dringender wird es zur Pflicht, sich an den schlimmsten Gedanken zu gewöhnen, und das tun wir vereint nach besten Kräften.“ Knapp zwei Monate später wird er es sogar „eine Pflicht“ nennen, „den Schmerz zu überwinden und der Aufgabe des Lebens zu gedenken“.

Erst im Juli 1916 erhielt die Familie die endgültige Nachricht von Karls Tod. Wie schon beim Tod seiner Frau halfen Max Planck einerseits seine Verankerung im christlichen Glauben, andererseits seine wissenschaftliche Tätigkeit über den Verlust hinweg. Für ihn galt: „Wissenschaft und Religion ... benötigen einander. ... Wahrhaftigkeit in dem unablässigen Vorwärtsdrängen zu immer genauerer Erkenntnis der uns umgebenden Natur- und Geisteswelt, Ehrfurcht bei dem sinnend verweilenden Blick auf das ewig Unergründliche, das göttliche Geheimnis in der eigenen Brust.“¹¹

¹¹ Max Planck: Kausalgesetz und Willensfreiheit (1923). In: Max Planck: Vorträge und Erinnerungen. (= 5. Auflage der Wege zur physikalischen Erkenntnis). Stuttgart 1949, S. 139–168 (hier S. 168).

Am Totensonntag, genau ein halbes Jahr, nachdem Karl gefallen war, schrieb Max Planck an seinen Sohn in der Gefangenschaft: „Du kannst Dir denken, in welcher Stimmung und mit welchen Gedanken ich [Pastor] Priebees warmen und schlichten Worten über die Überwindung des Todes zuhörte. Ich benutze Dein Gesangbuch, das noch auf unserem Bücherbrett im Eßzimmer seinen Platz hat, und so war auch ein Stück von Dir mit bei dem Gottesdienst.“

Max Planck war geprägt von Vaterlandsliebe, Gottesfurcht, Pflichtbewußtsein und Verantwortungsgefühl für Familie und Mitmenschen – kein Gedanke daran, etwa den Krieg zu verfluchen oder gar sich selbst anzuklagen, daß er Karl, der tatsächlich psychisch labil war, so sehr in der Wahl einer militärischen Laufbahn bestärkt hatte. Nein, er sah in Karls Entscheidung nur Positives: Das Militär habe ihn gefestigt, der „Krieg hat ihn gesund gemacht an Körper und Geist“. Er sei „auf der Höhe seiner Kraft, im Vollbesitz seiner Gesundheit, für die höchsten Ziele kämpfend, als ein Held aus dem Leben“ geschieden. „Nie“, so fährt der Vater fort, „stand er meinem Herzen so nahe, nie fühlte ich soviel Liebe und Zärtlichkeit für ihn als eben jetzt, da er das Höchste geleistet hat, was ein aufrechter und tapferer Mann leisten kann.“

An der Art und Weise, wie er mit seinem Schmerz fertig zu werden suchte, läßt sich ablesen, wie die innere und äußere Haltung eines gebildeten, preußisch erzogenen Mitglieds der bürgerlichen Schicht damals aussah und wie diese Haltung ein System stützte, das eigentlich radikal hätte in Frage gestellt werden müssen. Vor allem aber bieten die Briefe Max Plancks an seinen Sohn wichtige Einblicke in die Prägungen, die Erwin durch den Vater empfing, und in das Verhältnis der beiden, das in dieser Zeit seine entscheidende Grundlage erhielt. Immer wieder fragte der Vater: „Wie wirst Du, mein Lieber, diesen Schlag ertragen? Ich war lange im Schwanken, ob ich Deiner Kraft diese Aufgabe zutrauen sollte, aber ich tue es, denn Du hast ein Recht darauf erworben durch Deine bisherigen Leistungen, Teilnehmer zu sein an allem, was uns erfreut und betrübt. ... So vertraue ich Dir auch diesen Schmerz meines Lebens an, seit dem 17. Oktober 1909 [dem Todestag seiner ersten Frau] der schwerste, der mich betroffen. Was mich am meisten widerstandsfähig macht, ist der Gedanke an Dich und Deine Schwestern.“ Der Vater hofft, „daß gerade das Leid auch wieder zur Quelle neuer, ungeahnter Kräfte werden kann, und daß der Gedanke, nun Karl mitvertreten und ersetzen zu müssen, Dich vielleicht stärker macht als vordem.“ Ein ungeheurer Anspruch an den Sohn, der ihn noch in manche Seelenqualen führen sollte.

Kaum hatte Erwin die eine Nachricht erhalten, folgte der nächste Schicksalsschlag. Seine Schwester Grete starb 1917 im Kindbett und zwei Jahre später seine besonders geliebte Schwester Emma, ebenfalls im Kindbett.

Heimkehr

Erwin Planck war im Herbst 1917 aus der Gefangenschaft heimgekehrt und hatte das Ende des Krieges im Generalhauptquartier in Spa erlebt. Durch seine Tagebücher kann man das Kriegsende miterleben. Doch wie bei vielen jungen Männern seiner Generation folgte ein seelischer Zusammenbruch. Der Tod seiner Geschwister zusammen mit dem Selbstmord eines seiner besten Freunde, Rudi Ring, und seinem eigenen freiwilligen Verzicht auf eine große Liebe löste bei Erwin Planck eine seelische und schließlich auch körperlich lebensbedrohende Krise aus, die sich in seinen Tagebüchern, den Briefen des Vaters und seinen eigenen Briefen an seinen Freund Rhenius widerspiegelt. Aus all diesen Quellen ergibt sich ein Seelenroman, der gewiß repräsentativ ist für die Generation, die bürgerlich, meist behütet aufgewachsen und preußisch-idealistisch erzogen worden war, die ganz jung den Krieg erlebt hatte und anschließend in eine neue Welt hineingeworfen wurde.

Ein Brief seines Freundes Rhenius spiegelt die seelische Verfassung dieser jungen Kriegsgeneration wider: „Es ist schon spät in der Nacht. Ich habe eben stundenlang in alten Briefen von mir gelesen, die mir der Vater [unseres gemeinsamen Freundes Rudi] heute schickte. Ich las von Menschen und Ereignissen, an die ich seit Jahren nicht mehr gedacht hatte. Aber was mich tödlich erschreckt hat, ist, wieviel mehr Gefühl und Lebensfähigkeit ich vor vier bis fünf Jahren noch hatte. Ich glaube, ich bin in den letzten drei Jahren um zehn Jahre älter geworden. Wie Rudi mir hier fehlt, habe ich erst heute richtig gefühlt.“¹²

Planck antwortete ihm ein paar Tage später: „Mir geht es ähnlich wie Dir. Ich sitze immer noch halbversteinert in Berlin und zerbreche mir den Kopf darüber, wie es kommt, daß man mehr und mehr verknöchert und erstarrt, und wie schlimm es war, mit Rudi nun noch einen der wenigen Menschen zu verlieren, mit denen man warm und natürlich verkehren konnte. Denn neue Menschen zieht man kaum mehr an sich, das wird Dir ebenso gehen wie mir. Ich fühle mich hier bei allem großen Verkehr, den ich ständig habe, greulich einsam und komme gar nicht aus meinen Gedanken über Rudi heraus.“

Aber, wie der Vater in seinem letzten großen Brief an seinen Sohn schrieb (vgl. Zitat S. 138), hat er schließlich sein Schicksal gemeistert, übrigens nicht zuletzt dadurch, daß er sich gesagt hat – lebensmüde wie er war –, daß er erst frei für den selbst gewählten Tod sei, wenn der Vater nicht mehr lebt. Schon damals fühlte er die manchmal schwere Verantwortung für seinen Vater, den er nicht allein lassen durfte. Dies im Hinterkopf, kann man

¹² NL-Erwin Planck, ebd. die folgenden Briefe.

das unendliche Leid ermesen, das Max Planck empfand, als sein Sohn nun doch vor ihm die Welt verlassen mußte.

Das politische Wirken Erwin Plancks als enger Freund und Mitarbeiter Kurt v. Schleichers, als Referent Brünings in der Reichskanzlei und schließlich als Staatssekretär von v. Papen und Schleicher, den beiden letzten Kanzlern der Republik, wird durch die sechzehn bisher unbekanntenen Briefe Schleichers an Planck ungeheuer lebendig. Durch diese enge Verbindung der beiden Männer, die in ihren politischen Ansichten übereinstimmten, und dadurch, daß Schleicher dafür sorgte, daß Planck 1923 vom Reichswehrministerium in die Reichskanzlei überwechselte, gewann Planck nicht nur Einfluß auf die Politik, sondern man kann auch anhand der Briefe beider und der von Hans Schäffer, dem Staatssekretär im Finanzministerium, überlieferten Gespräche mit Planck die Geschichte der Republik und vor allem ihr Ende hautnah miterleben.

Ende der Republik

Das Ende der Republik war dramatisch, die Stimmung im Land katastrophal. Zuckmayer, ein wacher Beobachter seiner Zeit, hielt sie fest: „Wer durch Berlin fuhr, sah in jedem Bezirk, besonders in den östlichen und nördlichen Stadtteilen, lange Schlangen von Männern anstehen, die elend aussahen, in abgerissener Kleidung, die Gesichter fahl und gedunsen, ungesund, unterernährt. Das waren die Stempelbrüder, deren Schar mit der Zeit immer größer, deren Anblick immer erbärmlicher wurde. Sie warteten. ... Und wie in Berlin standen sie in ganz Deutschland, vor den Arbeitsämtern, vor den Auszahlkassen, vor den Konsumvereinsläden, vor den Fabriken, die nur noch eine Teilschicht beschäftigen konnten, vor gesperrten Kohlenzechen, stillgelegten Gruben. Mehr als sechs Millionen standen in den Jahren 1931–33 so in Deutschland herum, Arbeitslose, zum Nichtstun und Warten verdammt, und allmählich zur Hoffnungslosigkeit, unzufrieden mit allem, mit der Welt, in der sie lebten, mit dem Staat, der sie mühselig und knapp am Leben erhielt, mit sich selbst und ihrer Geduld.“

Diese Massen aufzuhetzen war nicht schwer. „Aller Zorn, aller Haß, alle Empörung“, so Zuckmayer, „richteten sich gegen diesen Staat, von rechts als ‚Judenrepublik‘, von links als ‚Kapitalistenhofstaat‘ angeprangert. Die Notverordnungen, mit denen die Regierung versuchte, den Extremismus auf beiden Seiten zu beschwichtigen, erreichten das Gegenteil. Kommunisten und Nazis bekämpften sich untereinander bis aufs Messer: Es gab kaum eine Nacht, in der es nicht zu blutigen Gefechten und Schießereien kam. ... Selbst Vater Hindenburg ... vermochte nicht mehr, das Volk mit wirklicher Zuversicht zu erfüllen, ...

der noble Greis ... war – ohne es zu bemerken – selbst zum Spielball divergierender ökonomischer und politischer Kräfte geworden. Schwerindustrie und Reichslandbund, die Organisation der hauptsächlich im deutschen Osten angesiedelten Großagrarien, standen einander feindlich gegenüber, und durch die Lücke zwischen diesen verhärteten Fronten schlüpfte Adolf Hitler wie ein Aal zur Macht.¹³

Es war, als brüte Deutschland etwas aus. In seinem Tagebuch zitiert Harry Graf Kessler den englischen Journalisten Alexandro Shaw. Er hatte mit Papen gefrühstückt und anschließend Graf Kessler seine Eindrücke geschildert. Den Kanzler hielt Shaw vor allem für „leichtsinnig“ – „ein Klubmensch, dem es immer gut gegangen sei und der sich keine Vorstellung von wirklichen Schwierigkeiten mache“. Papen habe nur gelacht, als Shaw zu ihm sagte: „Deutschland komme ihm vor wie ein großes, mit den modernsten Instrumenten ausgestattetes chemisches Laboratorium, wo alles auf das beste organisiert sei; nur gebe es in diesem Laboratorium zwei oder drei kleine Retorten, mit denen er nicht hantieren möchte, weil sie das ganze Gebäude in die Luft sprengen könnten.“¹⁴

Im nachhinein wirkt das Geschehen vom Januar 1933 wie ein Drama. Auf der Bühne agierten jene, die die Republik in irgendeiner Form retten wollten, hinter den Kulissen schmiedeten die Mörder ihre verruchten Pläne. Es war nur eine Frage der Zeit, bis alles einstürzen würde. Zu diesem Zeitpunkt war Papen, der Kopf des Ränkespiels, noch der Hauptverräter, aber bald sollte es auch von ihm heißen: „Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan, der Mohr kann gehen.“

Die Rolle des Reichspräsidenten in dem Drama war eine traurige, keine tragische, denn er merkte nicht mehr, daß er mit diesem Spiel vollkommen überfordert war und anderen, die ihre persönlichen Interessen verfolgten, als Instrument diene. Er stand eben schon „mit einem Fuß im Grabe“, wie er selbst zu Schleicher gesagt haben soll, als er ihn schließlich aus dem Amt des Kanzlers verabschiedete – er wisse nicht, ob er „dereinst im Himmel diesen Schritt zu bereuen habe“.

Eine tragische Situation für Schleicher – genau jene, die er im September 1931 in einem Brief an Erwin Planck vorhergesehen hatte: „Ich bin nicht leicht bange zu machen, aber ich fange an, mich zu quälen, ... ob nicht nach und nach der Hamlet zum Durchbruch kommt.“¹⁵ Dieser Satz enthält den Schlüssel zum Verständnis von Schleichers Auf-

¹³ Carl Zuckmayer: Als wär's ein Stück von mir. Horen der Freundschaft. Frankfurt am Main 2002, S. 519 ff.

¹⁴ Harry Graf Kessler: Tagebücher 1918–1937. Frankfurt am Main 1961, S. 695.

¹⁵ NL-Erwin Planck, 16 Briefe Schleichers an Erwin Planck, ebd. der folgende.

treten Ende Januar 1933. Er war zum Hamlet geworden. Er war zu anständig, zu rechtgläubig, zu wenig gerissen und zu unentschlossen, um die Situation zu meistern.

Verschiedene Kräfte versuchten, auf Hindenburg einzuwirken und ihm die Abneigung gegen Hitler und die NSDAP auszureden – Vertreter der konservativ-agrarischen Rechten wie Elard v. Oldenburg-Januschau, aber auch Angehörige der Reichswehr wie Generalleutnant Werner v. Blomberg, der unter dem Einfluß des mit den Nazis sympathisierenden Obersten Walter v. Reichenau stand. Am 25./26. Januar war die „Einigung“ bereits so weit gediehen, daß „sowohl die Hindenburg-Gruppe wie die NSDAP sich jetzt um die nationale Konzentration bemühten, und auch der Kampf gegen Schleicher war ihnen gemeinsam. Nur über den Kanzlerposten herrschte noch Unklarheit.“¹⁶

Am 28. Januar berief Schleicher seine Ministerrunde ein und schlug für den Fall, daß Hindenburg abermals die Auflösungsorder für den Reichstag verweigere, den Rücktritt des gesamten Kabinetts vor. Nach einer Aussprache waren sich alle einig. Schleicher unterbrach die Sitzung um 12.10 Uhr, um den Reichspräsidenten aufzusuchen.

Bereits 25 Minuten später kehrte der Kanzler mit dem ablehnenden Bescheid Hindenburgs zurück. Es sei „dem jetzigen Kabinett nicht gelungen, eine parlamentarische Mehrheit für sich zu gewinnen. Er hoffe nun ein Kabinett zu bekommen, das in der Lage sein werde, seine Gedanken durchzuführen.“ Hindenburg habe es abgelehnt, andere Mitglieder des Kabinetts zu hören, und er, Schleicher, habe „das Gefühl gehabt, daß er gegen eine Wand gesprochen habe, der alte Herr habe seine Argumente gar nicht in sich aufgenommen, sondern eine eingelernte Walze abgeleiert“. Reichsfinanzminister Schwerin v. Krosigk schrieb zwar in sein Tagebuch: „Wir waren alle durch diesen Bericht tief erschüttert.“¹⁷ Aber kaum eine Stunde später erklärte er sich Papen gegenüber bereit, in ein Kabinett Hitler mit Papen als Vizekanzler einzutreten. Bis in den Mai 1945 sollte er als Hitlers Finanzminister durchhalten, eine in vielerlei Hinsicht beachtliche Leistung!

Am Abend des 29. Januar fand der Presseball statt, „das bedeutendste gesellschaftliche Ereignis der Wintersaison“. Die Regierungsloge – „sonst von Ministern, Staatssekretären, Diplomaten beschwärmt“ – blieb leer. „Unbeschäftigte Kellner standen da herum, ungeöffnete Sektflaschen ragten aus den Eiskübeln. Nur einmal erschien für eine Minute der

¹⁶ Thilo Vogelsang (Hrsg.): Reichswehr, Staat und NSDAP. Beiträge zur deutschen Geschichte 1930–1932. Stuttgart 1962, S. 376.

¹⁷ Akten der Reichskanzlei (AdRK), hrsg. von K. D. Erdmann, H. Booms u. W. J. Mommsen. Boppard 1964 ff.: Schleicher, Nr. 71, S. 306 f., Ministerbesprechung vom 28. 1. 1933, und ebd., Nr. 77, S. 317, Tagebuchaufzeichnung v. Krosigk über die Vorgänge in Berlin zwischen dem 23. und dem 28. 1. 1933.

breite Krottenkopf des Staatssekretärs Meissner, eines Beamten, der sich fouchéhaft durch alle Regierungen ... auf seinem Posten gehalten hat.“

So beobachtete es Zuckmayer von der Nachbarloge aus; er besuchte den Ball als Autor von Ullstein. „Die Stimmung, die an diesem Abend in den überfüllten Sälen herrschte, war die merkwürdigste, die ich je erlebt habe. Jeder spürte, was in der Luft lag, keiner wollte es ganz wahrhaben. ... Die Menschen bewegten sich in einer Mischung von beklommenem Ernst und hektischer Lustigkeit, gespenstisch und makaber. ... Von den Brüdern Ullstein war keiner erschienen, die Honneurs machte der Verlagsdirektor Emil Herz; er ließ uns fortgesetzt die Gläser füllen und wiederholte dazu: ‚Trinken Sie, trinken Sie nur – wer weiß, wann Sie wieder in einer Ullstein-Loge Champagner trinken werden.‘ – Im Grunde wußten wir alle: nie mehr. Irgendwann in der Nacht sprach sich herum, Hitler sei zum Reichskanzler ernannt worden. Dies wurde zum Teil mit gezwungenen Scherzen, zum Teil mit optimistischen Illusionen ..., größtenteils gar nicht kommentiert. Desto mehr wurde getrunken und getanzt. ... Am nächsten Abend wälzte sich der endlose Fackelzug von SA- und SS-Formationen zur Reichskanzlei, von deren Balkon der neue Führer des deutschen Volkes seine Mannen grüßte.“¹⁸

Vater und Sohn auf vermintem Gelände

Erwin Planck stellte sofort sein Amt zur Verfügung und begab sich im Frühjahr 1933 auf eine einjährige Reise nach Ostasien, die ihn nach Neu Guinea, in das innerste China, nach Peking und schließlich nach Japan führte. Diese Reise war für ihn nicht nur ein ganz großartiges Bildungserlebnis, ließ ihn nicht nur die inneren Kämpfe in China miterleben, sondern verschaffte ihm auch die nötige Distanz, um die Politik, die er mit Schleicher und anderen gemacht hatte, kritisch zu durchdenken und neue Impulse zu gewinnen. All das ist in den Briefen an seine Frau Nelly nachvollziehbar und wird ergänzt durch Nellys Berichte aus der Heimat sowie die damit verknüpfte Darstellung von Max Plancks Versuchen, wissenschaftliche Institutionen und vor allem seine Kollegen vor dem Zugriff der Nationalsozialisten zu bewahren.

Mitte der dreißiger Jahre setzte Max Planck trotz massiver Widerstände die Neugründung eines Kaiser-Wilhelm-Instituts für Physik durch.¹⁹ Im August 1934 appellierte Max

¹⁸ Zuckmayer, *Als wär's ein Stück ...* (wie Anm. 13), S. 531 f.

¹⁹ Das Kaiser-Wilhelm-Institut für Physik war 1917 gegründet worden, sein erster Direktor war Albert Einstein. Es hatte jedoch weder ein Gebäude noch eigene Forschungskapazität. Seit Ende der 1920er Jahre wurde eine Neugründung diskutiert.

Planck persönlich an die amerikanische Rockefeller-Stiftung, die wegen der nationalsozialistischen Regierung zurückgenommene Finanzierung doch zu bewilligen, weil „die zukünftige Entwicklung der physikalischen Wissenschaft in Deutschland sehr wesentlich davon abhängen“ werde, ob die Gründung eines solchen modernen Instituts gelinge, weil nur dadurch qualifizierte Wissenschaftler an Berlin zu binden seien.²⁰ Er betrachtete die geplante Forschungseinrichtung als eine „Arche“, in der Wissenschaftler und die Wissenschaft selbst vor der braunen Flut gerettet werden könnten.

„Die eindringliche Bitte eines Mannes [wie Max Planck], der gleichsam das Gewissen der deutschen Wissenschaft war“, und die Fürsprache des bereits emigrierten Physikers und Nobelpreisträgers James Franck bewirkten schließlich, daß die Rockefeller-Stiftung im November 1934 die Fördermittel freigab, unter der Bedingung, daß die deutsche Regierung eine schriftliche Zusage über den Aufbau der Einrichtung abgebe. In langwierigen Verhandlungen gelang es Max Planck, eine solche Zusage sowie einen staatlichen Zuschuß von 1,5 Millionen Reichsmark für das neue Institut zu erhalten. In dem Holländer Peter Debye, einem führenden Experimentalphysiker aus Leipzig, fand er für seine Arche den geeigneten Noah. Energisch setzte Debye sich mit den NS-Behörden auseinander und erreichte, daß er seine Assistenten allein auswählen durfte, und zwar nach wissenschaftlichen und nicht nach politischen Kriterien. Die Forschungsstätte nahm ihre Arbeit im Jahr 1937 auf, wurde aber erst im Mai 1938 eingeweiht, weil es politische Querelen wegen des vorgesehenen Institutsnamens gab, mit dem die Berliner Physiker Planck ehren wollten. In großen Lettern prangte „Max-Planck-Institut“ über dem Eingang, unscheinbar neben der Tür stand „Kaiser-Wilhelm-Institut fuer Physik“.

Der zähe Kampf um eine solche Insel im nationalsozialistischen Deutschland war charakteristisch für Max Planck. Daß er die Menschen mit seiner Art überzeugte, zeigen die vielfältigen Ehrungen, die er zu seinem achtzigsten Geburtstag am 23. April 1938 erfuhr. Die noch nicht gleichgeschaltete Deutsche Physikalische Gesellschaft würdigte ihn mit einer Feier im Harnack-Haus. Deren Höhepunkt bildete die Verleihung der bereits 1929 gestifteten Max-Planck-Medaille; sie wurde diesmal dem Physiker Louis-Victor Prince de Broglie zuerkannt, „der in den Augen der NS-Ideologen als Theoretiker und Franzose mit doppeltem Makel behaftet war“.²¹ Genau das aber war Planck bewußt; er wollte den Bürger eines nicht-faschistischen Staates ehren. Da der französische Botschafter André François-

²⁰ John Heilbron: Max Planck – Ein Leben für die Wissenschaft, Stuttgart 1988, S. 183. Ebd. auch die folgenden Zitate.

²¹ Ebenda, S. 188.

Poncet den Preis stellvertretend für den erkrankten de Broglie entgegennahm, hatten Plancks Worte politisch ein besonderes Gewicht: Er wandte sich nicht nur an den Fachgenossen, „... sondern auch als Deutscher zum Angehörigen eines benachbarten großen Volkes, desjenigen Volkes, dessen Verhältnis zu uns für die eigene Zukunft wesentlich mitbedingend ist. ... Nach allen meinen persönlichen Erfahrungen, im Inland und im Ausland, besteht bei dem französischen Volke nicht minder als bei dem deutschen der ehrliche und sehnliche Wunsch nach einem echten dauernden Frieden, der beiden Teilen ungestörte produktive Arbeit ermöglicht. Möge ein gütiges Schicksal es fügen, daß Frankreich und Deutschland zusammenfinden, ehe es für Europa zu spät wird.“ Die Antwort des Botschafters sprach für sich: „In Herrn Geheimrat Planck erkennen und begrüßen wir nicht nur einen der genialen Begründer der modernen Physik, sondern auch einen jener vollendeten Menschentypen, worauf sein Land und die ganze Welt ein Recht hat, sich stolz zu fühlen.“²²

Zitiert seien dazu auch zwei Zeitzeugen. Alexander Neumeyer berichtet: „Anfang 1941 mußten meine Eltern zwei Wochen in Berlin bis zum Abgang des ‚organisierten Judentransportes‘ warten, der sie im verschlossenen Eisenbahnwagen durch das besetzte Frankreich nach Spanien in die Freiheit bringen sollte. Der Aufenthalt in der verdunkelten, von Luftangriffen heimgesuchten, fremden Stadt war alles andere als angenehm. Die Überraschung meiner Eltern war groß, als eines Tages in ihr Zimmer im 4. Stock eines kleinen Hotels der 83-jährige Max Planck ... kam, um ihnen eine gute Reise zu wünschen. In diesem dunkelsten Zeitpunkt im Leben meiner Eltern war dieser Besuch eines ersten Vertreters der deutschen Wissenschaft ein kleiner Lichtblick.“ Dazu schreibt der Vater Alfred Neumeyer selbst: „Ich darf wohl sagen, daß ich, äußeren Ehrungen nicht zugetan, diesen Besuch doch als die größte Auszeichnung in meinem Leben empfand. Planck, deutsch-national in seiner Überzeugung, sprach sich offen über die Verhältnisse aus, ... und legte auch dar, daß die Vertreter der deutschen Wissenschaft nicht fähig und darum nicht berufen seien, entscheidenden Einfluß auf die Politik zu nehmen. ... Den Besuch empfand auch mein Bruder Karl lebhaft als eine die Wissenschaft ehrende und mit dem deutschen Geist versöhnende Handlung in dieser Zeit.“²³

²² Zum 80. Geburtstag von Max Planck – Einige Reden und Erwiderungen. In: Max Planck: Physikalische Abhandlungen und Vorträge, 3 Bände. Braunschweig 1958, Bd. III, S. 402–416 (hier S. 410 ff.).

²³ Die Texte „Alexander Neumeyer über seinen Vater“ und „Alfred Neumeyer: Erinnerungen“ wurden übermittelt von Imanuel Noy-Meir, dem Enkel von Alfred Neumeyer. – Alfred Neumeyers Bruder Karl, seit 1910 Staatsanwalt am Oberlandesgericht in Augsburg, war im Sommer Nachbar von Plancks am Tegernsee.

Max Planck machte öffentlich keinen Hehl aus seiner Distanz zum Regime, aber er verpackte die Kritik in seinen Vorträgen so geschickt, daß ihm nichts nachzuweisen war. Er wurde zum „Rufer in der Wüste“ und nahm bewußt die Rolle des „Wanderpredigers“ an, was ihn manchmal bis an die Grenzen seiner physischen Kräfte führte. Er wurde nicht müde zu wiederholen, was er in dem Vortrag „Religion und Naturwissenschaft“, den er im Mai 1937 im Baltikum hielt, so formulierte: „Es ist der stetig fortgesetzte, nie erlahmende Kampf gegen Skeptizismus und gegen Dogmatismus, gegen Unglaube und gegen Aberglaube, den Religion und Naturwissenschaft gemeinsam führen, und das richtungweisende Losungswort in diesem Kampf lautet von jeher und in alle Zukunft: Hin zu Gott!“²⁴

Diese unerschütterliche Haltung des Vaters, sein Bekenntnis zu Vernunft und Glauben – das hat Erwin Planck zweifellos beeindruckt und dazu ermutigt, auf seinem schwierigen Weg weiterzugehen.

Erwin Planck hatte nach der Rückkehr von seinen Reisen große Mühe, eine geeignete Arbeit zu finden. In den Staatsdienst wollte und konnte er auch nicht zurückkehren, denn er war *persona non grata*. Schließlich fand er eine Anstellung bei Otto Wolff, den er seit langem kannte und der einen Vertrauensmann und einen Mentor für seinen Sohn suchte.

Schleicher hatte sich 1933 an den Griebnitzsee zurückgezogen. In einem Brief an seinen Freund Erwin vom 20. September 1933 zog er Bilanz, ein Brief, der Planck im innersten China erreichte. Er wird hier – leicht gekürzt – wiedergegeben, weil er nicht nur die enge Beziehung zwischen Schleicher und Erwin Planck widerspiegelt, sondern auch seine eigene politische Einstellung sowie die menschliche Situation nach dem 30. Januar 1933:

„Mein lieber, alter Erwin!

Sie haben mir mit Ihrem Brief vom Land der ‚Lahn‘ [das Schiff, auf dem Planck reiste – A. v. P.] eine so große und herzliche Freude gemacht, daß ich Ihnen schreiben und danken muß, trotzdem ich seit unserem Rücktritt eine fast unüberwindliche Abneigung gegen Tinte und Papier habe. Die Reaktion auf beinahe 20 Jahre Kampf in vorderster Linie war vollkommen. Eine so tiefe körperliche Ermattung, daß Wochen und Monate in diesem stillen Winkel nötig waren, um meinen schwindenden Blutkörperchen wieder Leben und Farbe zu geben. In solchen Zeiten wirken Schreibtisch und Zeitungen auf die Galle. Also habe ich mich von allen Tagesfragen weit abgesetzt und lebe nun meiner Gesundheit und vertiefe mich in die Historie, wozu Potsdam Anregungen die Hülle und Fülle bietet. Sie

²⁴ Max Planck: Religion und Naturwissenschaft. In: Max Planck: Vorträge und Erinnerungen (= 5. Auflage der Wege zur physikalischen Erkenntnis). Stuttgart 1949, S. 318–333 (hier S. 333).

wissen ja, mein guter Erwin, daß ich für diese gerechte und überparteiliche Staatsidee der preußischen Könige immer frenetisch eingetreten bin, und ich werde an dieser Idee auch festhalten, trotzdem ich damit Fiasko gemacht habe. In der Beziehung kann ich das, was Sie über Treue schreiben, nur doppelt und dreifach unterstreichen. Man muß sich selbst und seinen Freunden treu bleiben. ... Verächtlich und erbärmlich aber sind solche Leute, die dem Freunde persönlich untreu werden, um sich für ihren sachlichen Umfall nicht verantworten zu brauchen und ihn dadurch zu kaschieren suchen (Typ Franz [v. Papen] und Männe [Oscar v. Hindenburg]). ... Den komischen Menschen, die Tag und Nacht um ihre Stellung zittern, nehme ich ihre plötzliche Reserviertheit nicht übel – man kann schließlich aus einem Schweinsohr keinen seidenen Tabaksbeutel machen! ... Aber alle unsere alten Freunde und Kämpfer haben mir die persönliche Treue in geradezu rührender Weise gehalten, und dafür bin ich von Herzen dankbar. Sachlich allerdings hat mancher seine Ansicht geändert. Das ist sein gutes Recht und durch die Entwicklung bedingt. Unserem wird das schwer. Ich war nun mal von je kein Freund lauter Propaganda, wahrscheinlich weil ich nichts davon verstehe und der sicher nicht mehr zutreffenden Ansicht war, daß die beste Propaganda positive Leistung sei. Vielleicht liegt das in der ganz nüchternen Generalstabserziehung mit dem Leitwort – mehr sein als scheinen! Jedenfalls haben wir auch mit diesem Anspruch Schiffbruch erlitten, denn in der Politik entscheidet heute wie zu allen Zeiten allein der Erfolg. Wie gesagt, es ist schwer umzulernen, und so kann man nichts hoffen und thun, als still zur Seite zu stehen und mit heißem Herzen zu hoffen, daß alles Geschehen zum Vorteil unseres geliebten Vaterlandes ausschlägt. Ich trage mich mit dem Gedanken, in späterer Zeit meine Gedanken über das, was wir seit den Tagen der Revolution anstrebten, zu Papier zu bringen. Titel: ‚Die Unvollendete!‘ Denn das Ziel – Schaffung einer unabhängigen Staatsführung, bestehend aus Krone oder Präsident, Wehrmacht, Polizei und kleinem Berufsbeamtentum – wurde nicht erreicht!

Sehr freue ich mich, mein treuer Erwin, daß es Ihnen so gut geht, und daß Sie so viel Schönes sehen und erleben. Ihr Bericht wirkte wie ein frischer Quell und war in seinem Humor besonders köstlich. ... Lassen Sie sich zum Schluß sagen, mein alter Kerl, daß wohl Berge weichen und Hügel hinfallen, aber mein Gefühl tiefster Freundschaft für Sie nicht aufhören wird.

In diesem Sinne Ihr getreuer Kurt Schleicher.“

Man kann sich vorstellen, was es für Erwin Planck bedeutet hat, als dieser Mann, sein Freund und Vorbild, meuchlerisch ermordet wurde. Es gab Planck den letzten Anstoß zum Widerstand gegen Hitler. Er vertrat die Auffassung, daß ethische Grundsätze auch in der

Politik Gültigkeit haben müßten und sich die Anwendung unmoralischer Mittel früher oder später rächen würde. Schon als junger, noch nicht dreißigjähriger Mann hatte er sich vorgenommen, für die innere und äußere Freiheit zu kämpfen, er wollte dem Vaterland dienen. Er sollte es allerdings auf eine Weise tun, die er damals nie für möglich gehalten hätte.

Immerhin hatte er am eigenen Leib erfahren, was Unsicherheit und Lebensgefahr bedeuten; er wußte also, was er tat, als er sich zum Kampf gegen Hitler verpflichtete. Er war kein Draufgänger. Einer der Freunde hat ihn einmal so charakterisiert: „Jeder ..., der ein Empfangsorgan für menschliche Bindungen besaß, der vertrauensvolle und gewinnbringende zwischenmenschliche Kontakte suchte, fühlte sich hingezogen zu ihm und verbunden mit ihm. Nicht unnötig wehe tun, das war einer seiner spürbaren Grundsätze. ... Ein Suchen nach Klarheit, ein sich Bilden, darin bestand sein Streben. Er war kein Revolutionär, noch weniger ein Abenteurer und nicht etwa jemand, der sich hingezogen fühlte zum Risiko.“²⁵

Entsprechend war Plancks Rolle im Kreis des Widerstandes die des Beraters, Vermittlers und Helfers. Viele, die wie er einen eher feinsinnigen Charakter hatten, zogen sich in einen privaten oder beruflichen Elfenbeinturm zurück. Das aber war seine Sache nicht. Er wollte „dem Leben standhalten“ und scheute keine Gefahren. „Ich könnte stehlen, Menschen umbringen und das als eine durchaus natürliche und richtige Handlung empfinden, wenn die Umstände danach sind“, schrieb er als junger Mann in sein Tagebuch. Das galt noch immer. „Deshalb“, so war er damals fortgefahren, „bin ich wohl auch sehr vorsichtig, ehe ich einen anderen Menschen moralisch verurteile. Nur eines hasse ich wie die Sünde und verabscheue es sofort bei anderen: ein Vertrauen brechen, das man zu rechtfertigen vorgibt. Wenn ich das täte, würde ich mich schlechter fühlen, als wenn ich jemand umgebracht hätte. Hoffentlich kommt nie ein Schicksal, das mich so tief sinken läßt. Zuverlässig möchte ich sein, noch viel zuverlässiger werden, als ich bin. Das habe ich wohl von Vater, daß mir diese Eigenschaft am allerhöchsten steht.“²⁶

Tatsächlich war der Einfluß Max Plancks auf seinen Sohn sehr groß. Zwar konnte der Vater sich nicht zum aktiven Widerstand entschließen – es hätte seiner ganzen Natur widersprochen –, aber seine Haltung war in ihrer sittlichen Ausrichtung klar und als solche ein Vorbild für den Sohn. Nicht nur als ein religiös veranlagter Mensch war er immun gegen die nationalsozialistische Ideologie; auch die Naturwissenschaft schützte ihn davor. Laue

²⁵ Hans Frhr. v. Kress, als Entwurf im NL-Erwin Planck.

²⁶ 7. Tagebuch 5. 4. 1922–22. 5. 1923 (hier: 1. 5. 1922).

überliefert, daß Max Planck einmal zu ihm gesagt habe: „Der Naturforscher müsse sich damit abfinden, überall auf Lücken zu stoßen, und daher auf eine geschlossene Weltanschauung verzichten.“²⁷ Wenn Erwin Planck den Vater auch nie in seine Aktivitäten eingeweiht hat – schon um ihn nicht zu gefährden –, so waren sich beide doch einig in der grundsätzlichen Ablehnung des nationalsozialistischen Regimes. „Es müssen schreckliche Dinge geschehen, wir haben schreckliche Dinge getan.“ Das sagte Max Planck bei seinem Stockholm-Besuch im Mai 1943 zu Lise Meitner, wie diese nach dem Krieg einer Freundin mitteilte.²⁸

Als Erwin Planck am 23. Juli 1944 verhaftet wurde, konnte der Vater es zunächst gar nicht begreifen, wie aus einem Brief an Laue von Anfang August 1944 hervorgeht: „Seit dem 20. Juli herrscht in der Staatsführung eine erheblich schärfere Tonart. So ist auch gegen meinen Sohn Erwin – doch dies bitte ich mit völliger Diskretion zu behandeln – eine Untersuchung eingeleitet worden, deren einzige Grundlage die ist, daß er mit einigen Attentätern bekannt war. Mein Trost ist, daß eine ganze Anzahl anderer Persönlichkeiten von dem gleichen Schicksal betroffen worden sind, so z. B. der preußische Finanzminister Popitz. Man kann doch auf dieser Grundlage unmöglich ein vernünftiges Urteil aufbauen. Aber sehr unangenehm ist diese Sache immerhin, namentlich weil es vermutlich wochenlang dauern wird, bis eine Entscheidung fällt.“²⁹

Ende August 1944 reiste Max Planck – inzwischen 86 Jahre alt – nach Berlin, um selbst zu versuchen, seinen Sohn frei zu bekommen. Er lebte zu der Zeit in Rogätz bei Magdeburg, wo Erwin ein Refugium für ihn gefunden hatte.

Planck kämpfte um seinen Sohn mit seinem eigenen Namen, „der in Deutschland und in der Welt Geltung besitzt“, aber er machte sich nie gemein, hat es abgelehnt, der Aufforderung der Reichskulturkammer Folge zu leisten, einen Beitrag zu der „Broschüre ‚Bekanntnis zum Führer‘“ zu schreiben, und zwar mit den Worten: Ich „bedaure, Ihnen mitteilen zu müssen, daß ich in Anbetracht der Verhaftung meines Sohnes zur Zeit nicht die Worte finden kann, die dem Zweck der Broschüre entsprechen würden.“³⁰

²⁷ Jost Lemmerich: Lise Meitner – Max von Laue. Briefwechsel 1938–1948 (= Berliner Beiträge zur Geschichte der Naturwissenschaften und der Technik Bd. 22). Berlin 1998, S. 234; Laue an Meitner, 21. 11. 1942.

²⁸ Zitiert nach Stern, Max Planck (wie Anm. 4), S. 61, und bestätigt von Lemmerich, Briefwechsel (wie Anm. 27): Meitner an E. Schiemann, 3. 11. 1946.

²⁹ Archiv der Max-Planck-Gesellschaft, Abt. Va, Rep. 11 (Max-Planck-Slg.), Nr. 1375, [Planck an Laue (Kopie), 8. 8. 1944].

³⁰ NL-Erwin Planck, Herbert Menz an Max Planck, 23. 9. 1944; die endgültige Version der Antwort diktierte Planck seiner Frau Marga.

Max Planck schrieb wie zahllose andere Gnadengesuche. In dem an den Reichsführer SS Heinrich Himmler adressierten heißt es: Mein Sohn Erwin, „der einzige, der mir aus erster Ehe geblieben ist, ... verkörpert an Charakter und Gaben alles, was unsere Familie in Generationen geworden ist. Ich bitte Sie, sehr geehrter Herr Reichsführer, sich in meine Lage versetzen und erlauben zu wollen, was es für mich ... bedeuten würde, wenn ich auch diesen Sohn durch ein sehr hartes Urteil verlieren müßte.“

Alle Hoffnungen, alle Bemühungen waren vergebens. Am 23. Januar 1945, genau ein halbes Jahr nach der Verhaftung und ein Vierteljahr nach dem Urteilsspruch, wurde Erwin Planck im Gefängnis Plötzensee hingerichtet.³¹ Zusammen mit ihm starben an diesem Tag noch zehn weitere Regime-Gegner am Galgen, darunter auch Graf Moltke.

„Es geschah plötzlich und ganz heimlich“, so schildert Marga die Vorgänge in einem Brief an ihre Verwandten:

„Gerade, als wir fast sicher waren, daß er begnadigt würde, ist das Urteil vollstreckt worden. Es ist entsetzlich, und wir können es noch gar nicht fassen. Himmler sei an der Ostfront, Hitler aber in Berlin, und der habe sich die Listen geben lassen und verfügt. Natürlich mit vielen anderen. ... Nelly kam gestern ... Nachdem es ihr nicht gelang, auch von höheren Stellen, eine Fahrtbewilligung zu bekommen, ... wurde sie durch das Auto eines neutralen Staates hierher gebracht, um es dem Vater zu sagen. Natürlich mußte sie heute gleich wieder weg. Nelly ist es offiziell überhaupt nicht mitgeteilt worden, sie hat es durch Zufall erfahren, man war sogar ungehalten darüber! Niemand wollte es glauben, bis Nachforschungen angestellt wurden, daß es wirklich so ist. Erwin soll ganz gefaßt gewesen sein. Aber man darf nicht darüber nachdenken. Wie mag es in ihm ausgeschaut haben? Daß der arme Onkel Max [ihr Mann] das erleben mußte! Auch er ist gefaßt, aber er ist sterbensmüde. ... Ich fürchte, mit jedem Tag wird es schlimmer werden, wenn man sich erst ganz allem bewußt wird. Er ist auch nicht mehr recht fähig, sich durch Arbeit abzulenken; doch hoffe ich fast, daß ihm eine gewisse Abgestumpftheit ein wenig Hilfe ist.“³²

All das, was Max Planck noch geholfen hatte, den Schmerz über den Tod seines ältesten Sohnes im Ersten Weltkrieg zu bewältigen: die Ehre und das Vaterland, die beruflichen und die familiären Verpflichtungen – es nutzte ihm nun nichts mehr. Er war zutiefst verwundet. An seine Freunde schrieb er: „Ich ringe täglich aufs neue, um die Kraft zu ge-

³¹ Topographie des Terrors. Gestapo, SS und Reichssicherheitshauptamt auf dem „Prinz-Albrecht-Gelände“. Eine Dokumentation, hrsg. von Reinhard Rürup. Berlin 1989 (7. Aufl.), S. 74.

³² MPG-A, Max-Planck-Slg., 1406, Marga Planck an Hildegard Seidel, 29. 1. 1945; ebd., 1410, der folgende Brief: Max Planck an Fritz und Grete Lenz, 2. 2. 1945.



winnen, mich mit dieser Schicksalsfügung abzufinden. Denn mit jedem neu anbrechenden Morgen kommt es wieder wie ein neuer Schlag über mich, der mich lähmt und mir das klare Bewußtsein trübt, und es wird lange dauern, bis ich wieder völlig ins seelische Gleichgewicht komme. Denn er bildete einen wertvollen Teil meines eigenen Lebens. Er war mein Sonnenschein, mein Stolz, meine Hoffnung. Was ich mit ihm verloren habe, können keine Worte schildern.“

Bernhard vom Brocke:

Friedrich Schmidt-Ott. Wissenschaft als Machtersatz
Preußisch-deutsche Wissenschaftspolitik zwischen Kaiserreich
und Diktatur
Aus Anlaß des 50. Todestages

Friedrich Schmidt-Ott (* 4. 6. 1860 Potsdam, † 28. 4. 1956 Berlin) gehört als Mitgründer, Vizepräsident und jahrzehntelanger Senator der Kaiser-Wilhelm-/ Max-Planck-Gesellschaft und als Schöpfer und Präsident der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft (seit 1929: Deutsche Forschungsgemeinschaft) zu den großen Gestaltern der deutschen Wissenschaftspolitik. »*Wissenschaft als Machtersatz*« soll das Leitmotiv sein, wenn wir uns über Motive, Ziele und Ergebnisse preußisch-deutscher Wissenschaftspolitik nach dem Ersten Weltkrieg und eines ihrer Hauptakteure Gedanken machen. Wissenschaft wurde parteiübergreifend zum Substitut für die verlorene militärische Macht.

*Abb. 1: Friedrich Schmidt-Ott
als Präsident der Notgemeinschaft um 1925*



1. Stationen seines Lebens und Wirkens

Schmidt-Otts Leben verlief in mehrfacher Hinsicht erstaunlich. 1956 im biblischen Alter von 96 Jahren verstorben, konnte er mit seiner Gattin Meta, geb. Ott (1869–1963), bei ihrer Diamantenen Hochzeit mit 5 Söhnen und 19 Enkelkindern im Jahr davor auf ein Leben in fünf Reichen zurückblicken: vom Königreich Preußen des Deutschen Bundes über das Deutsche Kaiserreich, die Weimarer Republik, das Dritte Reich bis zur Bundesrepublik.¹

¹ B. vom Brocke: Friedrich Schmidt-Ott (1860–1956). Wissenschaftspolitiker, in: Neue Deutsche Biographie. Bd. 23, Berlin 2007, S. 165–167. – Söhne und Enkelkinder: s. Anm. 40, 41.

Noch im Preußen des Deutschen Bundes geboren, hatte ihn im Kaiserreich eine in der preußischen Verwaltungsgeschichte und der hundertjährigen Geschichte des Kultusministeriums einmalige Laufbahn aufsteigen lassen: ab 1888 vom Hilfsarbeiter und Hochschulreferenten zum Staatsminister am 8. Juni 1917 in derselben Behörde. Zur vollen Entfaltung gelangten seine Fähigkeiten nach der Amtsenthebung am 12. November 1918 in der Republik. In ihr konnte der jetzt 60jährige in hohen nichtstaatlichen, aber von ihm selber geschaffenen Ämtern mit dem Aufgabenbereich eines »Reichskultusministers« Erfahrung und Innovationsfähigkeit des in der Tradition des preußischen bürokratischen Liberalismus geschulten Verwaltungsbeamten und Kulturpolitikers für Deutschlands Zukunft fruchtbar machen. Dabei halfen ihm seine in 2^{1/2} Jahrzehnten geknüpften engen persönlichen Beziehungen zur Bürokratie Preußens, des Reiches und der Länder sowie zur Industrie und sein hohes Ansehen als letzter Kgl. preußischer Kultusminister bei den Professoren, die in ihrer Mehrheit seinem liberalen Nachfolger Prof. Carl Heinrich Becker als Mitglied sozialdemokratisch geführter Regierungen mit Mißtrauen bis hin zu Ablehnung begegneten. Schmidt-Ott war – ich nenne seine wichtigsten Ämter

- vom 1. Oktober 1888 bis 1917 Hilfsarbeiter (= Referent) Friedrich Althoffs, Vortragender Rat, Ministerialdirektor im Preußischen Kultusministerium,
- vom 6. August 1917 bis 12. November 1918 preußischer Kultusminister,
- von 1920 (15. 11.) bis 1937 2. Vizepräsident der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften e.V. sowie von 1919 bis 1937 Senator und 1937 bis zu seinem Tod 1956 Ehrensenator der Kaiser-Wilhelm-/ Max-Planck-Gesellschaft,
- von 1920 (30. 10.) bis 1934 (23. 6.) Präsident der von ihm mitbegründeten »Notgemeinschaft für die Deutsche Wissenschaft«, seit 1929: Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG), und von der Wiedergründung am 11. Januar 1949 bis zu seinem Tod ihr von der Mitgliederversammlung einstimmig gewählter Ehrenpräsident,
- von 1920 bis 1932 Präsident der von ihm 1913 mitgegründeten »Deutschen Gesellschaft zum Studium Osteuropas« und seit 1953 ihr Ehrenpräsident,
- von 1920 bis 1925 Vorsitzender des Aufsichtsrats der Farbenfabriken F. Bayer & Co. in Elberfeld und Leverkusen und nach deren Aufgehen im I.G. Farben-Konzern
- von 1925 bis 1945 Mitglied des Aufsichtsrats der I.G. Farben, sowie nach Carl Duisbergs Tod schließlich
- von 1935–45 Vorsitzender des »Stifterverbandes für die Deutsche Wissenschaft«, der 1920 von der Industrie parallel zur Notgemeinschaft mit der Aufgabe geschaffen wurde, finanzielle Unterstützung für die Wissenschaft in den Kreisen der Industrie zu sammeln,
- von 1937–1941 Vorsitzender der »Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin«, danach bis zu seinem Tod ihr Ehrenpräsident.



Abb. 2: Friedrich Althoff am 29. Sept. 1907 auf dem Internationalen Kongreß für Hygiene und Demographie auf der Regierungsbank im Preußischen Abgeordnetenhaus vor seinem Abschied am 1. 10. 1907 (Ausschnitt)²



*Abb. 3: Friedrich Schmid[-Ott] als Kgl. Preuß. Kultusminister im Jahre 1917
Porträtphoto von Nicola Perscheid*



Abb 4: Carl Heinrich Becker 1926³

In diesen Ämtern schuf Schmidt-Ott international vorbildliche institutionelle Einrichtungen, von denen wir bis heute zehren.

Er wurde mit Ehrendoktorhüten sämtlicher Fakultäten und Ehrenmitgliedschaften aller deutschen Akademien ausgezeichnet, für deren mehrheitlich monarchisch-konservative Gesinnung er als letzter Kgl. Preußischer Kultusminister Exponent und Hoffnungsträger wiederzugewinnender Größe war. Gleichwohl hat Schmidt-Ott lange im Schatten seines Lehrers Friedrich Althoff (1839–1908) und seines zeitweise Untergebenen Heinrich Becker (1876–1933) gestanden. Das hatte nicht zuletzt eine Ursache in seiner schon von den demokratischen Zeitgenossen kritisierten, dem Kaiserreich verhafteten monarchischen

² Aus: Arnold Sachse: Friedrich Althoff und sein Werk. Berlin 1928.

³ Aus: Weltpolitische Bildungsarbeit an Preußischen Hochschulen. Festschrift aus Anlaß des 50. Geburtstags des Preußischen Ministers für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung Prof. Dr. C. H. Becker. Berlin 1926.

Gesinnung, die ihn – wie auch Adolf von Harnack – den Kontakt zum Ex-Kaiser in Doorn pflegen ließ.

Was aber die Ergebnisse seines von der Forschung mehr und mehr gewürdigten Wirkens betrifft, so ist Schmidt-Ott für uns heute ein sehr moderner, vielleicht sogar einer der großen Kulturpolitiker Preußen-Deutschlands, nach Wilhelm von Humboldt und Althoff und neben Carl Heinrich Becker. Selbst in der DDR war er, abweichend vom Klischee der Indienstnahme der Wissenschaft durch das sog. imperialistische Monopolkapital, hoch geachtet, aus noch zu erörternden Gründen.

Wissenschaftliche Veröffentlichungen über Schmidt-Ott gibt es kaum. Am meisten hat er selber in Wort und Schrift zur Verankerung seines Andenkens für die Nachwelt beigetragen. Für ihn war historische Vergangenheit noch verpflichtend. Sie sollte Handlungsanweisungen für die Bewältigung der Probleme in der Gegenwart geben.

Der 1952 erschienene Lebensbericht des 92jährigen *Erlebtes und Erstrebtes 1860–1950*, zu dem ihn der gleichnamige Titel der Autobiographie seines Berliner Lehrers Georg Beseler (1809–1888) als Vorbild gedient haben mag⁴, ist eines der seltenen biographischen Quellenzeugnisse zur deutschen Wissenschafts- und Kulturpolitik. Niedergeschrieben im Zweiten Weltkrieg, war er ursprünglich nur für seine Söhne bestimmt. Das mit Hilfe der Deutschen Akademie der Wissenschaften, der Nachfolgerin der Preußischen Akademie, deren Ehrenmitglied er seit 1914 war, druckfertig gemachte und jetzt auch im Nachlaß zugängliche Schreibmaschinenmanuskript enthält ergänzende Passagen, vor allem über seine Stellung im Dritten Reich und über Konflikte, die von ihm für den Druck geglättet oder fortgelassen wurden.

Der umfangreiche Geschäfts-Nachlaß im Geheimen Staatsarchiv war, solange er in Merseburg lag, für westdeutsche Benutzer schwer zugänglich. Er ist seit einem Jahrzehnt von dem fünften seiner Söhne, Dr. Hans Dietrich Schmidt-Ott, laufend ergänzt und nach dessen Tod als 99jähriger im Jahre 2004 von der Familie vervollständigt worden. Der Nachlaß harret noch der Auswertung ebenso wie die Akten des Kultusministeriums im Staatsarchiv und die Bestände im Archiv der Max-Planck-Gesellschaft.

Heranzuziehen sind das von Schmidt-Ott zusammen mit dem für den genealogischen Teil verantwortlichen Bonner Archivrat Walther Zimmermann verfaßte, 1937 als Handschrift für die Familie gedruckte, 311 Seiten starke Buch *Von den Vorfahren. Werden und Erleben eines deutschen Bürgerhauses* sowie seine Denkschriften, Artikel, Würdigungen und

⁴ Friedrich Schmidt-Ott: *Erlebtes und Erstrebtes 1860–1950*. Wiesbaden 1952, 332 S.; Georg Beseler: *Erlebtes und Erstrebtes 1809–1859*. Berlin 1884, 302 S.

Nachrufe, die im Laufe seines langen Lebens an den verschiedensten Stellen erschienen sind: über die Gründung der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft, die Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft, über Friedrich Althoff und andere. Heranzuziehen ist Schmidt-Otts nach seinem Tode gedruckte Denkschrift *Althoffs Pläne für Dablen* (1908/09). Sie hatte der Kaiser nach dem Tode Althoffs bei Schmidt-Ott in Auftrag gegeben. Mit ihrer Hilfe waren die blockierenden preußischen Ressortminister im Frühjahr 1909 gleichsam über-rumpelt worden. Sie war die wichtigste Grundlage für Harnacks berühmte Denkschrift für den Kaiser *Gedanken über die Notwendigkeit einer neuen Organisation der Wissenschaften in Deutschland*. Sie hat dann, von Schmidt-Ott mit großem Geschick über den Chef des Geheimen Zivilkabinetts seit 1908, Althoffs Straßburger Schüler Rudolf von Valentini (1855–1925), durchgesetzt, 1911 zur Gründung der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft geführt.⁵

Wir kennen die Würdigungen über Schmidt-Ott zu seinen Lebzeiten und die Nachrufe auf ihn und natürlich die in den letzten 20 Jahren veröffentlichten umfangreichen Bücher über die Organisationen, an deren Gründung und Ausgestaltung er maßgeblich beteiligt war: zu nennen sind hier die Werke zur *Geschichte und Struktur der Kaiser-Wilhelm-/Max-Planck-Gesellschaft und ihrer Institute* von 1990 und 1996, die Bücher zur *Geschichte der Deutschen Forschungsgemeinschaft*, die von dem ehemaligen Generalsekretär der DFG Kurt Zierold (1899–1989) 1968, von Ulrich Marsch 1994 und von Notker Hammerstein 1999 veröffentlicht wurden, sowie Winfried Schulzes 1995 erschienene Monographie *Der Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft 1920–1995*. Unter den zahlreichen Autobiographien und Biographien, in denen auf Schmidt-Otts Wirken eingegangen wird, ragt vor allem die 1998 erschienene, knapp 1000 Seiten starke Biographie von Margit Szöllösi-Janze über Fritz Haber (1868–1934) hervor. Sie setzt unter Auswertung der genannten Veröffentlichungen neue Akzente, indem sie u.a. Schmidt-Otts Anteil an der Gründung der Notgemeinschaft/DFG zugunsten Habers relativiert.

Die einzige mir bekannte wissenschaftliche Würdigung hat Schmidt-Ott bisher in einem Aufsatz von Wolfgang Treue in dem von ihm 1987 mitherausgegebenen Band *Wissenschaftspolitik*

⁵ Dazu: B. vom Brocke: Die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft im Kaiserreich. Vorgeschichte, Gründung und Entwicklung bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs, in: *Forschung im Spannungsfeld von Politik und Gesellschaft. Geschichte und Struktur der Kaiser-Wilhelm-/Max-Planck-Gesellschaft*. Aus Anlaß ihres 75jährigen Bestehens hrsg. von Rudolf Vierhaus und B. vom Brocke. Stuttgart 1990, S. 17–162, hier S. 22, 138 ff.; ders.: Die Kaiser-Wilhelm-/Max-Planck-Gesellschaft und ihre Institute zwischen Universität und Akademie. Strukturprobleme und Historiographie, in: *Die Kaiser-Wilhelm-/Max-Planck-Gesellschaft und ihre Institute. Studien zu ihrer Geschichte: Das Harnack-Prinzip*. Hrsg. von B. vom Brocke und Hubert Laitko. Berlin 1996, S. 1–32.

in *Berlin – Minister – Beamte – Ratgeber* gefunden.⁶ Eine vollständige Bibliographie der Schriften von und über Schmidt-Ott, seiner Reden im preußischen Landtag gibt es nicht. Eine erste Zusammenstellung bringt das Verzeichnis der Quellen und Literatur im Anhang dieses Aufsatzes.

2. Im Kaiserreich: Vom Hilfsarbeiter zum Minister

Friedrich Schmidt[-Ott] wurde am 4. 6. 1860 in Potsdam als Sohn des Regierungs-Assessors an der Potsdamer Regierung Dr. jur. Friedrich Schmidt (1829–1911) geboren, des späteren Wirklichen Geheimen Rates und Vizepräsidenten des Evangelischen Konsistoriums und schließlich Oberkirchenrats in Berlin. Er starb am 28. 4. 1956 in Berlin. Die Vorfahren sind im Saarland Pfarrer und Juristen gewesen, die Vorfahren der Mutter stammen aus dem Siegerland.⁷ Erst seit 1920 nannte er sich, um Verwechslungen mit dem Reichsernährungsminister Robert Schmidt in der neuen »sozialistischen Regierung« zu vermeiden, anlässlich der Silbernen Hochzeit durch Hinzufügung des Mädchennamens seiner Frau aus Zürcher Patriziat »Schmidt-Ott«.

Als der Vater vorübergehend nach Kassel versetzt wurde, wechselte der Knabe vom Kgl. Wilhelms-Gymnasium zu Berlin auf das dortige Gymnasium Fridericianum. Er war damals ein Mitschüler des Kronprinzen und späteren Kaisers Wilhelm II. Der Vater Schmidt-Otts hatte dem Prinzenzieher Hinzpeter diese Schule besonders empfohlen. Nach dem Abitur in Kassel als Primus omnium studierte er ab 1878 die Rechts- und Staatswissenschaften in Berlin, Heidelberg, Leipzig und Göttingen und wurde 1883 in Berlin mit einer rechtshistorischen Dissertation bei Heinrich Brunner und Georg Beseler zum Dr. jur. promoviert.⁸ Nach kurzer Tätigkeit beim Konsistorium zu Berlin und im Reichsjustizamt wurde er 1888 Althoffs engster und längster Mitarbeiter im *Preußischen Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten*, kurz Kultusministerium genannt. Schmidt-Ott sah in Althoff zeitlebens seinen eigentlichen Mentor und unübertroffenen Ziehvater. Anders freilich als diesen zeichneten ihn zuvorkommende Liebenswürdigkeit und Verbindlichkeit aus, ihm lag jede Schroffheit fern. Er wurde 1890 Regierungs-Assessor,

⁶ Wolfgang Treue: Friedrich Schmidt-Ott, in: Wissenschaftspolitik in Berlin. Minister, Beamte, Ratgeber. Hrsg. von Wolfgang Treue und Karlfried Gründer. Berlin (West) 1987, S. 235–250.

⁷ Friedrich Schmidt-Ott: Von den Vorfahren. Werden und Erleben eines deutschen Bürgerhauses. Als Handschr. für die Familie gedruckt. Potsdam, im Selbstverlag, 1937.

⁸ Friedrich Schmidt: Die Entwicklung und Verbreitung der Handelsgesellschaften nach den deutschen Stadtrechtsquellen des Mittelalters. Breslau 1883 (Jur. Diss. Berlin).

1893 Regierungs-Rat, 1895 – im Jahre seiner Vermählung mit Meta Ott – Geheimer Regierungs-Rat und Vortragender Rat, 1898 Geheimer Oberregierungs-Rat, 1907 Wirklicher Geheimer Oberregierungs-Rat. 1903 übernahm er neben dem Wissenschaftsreferat auf Wunsch des Kaisers, der ihn im Vorjahre auf seine Englandreise mitgenommen hatte, in einer für ihn neu gegründeten »Unterabteilung für Kunst- und allgemeine wissenschaftliche Angelegenheiten (ausgenommen die Kgl. Museen in Berlin)« die Bearbeitung der Kunstfragen. 1907 wurde er nach Althoffs Abschied Ministerial-Dirigent der Abteilung für Kunst und Wissenschaft (außerhalb der Hochschulen) und mit diesem Aufgabenbereich 1911 einer von vier Ministerial-Direktoren neben den Abteilungen für geistliche Angelegenheiten, für Hochschulen und höheres Schulwesen, für niederes Schulwesen.

Wir haben es bis hierher mit einer klassischen, durchaus normalen preußischen Beamtenlaufbahn zu tun. Völlig aus dem Rahmen aber fiel: Am 6. August 1917 berief Wilhelm II. »seinen alten Schulkameraden«, wie er sich später gegenüber Schmidt-Ott äußerte, zum Minister unter Ernennung zur Exzellenz. Es war die letzte Ernennung eines Wirklichen Geheimen Rates mit dem Prädikat Exzellenz durch den Monarchen. Der bayerische Gesandte in Berlin, Hugo Graf von und zu Lerchenfeld, kommentierte in einem Brief vom 15. Juli 1917 an seinen Ministerpräsidenten Georg Graf von Hertling in München (seit Oktober 1917 Preußischer Ministerpräsident und Deutscher Reichskanzler) die bevorstehende Ernennung trocken: »Für Trott [zu Solz] soll der bekannte »Kunst-Schmidt« Kultusminister werden. Ich persönlich wäre mit der Wahl zufrieden, denn ich habe mit Direktor Dr. Schmidt schon viel zu tun gehabt und ein Bruch mit dem Bürokratismus bedeutet Schmidt nicht und eine repräsentative überragende Persönlichkeit, ein Althoff, ist er auch nicht.«⁹

Als »rechte Hand« Althoffs, der ihm in zwanzig Jahren gemeinsamen Schaffens Meister und Freund, Vorbild und Lehrer wurde, war Schmidt-Ott einer der maßgeblichen Organisatoren der seit 1898 jährlich tagenden *Hochschulreferentenkonferenzen der deutschen Bundesstaaten und Österreichs*, Vorläufer der heutigen Kultusministerkonferenz. An ihnen nahm er als Vertreter Preußens zusammen mit Althoff teil und lernte so die für das Hochschulwesen der anderen Länder zuständigen Akteure persönlich kennen. Die Einladungsschreiben gingen im ersten Jahrzehnt bewußt nicht von Preußen, sondern von dem mit Althoff befreundeten Ministerialdirektor Karl Heinrich Waentig (1843–1917) im sächsischen Kultusministerium aus, um dem Argwohn und Mißtrauen vor allem der süddeut-

⁹ Georg Graf von Hertling: Briefwechsel Hertling-Lerchenfeld: 1912–1917. Hrsg. und eingel. von Ernst Deuerlein. Boppard am Rhein 1973, S. 881.

schen Mittelstaaten gegenüber preußischen Suprematiegelüsten zu begegnen. Die Einladungen und Tagungsprogramme wurden jedoch von Althoff und Schmidt-Ott in Berlin entworfen und dann in Übereinstimmung mit Waentig von Dresden an die übrigen Bundesstaaten weitergeleitet.¹⁰

Im Auftrag Althoffs organisierte Schmidt-Ott zusammen mit dem gleichaltrigen Regierungs-Rat im Reichsamt des Innern Theodor Lewald (1860–1947) – später Staatssekretär im Reichsministerium des Innern und Mitglied des Internationalen Olympischen Komitees – die Ausstellungen über das deutsche Unterrichtswesen auf den Weltausstellungen 1893 in Chicago und 1904 in St. Louis. Sie führten ihn zu ausgedehnten Reisen durch die USA. Die Ausstellungen fanden ihren publizistischen Niederschlag in den von Wilhelm Lexis in Göttingen herausgegebenen großartigen mehrbändigen Selbstdarstellungen über *Die Deutschen Universitäten* (2 Bde. 1893) und *Das Unterrichtswesen im Deutschen Reich* (6 Bde. 1904). 1902 begleitete er den Kaiser auf der kaiserlichen Yacht nach England. Während dieser Reise wurden die Cecil-Rhodes-Stipendien in Oxford für Studenten des britischen Empires auf deutsche Studenten ausgedehnt und damit ein Wunsch Wilhelms II. erfüllt. Die Stipendien wurden auf Vorschlag des Kultusministeriums, d.h. Schmidt-Otts, vom Kaiser selber verliehen. Sie wurden nach dem Krieg von Schmidt-Ott als Vorsitzendem des deutschen Auswahlkomitees (1929–1939) erneuert. Noch heute werden jedes Jahr vier deutsche Stipendiaten für Oxford ausgewählt. Im Christ Church College in Oxford befindet sich ein Gedenkstein für die im 2. Weltkrieg für ihr Vaterland gefallenen deutschen Stipendiaten.

Zu Schmidt-Otts Amtsbereich gehörten Organisation und Durchführung der von Althoff begründeten deutschen *auswärtigen Kulturpolitik*: Es waren das der deutsch-amerikanische Professoren Austausch (1905), der Aufbau eines weltweiten Netzes deutscher Forschungs- und Kulturinstitute und die Gründung von Auslandshochschulen, so 1907 der Deutschen Medizin- und Ingenieur-Schule in Shanghai, 1908 der Deutsch-Chinesischen Hochschule in Tsingtau, 1910 des Amerika-Instituts in Berlin.¹¹

¹⁰ Hochschulpolitik im Föderalismus. Die Protokolle der Hochschulkonferenzen der deutschen Bundesstaaten und Österreichs 1898 bis 1918. Hrsg. von B. vom Brocke und Peter Krüger. Bearb. von B. vom Brocke. Berlin 1994.

¹¹ Vgl. B. vom Brocke: Internationale Wissenschaftsbeziehungen und die Anfänge einer deutschen auswärtigen Kulturpolitik: Der Professoren Austausch mit Nordamerika, in: Wissenschaftsgeschichte und Wissenschaftspolitik im Industriezeitalter. Das »System Althoff« in historischer Perspektive. Hrsg. von B. vom Brocke. Hildesheim 1991, S. 185–242.

1905 wurde ein jährlicher Professorenaustausch mit der Harvard-Universität eröffnet. Althoffs Plan der Gründung einer kleinen deutschen Universität in den USA hatte dort aus Gründen der Ebenbürtigkeit keine Gegenliebe gefunden. Ein Jahr später folgte ein zweiter, jetzt auf höchster Ebene zwischen Wilhelm II. und dem Präsidenten der Vereinigten Staaten, Theodore Roosevelt, vereinbarter Austausch mit den übrigen amerikanischen Universitäten. Jedes Jahr gingen zwei deutsche Professoren in die USA, ein Harvard-Austausch-Professor und ein Kaiser-Wilhelm-Professor. Im Gegenzug kamen ein Harvard-Professor und ein Theodore-Roosevelt-Professor nach Berlin. Bei den Antrittsvorlesungen war der Kaiser zugegen, die amerikanischen Professoren verkehrten mit ihren Frauen bei Hof. Schmidt-Ott führte die Korrespondenz mit den amerikanischen Universitätspräsidenten und den Austauschprofessoren. Auch diese Korrespondenz, die ich in den 1970er Jahren nur in den Archiven der Harvard-Universität und der Columbia-Universität New York benutzen konnte, harrt noch einer Auswertung der Gegenüberlieferung in Schmidt-Otts Nachlaß und den Akten des Kultusministeriums.

Finanzier aller dieser Unternehmungen war die »Koppel-Stiftung zur Förderung der wissenschaftlichen Beziehungen Deutschlands zu den Vereinigten Staaten von Amerika, aber auch zu anderen Kulturstaaten, vornehmlich zu Frankreich«. Sie wurde von Althoff mit einem der reichsten Männer Preußens, dem jüdischen Bankier und Großindustriellen Leopold Koppel (1854–1933), aus Anlaß der Silbernen Hochzeit des Kaisers im Sommer 1905 errichtet. Sie finanzierte auch die von Althoff zur publizistischen Unterstützung seiner Pläne 1907 ins Leben gerufene »Internationale Wochenschrift (seit 1912: Monatschrift) für Wissenschaft, Kunst und Technik«. Sie finanzierte Fritz Habers 1912 eröffnetes Kaiser-Wilhelm-Institut für Physikalische Chemie und Elektrochemie als selbständige Stiftung im Rahmen der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft. Im Stiftungsrat wurde Schmidt-Ott Vertreter des Kultusministeriums und war jahrzehntelang Schatzmeister des Instituts. Er stand damit in engstem persönlichen Kontakt mit Haber, mit dem er nach dem Krieg die Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft schuf.

Wir sehen an diesen Unternehmungen, wie nahtlos Althoffs Tätigkeit in die von Schmidt-Ott übergeht. Es ist während ihrer gemeinsamen Amtszeit kaum möglich, beider Anteile auseinanderzuhalten.

Im Rahmen seines Ressorts für Wissenschaft und Kunst außerhalb der Hochschulen war Schmidt-Ott maßgeblich beteiligt an der Neuordnung des Bibliothekswesens in Preußen, dem Bau der Staatsbibliothek Unter den Linden, der Schaffung einer Bibliothekarslaufbahn und zusammen mit Wilhelm von Bode (1845–1929) am Aufbau der Berliner Museumsinsel. Auf Schmidt-Ott ging die Berufung Bodes zum Generaldirektor der Ber-

liner Museen zurück.¹² Damals firmierte er in Preußen als der ‚Kunst-Schmidt‘. Der Ausgleich zwischen den konträren Kunstinteressen des Kaisers und der von diesem verabscheuten sog. »Rinnsteinkunst« der Berliner Sezession, zwischen Anton von Werner und Max Liebermann, war nicht immer einfach, sie war ein Drahtseilakt.

Die Gründung der *Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften e.V.* (KWG) in den Jahren 1908–1911 nach dem Vorbild der 1902 errichteten *Carnegie Institution of Washington for Fundamental and Scientific Research* mit dem Chemiker und Nobelpreisträger Emil Fischer, dem Theologen Adolf Harnack und Althoffs Straßburger Schüler Rudolf v. Valentini, seit 1908 Chef des Zivilkabinetts, war in Fortführung der Vorbereitungen Althoffs wesentlich das Werk Schmidt-Otts. Sie wurde von ihm im Hintergrund souverän organisiert. Bei der Berufung der geeigneten Direktoren und Mitglieder bewies er wie sein Vorbild Althoff auch auf diesem Felde glänzende Kenntnis geeigneter und fähiger Wissenschaftler.¹³

So war Schmidt-Ott bestens vorbereitet, als er im August 1917 zum Kultusminister ernannt wurde. Zu seinen ersten Amtshandlungen gehörte die Herausgabe des von Reinhard Lüdicke bearbeiteten Buches: *Die Preußischen Kultusminister und ihre Beamten im ersten Jahrhundert des Ministeriums 1817–1917*. Anlaß war die 100-Jahrfeier des Ministeriums, das sich seiner Vergangenheit als ältestes Kultusministerium der Welt durchaus bewußt war. Das Buch ist mit seiner Zusammenstellung der Lebens- und Laufbahndaten aller Beamten vom Hilfsarbeiter bis zum Minister und mit seinen Übersichtstafeln über die Organisation des Ministeriums eine Fundgrube für uns Historiker. Über eine solche verfügt bis heute leider kein anderes deutsches Kultusministerium.

Der Ministerzeit machte die Revolution nur knapp ein Jahr später ein abruptes Ende. Am 13. November 1918 schied Schmidt-Ott aus dem preußischen Staatsdienst aus und übergab nahezu routinemäßig die Geschäfte. Nachfolger in der Leitung der nunmehr in *Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung* umbenannten Behörde wurden einen Tag später, am 14. November, zunächst mit einer Doppelspitze, der Mehrheitssozialdemokrat Konrad Haenisch (1876–1925) und der Unabhängige Sozialdemokrat Adolph Hoffmann (1858–1930). Über die Amtsübergabe schrieb Hoffmann nach seiner Entlassung am 3. Januar 1919 nur 1½ Monate später im Jahrbuch der USPD »Die Revolution« in einem polemischen Artikel unter der Überschrift »Unter den Linden 4« – dem Sitz des

¹² Wilhelm von Bode: *Mein Leben*. 2 Bde. 1930.

¹³ B. vom Brocke: *Die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft im Kaiserreich*, in: *Forschung im Spannungsfeld* (wie Anm. 5), S. 17–162.

Kultusministeriums –, während Haenisch noch bis April 1921 amtierte und zum pragmatischen Kompromiß auf allen Ebenen bereit war, mit bitterem Sarkasmus; er hatte 1914 mit Karl Liebknecht die Bewilligung der Kriegskredite verweigert¹⁴ und forderte u.a. die bedingungslose Trennung von Kirche und Staat:

»Vielleicht wäre es radikal und luftschaffend gewesen, dieses Brutnest für systematische Gehirnlähmung mit seinem lebenden und toten Inventar in die Luft zu sprengen. ... Nun könnte man mit Recht sagen: »Die sozialdemokratischen Minister hätten doch das ‚Großreinemachen‘ besorgen müssen!« Gewiß, das war auch meine Meinung und Absicht! Aber wer Konrad Haenisch und seine Entwicklung vom radikal sich überschlagenden Flugblattschreiber – innerhalb einiger Tage – zum »Deutschland, Deutschland über alles« brüllenden Ueberalldutschen kennt, der wird die Unmöglichkeit, von ihm überhaupt nur etwas wie Grundsätze zu verlangen oder umfassende Aenderungen durchzuführen, einsehen. Und dieser Mann war mir *gleichberechtigt* zur Seite gegeben als Folge eines Beschlusses jener denkwürdigen Zirkusversammlung am 10. November [1918 im Zirkus Busch] der Arbeiter- und Soldatenräte, bei der die irreführten Massen nur auf die Phrasen »Einigkeit« und »Parität« dressiert waren. Ich habe mich trotzdem eifrig bemüht, zu schaffen, was möglich war. Das erste, was ich tat, war, meinem in Konvenienzen und Scharwenzeln ersterbenden Kollegen Haenisch klar zu machen, daß wir mit diesem »Räte-System« der Geheimen und Wirklichen Geheimen Räte unmöglich arbeiten könnten, daß wir hier aufräumen müßten. Dem widersetzte er sich, indem er erklärte, die ganze Maschine stände still, wenn wir die alten, erfahrenen Leute ausschalteten. ...

Eine meiner ersten und unangenehmsten Aufgaben war, der gesamten Beamtenschaft des Ministeriums mich vorstellen zu lassen und sie auf Handschlag auf die Revolution, d.h. für die junge Republik, zu verpflichten. Ich mußte mich dieser Aufgabe unterziehen. Reichlich 200 Beamte und Beamtinnen des Ministeriums erschienen im großen Konferenzsaal. ... Ich hätte meine Hand, mit der ich die einzelnen verpflichtete, viel lieber dazu benutzt, *einen Teil derselben eigenhändig an die Luft zu setzen*, da es meine feste Ueberzeugung war, daß sie eine Verpflichtung nur eingingen in der *sicheren Hoffnung*, daß die ganze Revolution und besonders der ihnen so verhaßte »Zehngedote-Hoffmann« nur eine vorübergehende Erscheinung sein werde. So konnte ich das Gefühl nicht los werden, daß mein Vorgänger Herr Dr. Schmidt[-Ott] dem gesamten Personal dringend empfohlen habe, *die kurze Zeit auszuharren, bis er nach erfolgtem Friedensschluss die Geschichte wieder übernehmen würde*.

¹⁴ Vgl. Susanne Miller: Burgfrieden und Klassenkampf. Die deutsche Sozialdemokratie im Ersten Weltkrieg. Düsseldorf 1975.

Darauf lief wohl die Bereitwilligkeit hinaus, womit Herr Dr. Schmidt sich für alle Arbeiten zur Verfügung stellte und daß er die Benutzung der Dienstwohnung [im Ministerium] bis auf weiteres erbat. Letzteres wurde ihm von uns beiden zugestanden, von seiner Mitarbeit habe ich natürlich nie Gebrauch gemacht. Ob Haenisch sein Versprechen, ebenso zu handeln, gehalten hat, weiß ich nicht.«¹⁵

3. In der Weimarer Republik

Nach dem Ausscheiden aus dem Amt im November 1918 war Schmidt-Ott »arbeitslos«, aber nicht untätig. Schon im April 1919 veröffentlichte er in der *Internationalen Monatsschrift* programmatische Aufsätze über *Die Kulturaufgaben und das Reich* und im Oktober 1920 an gleicher Stelle zusammen mit seinem neuen Mitarbeiter in der Notgemeinschaft Eduard Wildhagen über *Die Not der deutschen Wissenschaft*.¹⁶ Er schlug damit die Themen an, die ihn fortan in hohen, von ihm selber geschaffenen nicht-amtlichen Stellungen beschäftigen sollten: ein vermehrtes Eintreten des Reiches und die Bereitstellung von Reichsmitteln für die Finanzierung der notleidenden Wissenschaft und die Einwerbung privater Mittel zur Unterstützung der Forschung in den Akademien, Hochschulen und Forschungsinstituten, so wie er es unter Althoff gelernt und bei der Finanzierung der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft praktiziert hatte.

In seinen beiden Funktionen als Senator seit 1919 und 2. Vizepräsident der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft seit 1920 neben Gustav Krupp von Bohlen und Halbach¹⁷ konnte Schmidt-Ott die unter Althoff geknüpften engen Kontakte vor allem zur Chemischen Industrie weiter ausbauen. Darüber hinaus vertrat er die Gesellschaft in 22 Kuratorien und Verwaltungsräten der im Jahre 1928 insgesamt 31 Kaiser-Wilhelm-Institute und hatte den Vorsitz in vier. Das alles war für ihn mit einer nicht unerheblichen zeitlichen Belastung verbunden durch vier bis sechs Senats- und Verwaltungsausschußsitzungen im Jahr, durch

¹⁵ Adolph Hoffmann: Unter den Linden 4, in: Die Revolution. Unabhängiges sozialdemokratisches Jahrbuch für Politik und proletarische Kultur (1920), S. 178–186.

¹⁶ F. Schmidt-Ott: Die Kulturaufgaben und das Reich, in: Internationale Monatsschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik 13 (April 1919), Sp. 449–464; ders.: Die Not der deutschen Wissenschaft (mit Eduard Wildhagen). Ebd. 15 (Okt. 1920), Sp. 1–35.

¹⁷ B. vom Brocke: Zusammensetzung des Senats der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft 1933 bis 1945; der Max-Planck-Gesellschaft 1948 bis 1950 und 1951, in: Forschung im Spannungsfeld (wie Anm. 5). S. 403–406, 467–470.

Kuratoriumssitzungen der Institute, Sitzungen der Finanzkommission, die jährliche mehrtägige Hauptversammlung.¹⁸

Der 2. Schatzmeister der KWG, der Chemieindustrielle und Schwiegersohn Friedrich Bayers, Henry Theodore von Boettinger (1848–1920), war einer von Althoffs wichtigsten, jeder Zeit einsatzbereiten Mäzene gewesen. Er war als einflußreicher Abgeordneter einer seiner Verbindungsleute zur Nationalliberalen Fraktion im Preußischen Landtag, der jährlich die Etats der Universitäten bewilligte. Nach Boettingers Tod 1920 sorgte dessen Nachfolger im Schatzmeisteramt der KWG Carl Duisberg (1861–1935) dafür, daß Schmidt-Ott zum Vorsitzenden des Aufsichtsrats der Farbenfabriken F. Bayer & Co. in Elberfeld und Leverkusen gewählt wurde und nach deren Aufgehen 1925 in den I.G. Farben Mitglied des Aufsichtsrats blieb. Diese Funktion hatte Schmidt-Ott bis zur Auflösung des Konzerns 1945 inne.

Wissenschaft als Machtersatz

Zunächst ging es ihm um die Rettung und Sicherung der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft. Ihr Stiftungskapital war von zehn Millionen Goldmark bei der Gründung (oder umgerechnet ca. 60 Millionen Euro) und von 24 Millionen Goldmark im Jahre 1918/19 am 31. Januar 1924 auf 324 Tausend Rentenmark zusammengeschnitten. Bis 1919 hatte die Gesellschaft ihre Ausgaben im wesentlichen aus eigenen Mitteln – 900.000 Mark Zinserträgen im Jahre 1918 – bestritten und den Überschuß von Mitglieder- und Aufnahmebeiträgen in etwa gleicher Höhe dem Vermögen zuschreiben können.¹⁹ So waren nennenswerte staatliche Zuschüsse über die Zahlung der Direktorengehälter durch den Preußischen Staat und die Überlassung von Grundstücken hinaus nicht erforderlich. Aber selbst wenn es angesichts der schleichenden Geldentwertung gelingen sollte, die Finanzierung zumindest der industrienahen Institute durch private Geldgeber, Industrie und Banken, weiterhin sicherzustellen, ohne den Staat, den Hauptnutznießer der inflationären Entwicklung, ging nun nichts mehr. Wie aber konnte man staatliche Hilfe erhalten und gleichzeitig die Unabhängigkeit von Wünschen und Einflüssen der Machthaber im Parteienstaat behaupten?

¹⁸ B. vom Brocke: Die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft in der Weimarer Republik. Ausbau zu einer gesamtdeutschen Forschungsorganisation (1918–1933), in: ebd., S. 197–355.

¹⁹ Peter-Christian Witt: Wissenschaftsfinanzierung zwischen Inflation und Deflation: Die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft 1918/19 bis 1934/35, in: Forschung im Spannungsfeld (wie Anm. 5), S. 579–656.

Geradezu katastrophal entwickelte sich seit 1919 die finanzielle Lage der Akademien und der wissenschaftlichen Institute in und außerhalb der Hochschulen. Die Etats waren auf dem Vorkriegsstand geblieben und fielen gegenüber der Preisentwicklung hoffnungslos zurück. Die Kosten der Instrumente und Apparate, der Versuchstiere und sonstiger Forschungsmaterialien stiegen ins Unermeßliche. Forschungsergebnisse konnten bei der Höhe der Papier- und Druckpreise kaum mehr veröffentlicht werden; angesehenen Zeitschriften mußten ihr Erscheinen einstellen. Die Preußische Staatsbibliothek konnte nur noch 150 ausländische Zeitschriften anstelle von 2.400 vor dem Krieg halten. Es galt, trotz des Mangels an Devisen, die während des Krieges entstandenen Lücken beim Erwerb ausländischer Literatur zu schließen. Das geht aus einem Antrag der deutschen Akademien an die Nationalversammlung im Februar 1920 hervor, den Harnack als Mitglied der Berliner Akademie und Präsident der KWG in einem leidenschaftlichen Plädoyer begründete. Mindestens drei Millionen Mark für wissenschaftlich-kulturelle Zwecke sollten in den Reichshaushalt eingestellt werden. Die Eingabe wurde, da ohne Beratung im Haushaltsausschuß und ohne Abstimmung mit den Ländern der Nationalversammlung vorgelegt, im April abgelehnt und an den neu zu wählenden Reichstag im nächsten Jahr verwiesen.²⁰ Die Akademien traten an Schmidt-Ott als Ehrenmitglied der Berliner (seit 1914) heran, seinen Einfluß geltend zu machen.

Auch die politische Isolierung Deutschlands nach dem Kriege brachte weitere Erschwernisse. Die internationale Gelehrtenrepublik war im Weltkrieg zerbrochen; einen Informationsaustausch über Stand und Entwicklung der Wissenschaft gab es praktisch nicht mehr. Die internationale Stellung deutscher Fachzeitschriften war verlorengegangen, ausländische Literatur wurde in Deutschland unerschwinglich. Der Boykott der deutschen Wissenschaft, der Ausschluß deutscher Gelehrter und Gesellschaften aus internationalen Verbänden und von internationalen Kongressen, die Verlegung fast aller internationalen wissenschaftlichen Büros und Institute in Länder der Alliierten, die Ächtung des Deutschen als Verhandlungssprache und als Schriftsprache, aber auch der deutsche Gegen-Boykott, das »Festungsdenken« der deutschen Eliten, behinderten die Entwicklung der Wissenschaft in Deutschland. Fritz Haber stand als Schöpfer des Gaskrieges neben Wilhelm II. auf der Liste der auszuliefernden Kriegsverbrecher.

²⁰ Verhandlungen der verfassunggebenden Deutschen Nationalversammlung, Bd. 333, 172. Sitzung vom 27. 4. 1920, S. 5529–5531, 5538. Harnacks Plädoyer ist gedruckt bei Kurt Zierold: Forschungsförderung in drei Epochen. Deutsche Forschungsgemeinschaft, Geschichte, Arbeitsweise, Kommentare. Wiesbaden 1968, S. 4–8.

Deutschland hatte nicht nur seine Weltmachtstellung verloren, es mußte militärisch abrüsten, war politisch isoliert, wirtschaftlich auf sich selbst gestellt und erdrückt von der Last der Reparationen. Selbst die innere und äußere Einheit war durch Unruhen, Streiks in vielen Teilen des Reichs und separatistische Bewegungen in den Grenzprovinzen bedroht. Allein die Weltgeltung deutscher Wissenschaft und Kultur, so glaubte man, könne nicht bestritten werden. Max Planck stand nicht allein mit seiner Feststellung als Geschäftsführender Sekretar – heute würden wir sagen: Präsident – in der Sitzung der Preußischen Akademie am 18. November 1918:

»Wenn die Feinde unserem Vaterland Wehr und Macht genommen haben, wenn im Inneren schwere Krisen hereingebrochen sind und vielleicht noch schwerere bevorstehen, eins hat uns noch kein äußerer und innerer Feind genommen: das ist die Stellung, welche die deutsche Wissenschaft in der Welt einnimmt.«²¹

Ähnlich äußerte sich Harnack, als er den erwähnten Antrag der Akademien an die Nationalversammlung im Februar 1920 begründete:

»Zu den vitalen Notwendigkeiten des Staates gehört auch die Erhaltung der wenigen großen Aktivposten, die er noch besitzt. Unter diesen Aktivposten kommt der deutschen Wissenschaft eine hervorragende Stellung zu. Sie ist die wichtigste Voraussetzung nicht nur für die Erhaltung der Bildung im Lande sowie für die Technik und Industrie Deutschlands, sondern auch sein Ansehen und seine Weltstellung, von der wiederum Geltung und Kredit abhängen.«²²

Der Ruf nach einer forcierten staatlichen Kultur- und Wissenschaftspolitik wurde quer durch alle Parteien zur Forderung des Tages. Von einer Kulturpolitik des Reiches erwarteten führende Kultur- und Wissenschaftspolitiker der Nachkriegszeit Wege aus der finanziellen Not und die Überwindung der inneren Zerrissenheit. Doch bisher war jede Ausdehnung kulturpolitischer Kompetenzen des Reiches an den Bundesstaaten gescheitert, die argwöhnisch über ihre Kulturhoheit wachten.

Es war kennzeichnend, daß ausgerechnet der letzte Kgl. Preußische Kultusminister, Schmidt-Ott, in dem erwähnten Artikel in der Internationalen Monatschrift im April 1919 die kulturpolitische Diskussion mit einem Plädoyer für ein vermehrtes Eintreten des Reiches und die Bereitstellung von Reichsmitteln eröffnete. In Anknüpfung an Erfahrungen der Althoff-Ära erklärte er vorsichtig, man werde angesichts der »Bedeutung der Kul-

²¹ M. Planck in: Preußische Akademie der Wissenschaften, Sitzungsberichte, Sitzung vom 14. 11. 1918. Berlin 1918, S. 993.

²² Hamack 1920, zit. nach Zierold, Forschungsförderung (wie Anm. 20), S. 4.

turpflege für die Zukunft unseres staatlichen und nationalen Lebens ... sich einer erweiterten Betätigung des Reiches gegenüber nicht ablehnend verhalten können«. Freilich müsse das, »ohne zwangsweise Zentralisierung« und ohne »jede bürokratische Bevormundung«, in freiwilliger Mitarbeit des Reiches geschehen, zumal dem Reich der Unterbau, das heißt die fachkundige Beamtenschaft, fehle. »Ob nicht neben staatlichen Organisationen freiere Gestaltungen, wie sie bei der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft und dem Deutschen Museum obwalten, zu fördern sind, darf weiterer Prüfung empfohlen werden.«²³

Noch deutlicher wurde sein ehemaliger Hochschulreferent, der parteilose Staatssekretär im nunmehr sozialdemokratisch geleiteten Kultusministerium und spätere Kultusminister Carl Heinrich Becker. In einer Denkschrift »Kulturpolitische Aufgaben des Reiches«, die er um die gleiche Zeit auf Veranlassung von Hugo Preuß dem Verfassungsausschuß der Nationalversammlung vorlegte, trat er offen für eine Erweiterung der kulturpolitischen Kompetenzen des Reiches durch Vereinbarungen zwischen Reich und Ländern ein.²⁴

Unmittelbares Ergebnis des Plädoyers von Schmidt-Ott und der Denkschrift Beckers war der im Verfassungsausschuß schließlich angenommene Art. 10, Ziffer 2 der Reichsverfassung vom 11. August 1919, nach dem im Unterschied zur Verfassung von 1871 dem Reich gegenüber den Ländern grundlegende Rahmengesetzgebungskompetenzen auf dem Gebiet des Schulwesens einschließlich des Hochschulwesens und der wissenschaftlichen Bibliotheken zugestanden wurden.

Als 1920 in höchster Not von Staatssekretär Theodor Lewald im Reichsministerium des Innern eine Lenkung der Notgemeinschaft deutscher Wissenschaft durch ein *Reichskommissariat für Wissenschaft* unter Leitung Schmidt-Otts erwogen wurde, lehnte dieser mit dem Hinweis ab, daß ja auch die Industrie für die Notgemeinschaft Geld gebe und dieses kaum einer staatlichen Behörde zur Verfügung stellen werde. Insofern könne man keinen Reichskommissar einsetzen. Zu einem Reichsministerium ist es erst im »Dritten Reich« durch Gründung des *Reichsministeriums für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung* (1. 5. 1934) unter Vereinigung mit dem Preußischen Kultusministerium und Übernahme der Zuständigkeiten der bisherigen Länderkultusministerien gekommen. Die Wissenschaftsförderung des Reiches blieb bei der 1919 errichteten kulturpolitischen Abteilung »für Bildung und Schule« im Reichsinnenministerium angesiedelt.

²³ F. Schmidt-Ott: Die Kulturaufgaben und das Reich (wie Anm. 16). – Dazu Wolfgang Treue, Friedrich Schmidt-Ott (wie Anm. 6), S. 245.

²⁴ C. H. Becker: Kulturpolitische Aufgaben des Reiches. Leipzig 1919, S. 13. Dazu Kurt Düwell, Staat und Wissenschaft in der Weimarer Epoche. Zur Kulturpolitik des Ministers C. H. Becker, in: Historische Zeitschrift Beiheft 1 N.F. (1971), S. 31–74, besonders S. 38.

Dennoch war verfassungsrechtlich eine Weichenstellung erfolgt, durch die Maßnahmen des Reiches als des Trägers neuer Ansätze zu einer zentralen Forschungsförderung und des Adressaten dahin zielender Wünsche erleichtert wurden. Für die Beamten des Reichsinnenministeriums, aber auch für Schmidt-Ott und Fritz Haber boten daher neu zu schaffende länderübergreifende »private« Selbstverwaltungsorganisationen mit der Rechtsform eingetragener Vereine wie die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft willkommene Ansatzpunkte, die verfassungsrechtlich erstmals gegebenen Kompetenzen auf dem Gebiet der Wissenschaftspflege schrittweise zu erweitern.

Die Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft

Als der eigentliche Schöpfer der »Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft« galt lange Zeit Schmidt-Ott; er sah das auch selber so und hat sein Wirken für die Notgemeinschaft als »eine große und vielleicht die schönste Aufgabe meines Lebens« bezeichnet.²⁵ Neuere Forschungen, die Untersuchung von Ulrich Marsch über die Gründung und frühe Geschichte der Notgemeinschaft und Margit Szöllösi-Janzes Haber-Biographie, haben das relativiert und sogar Fritz Haber als eigentlichen Initiator herausgestellt. Es ist hier nicht der Ort, die komplizierten Gründungsvorgänge aufzuschlüsseln. Nach meiner bisherigen Kenntnis wären ohne Schmidt-Otts Verbindungen zu den beteiligten Institutionen und Personen und sein Verhandlungsgeschick auch Fritz Habers Vorschläge nicht zum Ziele gelangt.

Den konkreten Anlaß gab zweifellos, daß Habers Kaiser-Wilhelm-Institut für physikalische Chemie als private Stiftung Koppels, die mit der KWG nur »ideell« verbunden war, infolge der Inflation ohne Rückgriff auf das schwindende Stiftungsvermögen wiederholt vor der Schließung stand, da zeitweise selbst die Gehälter nicht mehr bezahlt werden konnten. Haber als Direktor und Schmidt-Ott als Schatzmeister mußten nach Abhilfe suchen. Sie fanden diese zuletzt in der Übernahme des Instituts auf den Etat der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft. Aber auch diese befand sich in einer Finanzkrise und konnte zunächst weder vom Staat noch von der Wirtschaft hinreichende Mittel erlangen.

Also beschritten Schmidt-Ott und Haber schließlich den Weg zur Selbsthilfeorganisation. Seit dem Frühjahr 1920 wurde von ihnen die Gründung einer *Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft* betrieben. Nach Vorarbeiten, die Schmidt-Ott, wirksam gestützt von Haber, Max Planck, Harnack und Beamten des Reichsinnenministeriums, vorlegte,

²⁵ Schmidt-Ott, *Erlebtes* (wie Anm. 4), S. 174.

traten am 30. Oktober 1920 auf Einladung eines Gründungsausschusses unter dem Vorsitz Schmidt-Otts die Eingeladenen zu einer Gründungssitzung in der Preußischen Staatsbibliothek zusammen. Alle Universitäten und Technischen Hochschulen, die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft, die Gesellschaft Deutscher Naturforscher und Ärzte, der Deutsche Verband technisch-wissenschaftlicher Vereine sowie die Akademien waren vertreten. Der von Schmidt-Ott ausgearbeitete Satzungsentwurf wurde einstimmig verabschiedet und er selber zum Präsidenten gewählt, zu Vizepräsidenten der Münchener Mathematiker Walter von Dyck und Fritz Haber. Vorsitzender des Hauptausschusses wurde Harnack. Diese vier bildeten das Präsidium. Ein aus elf Mitgliedern und ebenso vielen Stellvertretern bestehender Hauptausschuß verteilte die Mittel auf die einzelnen Wissenschaftszweige, deren 21 Fachausschüsse mit je zwei bis zehn ehrenamtlich tätigen Gelehrten 108 Fachgebiete betreuten und auf Grund von Gutachten Vorschläge für die Verwendung der Mittel zu machen hatten. Gegründet wurde die Notgemeinschaft als eingetragener Verein, dem das Reichsfinanzministerium für die ihm zufließenden Spenden Steuerfreiheit bewilligte. Das Reich stellte 20 Millionen Mark als erste Bewilligung zur Verfügung mit der Aussicht, daß diese Ausgabe eine dauernde werde. Das waren nach der Dollarnotierung von Juli 1921 etwa 2,5 Millionen Goldmark. Von 1925 bis 1930 lag der jährliche Reichszuschuß bei 6 bis 8 Millionen Rentenmark, um dann in der Weltwirtschaftskrise auf 4 Millionen im Jahre 1933 zu fallen. Den Löwenanteil der Finanzierung trug mit über 73 Prozent (1933/34) das Reich.

Haber hatte sich eine mehr demokratische kollegiale Selbstverwaltungskörperschaft gewünscht, Schmidt-Ott jedoch im Einklang mit dem obrigkeitsstaatlichen Denken der meisten Professoren eine auf den Präsidenten zugeschnittene Verfassung durchsetzen können. Die Entscheidung über die Förderanträge, Vergabe der Mittel und die Gesamtarbeit der Notgemeinschaft traf er als Präsident weitgehend selber, darin nicht weniger autokratisch als Althoff, gestützt auf einen kleinen Kreis von Beratern. Schmidt-Otts selbstherrliches Regiment ging so lange gut und reibungslos, als hinreichend Mittel zur Verfügung standen, führte aber mit dem Herannahen einer immer bedrohlicheren Weltwirtschaftskrise zu wachsender Kritik und Spannungen mit Preußen (C. H. Becker) und einzelnen Forschern (F. Haber).

Die Tatsache, daß Becker als Chef einer Mängelverwaltung mit gleichwohl nicht unerheblichen Beiträgen Preußens zur Finanzierung der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft und der Notgemeinschaft mit ansehen mußte, wie Schmidt-Ott als Präsident eines privaten Vereins autokratisch über die ihm von Preußen, dem Reich und der Industrie zur Verfügung gestellten Mittel verfügte, mußte zu Konflikten führen. Aus der Sicht des Kultusministeriums hatte sich die Notgemeinschaft entgegen ihrer ursprünglichen Konzeption als eines

Selbstverwaltungsorgans der vereinigten Universitäten, Akademien und wissenschaftlichen Gesellschaften mit dem Zweck, durch Appelle an die Öffentlichkeit zusätzliche Mittel zur Unterstützung der Wissenschaftspflege des verarmten Staates zu gewinnen, zu einer »privaten Interessentenorganisation« entwickelt. »Statt dem Staate neue Mittel zuzuführen, verteilt sie Reichsmittel«, kritisierte Becker im Frühjahr 1928 in einem Vortrag über »Probleme der Wissenschaftspflege«.²⁶ Ihrer Funktion nach stelle die Notgemeinschaft eine Abteilung des Reichsinnenministeriums dar, ohne daß dieses mangels eines verwaltungsmäßigen Unterbaus zu einer wirksamen Kontrolle fähig sei.

Die Kritik brach offen aus, als sich nach der Notgemeinschaft nun auch die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft als zweite zentrale Wissenschaftsförderungsorganisation dem Einfluß des Preußischen Kultusministeriums entzog in dem Maße, wie die Zuschüsse des Reichsinnenministeriums (von 1924: 48 % auf 1930: 70 %) zunahmen und der Anteil des Preuß. Kultusministeriums (von 1924: 52 % auf 1930: 15 %) zurückging.²⁷ Die Kritik am Führungsstil Schmidt-Otts verband sich mit wachsendem Unbehagen am undurchsichtigen Finanzgebaren der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft und ihres Generaldirektors, Friedrich Glum (1891–1974). Im November 1928 erklärte Becker dem Schatzmeister der Notgemeinschaft und Senator der KWG, Arthur Salomonsohn, Schmidt-Ott habe es verstanden, »als gelehriger Schüler von Althoff ... alles so aufzuziehen, daß niemand einen Einblick habe«, indem er mit einer »Clique von alten Herren« eifersüchtig darüber wache, daß keine jüngeren Kräfte aufkommen könnten²⁸.

Als dann noch Angriffe im Reichstag dazukamen und auch einzelne Gelehrte auf eine »Demokratisierung« drängten, unter ihnen der Vizepräsident der Notgemeinschaft Fritz Haber, wurde Ende 1929 durch Reichsinnenminister Severing eine Neuordnung in die Wege geleitet. Sie sicherte eine effektivere Mitwirkung des Reichsinnenministeriums, verstärkte gegenüber Schmidt-Ott die Stellung des Hauptausschusses und schuf durch seine Erweiterung um einige Reichstagsabgeordnete Voraussetzungen für eine stärkere parlamentarische Kontrolle. Die Entlassung Beckers, der als parteiloser Fachmann über keine feste parlamentarische Hausmacht verfügte, am 30. Januar 1930 aus dem Ministeramt

²⁶ C. H. Becker: Probleme der Wissenschaftspflege, in: Recht und Staat im Neuen Deutschland. Vorlesungen gehalten in der Deutschen Vereinigung für Staatswissenschaftliche Fortbildung, hrsg. von Bernhard Harms. 1. Bd. Berlin 1929, S. 431–462, Zitat S. 459.

²⁷ Siehe die Tabelle bei vom Brocke, Die KWG in der Weimarer Republik (wie Anm. 18), S. 287.

²⁸ Aktennotiz Salomonsohns über eine Besprechung mit Becker und Werner Richter am 29. 11. 1928, zit. nach Zierold, Forschungsförderung (wie Anm. 20), S. 110.

beendete diesen Konflikt mit Preußen. Die Entlassung erfolgte gegen eine Flut von Protestadressen aus allen Bereichen des deutschen Kulturlebens von Albert Einstein und Walther Nernst bis zu Gerhart Hauptmann, Thomas Mann, Max Liebermann, Max Slevogt, Georg Kolbe und Käthe Kollwitz.

Ein weiterer Konflikt kam mit den Auseinandersetzungen um die Nachfolge Harnacks als Präsident der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft hinzu. Von Harnack wurden als Nachfolger Schmidt-Ott und Max Planck favorisiert, die aber beide sofort ablehnten. Nach Harnacks unerwartetem Tod 1930 wurde zum Präsidenten nicht der von Preußen sozusagen als Wiedergutmachung gewünschte Kandidat Becker, sondern – als Interimslösung – der 72jährige Max Planck gewählt und für Becker das neue Amt eines 3. Vizepräsidenten geschaffen. Plancks Wahl sollte sich für die Gesellschaft als ein Glücksfall erweisen.

Schmidt-Otts Präsidentschaft der Deutschen Forschungsgemeinschaft, in die 1929 die Notgemeinschaft mit der Einstellung ihrer Mittel in das Ordinarium des Reichshaushalts umbenannt worden war, endete abrupt am 23. Juni 1934 mit dem von Reichsminister Bernhard Rust im Auftrag Hitlers in brüsker Form erzwungenen Rücktritt des 74jährigen. Den Rücktritt hatte auch seine Politik vorsichtiger Anpassung nicht verhindern können, die Bewilligung von Projekten, die dem ideologischen Standpunkt der Nationalsozialisten entgegenkamen: Themen der so genannten »Volksbodenforschung«, der nordischen Mythologie. Wir vermissen sein deutliches Eintreten für jüdische Gelehrte, vor allem für den Mann, mit dem er viele Jahre gemeinsam gearbeitet hatte, für Fritz Haber. Sein Vorschlag eines »Forschungsrates« mit Hitler als Vorsitzendem 1933 und seine Empfehlung, die Organe auch der Reichswehr zugänglich zu machen, fanden keine Resonanz. Ihm ging es darum, möglichst viel von jenem System der Wissenschaft und ihrer Förderung zu retten, das er in den vergangenen Jahrzehnten aufgebaut hatte und das er jetzt bedroht sah. »Aber was ist heute aus seinem [d. i. Althoffs] Werk geworden?« fragte er am 10. Februar 1942 resigniert in einem Brief an den früheren badischen Ministerkollegen, den Mediziner und Psychologen Willy Hellpach (1877–1955), als es darum ging, für eine Althoff-Biographie einen fähigen Historiker zu gewinnen.²⁹ Schmidt-Otts Nachfolger bis 1936 wurde der Nobelpreistäger für Physik Johannes Stark (1874–1951), NSDAP-Mitglied seit 1930 und Präsident der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt 1933–1939. Nach der Wiedergründung der Notgemeinschaft am 11. Januar 1949 und ihrem Ausbau zwei Jahre später zur Deutschen Forschungsgemeinschaft/DFG war Schmidt-Ott bis zu seinem Tod ihr von der Mitgliederversammlung einstimmig gewählter Ehrenpräsident.

²⁹ Generallandesarchiv Karlsruhe, Nachlaß Hellpach, Nr. 292.

Fassen wir zusammen: Die Gründung der Notgemeinschaft als ein Zusammenschluß der deutschen Akademien, Universitäten, Technischen Hochschulen sowie von Wissenschaftsverbänden in der Rechtsform eines sowohl dem Staat als auch privaten Spendern gegenüber unabhängigen eingetragenen Vereins mit korporativen Mitgliedern war eine wissenschaftspolitische Großtat und nur der Gründung der KWG vergleichbar. Vor dem Hintergrund einer drohenden Unterfinanzierung der Wissenschaft in Deutschland schuf Schmidt-Ott in Anlehnung an Erfahrungen mit der KWG neue, bis heute gültige Organisationsformen der Forschungsförderung durch Vergabe staatlicher und privater Zusatzmittel an einzelne Forscher und Bibliotheken, seit 1925 auch für so genannte »Gemeinschaftsaufgaben«. Entsprechend dem sich seit dem späteren 19. Jahrhundert durchsetzenden Trend zur »Großwissenschaft«, in der der Wissenschaftler auf das Umfeld eines Forschungsinstituts oder mitarbeitender Fachgenossen angewiesen war, wurde mit der Förderung von Gemeinschaftsarbeiten ein Instrument entwickelt, das neben der klassischen Einzelförderung der Wissenschaftler die gemeinsame Arbeit an einem größeren Thema in den Mittelpunkt rücken und damit den spezifischen Bedingungen wissenschaftlicher Arbeit im späteren 20. Jahrhundert gerecht werden sollte. Die Preußische Akademie der Wissenschaften erklärte in einer »Adresse an Hrn. Staatsminister Dr. Friedrich Schmidt-Ott in Berlin zum fünfzigjährigen Doktorjubiläum am 6. April 1933« in ihrer Gesamtsitzung vom 27. April 1933:

»Die Unterstützung der Bibliotheken, die Beschaffung der Apparate für naturwissenschaftliche und medizinische Forschung, die Vorbereitung und die Veröffentlichung wissenschaftlicher Bücher, die Gründung zahlreicher naturwissenschaftlicher Forschungsgemeinschaften, die Unterstützung der Forschungsexpeditionen und Einzelreisen ins Ausland, die Förderung der deutschen Ausgrabungen sind Ruhmestitel.«³⁰

Die Forschungsförderung wurde finanziert, wie gesagt, weitestgehend durch das Reichsinnenministerium, aber auch von den Ländern und über den Stifterverband für die deutsche Wissenschaft durch Zuschüsse der Industrie sowie von amerikanischen Stiftungen (Rockefeller Foundation). Als eine zentrale Koordinationsstelle der Wissenschaft für die gesamte Forschungsförderung durch Staat und Wirtschaft war die Notgemeinschaft die bedeutendste Antwort der deutschen Wissenschaftsverwaltungen auf die am Ende des Ersten Weltkrieges entstandene Krise. Diese Rechtsform kam einer Revolution in der Forschungsförderung im 20. Jahrhundert gleich. De facto übernahm die Notgemeinschaft Aufgaben einer Wissenschaftsbehörde des Reiches. Sie wurde damit zum unverzichtbaren

³⁰ Sitzungsberichte, Philo-Hist. Klasse. Berlin 1933, S. 477–479, hier S. 478.

Bestandteil der Protagonisten einer Reichskulturpolitik. Trotz mancher Schwächen war nach dem Urteil von Notker Hammerstein »ein relativ offenes, demokratischen Grundvorstellungen folgendes und in dieser Weise in keinem Land existierendes Förderprogramm für Wissenschaft und Forschung damit installiert. Nicht von ungefähr sollte es alsbald im Ausland als vorbildliche Einrichtung gelten und dementsprechend nachgeahmt und kopiert werden.«³¹

Deutsch-sowjetische Wissenschaftsbeziehungen – Gesellschaft für Erdkunde

Unter den vielen anderen Tätigkeiten, in die Schmidt-Ott involviert war, lag ihm die Wiederaufnahme der Wissenschaftsbeziehungen mit Rußland am meisten am Herzen. Sie betrieb er im Zeichen des im Juni 1922 von Reichsaußenminister Walther Rathenau geschlossenen Vertrags von Rapallo mit dem kommunistischen Rußland. Der Vertrag wurde 1926 durch den Freundschafts- und Neutralitätsvertrag mit der Sowjetunion erweitert. Als Vorstandsmitglied der 1913 gegründeten »Deutschen Gesellschaft zum Studium Osteuropas« und ihr Präsident von 1920–1932 wurde Schmidt-Ott zum Hauptorganisator dieser Beziehungen, darin unterstützt von dem Berliner Osteuropa-Historiker und deutsch-nationalen Reichstagsabgeordneten Otto Hoetzsch (1876–1946), dem Direktor des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Hirnforschung Oskar Vogt (1870–1959) und von Harnack. Im Juni 1923 wurde in Berlin unter Vorsitz Schmidt-Otts ein Komitee zur Herstellung persönlicher Kontakte mit russischen Gelehrten gegründet, um Vorträge und Bücher-Austausch zu organisieren. Mitglieder waren u.a. Hoetzsch, Fritz Haber und Harnack. Im September 1925 folgte Schmidt-Ott der Einladung zur Zweihundertjahrfeier der Russischen Akademie der Wissenschaften nach Leningrad und Moskau. An ihr nahmen unter seiner Leitung 30 Vertreter von deutschen Akademien und Universitäten teil. Es war die größte Delegation unter den 150 ausländischen Teilnehmern mit Max Planck als Vorsitzendem Sekretar der Preußischen Akademie sowie neben anderen dem Direktor des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Hirnforschung Oskar Vogt. Für Schmidt-Ott war es der erste Flug von Königsberg nach Smolensk und Moskau. Ihm folgte eine gemeinsame Bahnfahrt nach Leningrad mit dem Vorsitzenden des Präsidiums des Obersten Sowjets, Kalinin.

In den folgenden Jahren unterstützte die Notgemeinschaft die Reisen deutscher Gelehrter in die Sowjetunion und russischer Gelehrter nach Deutschland, den Schriftenaustausch

³¹ Notker Hammerstein: Die Deutsche Forschungsgemeinschaft in der Weimarer Republik und im Dritten Reich. Wissenschaftspolitik in Republik und Diktatur 1920–1945. München 1999, S. 49.

und gemeinsame Forschungsexpeditionen, darunter die zusammen mit der Akademie der Wissenschaften der UdSSR im Jahre 1928 durchgeführte Alai-Pamir-Expedition mit 65 Wissenschaftlern aus der Sowjetunion, Deutschland und Österreich.³² 1928 führte auf Einladung der Sowjetischen Akademie und Regierung Schmidt-Ott eine Vortragsreise nach Leningrad, Moskau, Charkow und Tiflis. Mit der von ihm zusammen mit Otto Hoetzsch und Oskar Vogt organisierten »Russischen Naturforscherwoche« im Juni 1927, der »Russischen Historikerwoche« im Juli 1928 in Berlin, der »Woche der deutschen Technik« im Januar 1929 in Moskau hatte er sich mit den Worten von Hoetzsch in »hohem Maße Vertrauen, Hochachtung und Verehrung auch in der russischen Welt, in der Sowjetunion gewonnen«³³. Ihn folgte im November/Dezember 1932 die »Russische Medizinerwoche« in Berlin. In der DDR war Schmidt-Ott daher hoch geachtet.³⁴

Als Vorsitzender der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin von 1937–1941 und dann als ihr Ehrenpräsident konnte Schmidt-Ott in den schweren Jahren der nationalsozialistischen Diktatur durch seine Beziehungen zum Oberkommando der Marine und der Kulturabteilung des Auswärtigen Amtes mit deren Zuschüssen sowie Mitteln des Stifterverbandes die Gesellschaft finanziell sichern und allen Versuchen einer Gleichschaltung begegnen. Er war maßgeblich beteiligt an der Gründung des Instituts für Meereskunde und der Anstalt für Süßwasserbiologie und an der Förderung zahlreicher Forschungsreisen.³⁵ »Es war ein Glück für die gesamte deutsche Geographie, daß in den Jahren der stärksten Anbrandung nationalsozialistischer Forderung an die Wissenschaft das Steuer der Gesellschaft für Erdkunde noch von Exz. Schmidt-Ott als ersten Vorsitzenden geführt wurde.«³⁶

³² Schmidt-Ott, Erlebtes (wie Anm. 4), S. 224–226; Heinrich von Ficker: Eine deutsch-russische Forschungsexpedition im Alai und Pamir, in: Forschungen und Fortschritte 4, 31 (1928), S. 325–326; ders. (Hrsg.): Wissenschaftliche Ergebnisse der Alai-Pamir-Expedition 1928, 7 Bde. Berlin 1928–1932; Willi Rickmers: Alai! Alai! Arbeiten und Erlebnisse der Deutsch-Russischen Alai-Pamir-Expedition. Leipzig 1930.

³³ Otto Hoetzsch: F. Schmidt-Ott zum 70. Geburtstag, in: Osteuropa 5 (Juli 1930), S. 675–678. – Dazu B. vom Brocke: German-Russian scientific links. German Scholarship, Kaiser Wilhelm Society and its contacts to Russian science and academic institutions 1920–1933/37. Druck in Vorbereitung.

³⁴ Wissenschaft in Berlin. Von den Anfängen bis zum Neubeginn nach 1945. Leiter des Autorenkollektivs: Hubert Laitko. Berlin (Ost) 1987, S. 404–413 und passim.

³⁵ Schmidt-Ott, Erlebtes (wie Anm. 4), S. 303 f.; Karl Lenz: Aus der Geschichte der Gesellschaft für Erdkunde: Friedrich Schmidt-Ott, Vorsitz in schweren Jahren, in: Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin (2001), S. 22–25; ders.: Die Präsidenten – Träger und Erneuerer der Gesellschaft, in: DIE ERDE 2003, Sonderheft 1: 175 Jahre Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin 1828–2003.

³⁶ Otto Quelle: 25 Jahre Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin 1828–1953. Berlin (West) 1953, Nachdruck Berlin 2003, S. 7.



Abb. 5: »Russische Naturforscherwoche« in Berlin. Empfang der Deutschen Gesellschaft zum Studium Ost-Europas bei der Eröffnung am 20. 6. 1927³⁷

Erste Reihe: Cecile Vogt / Lunatscharski / Schmidt-Ott / Semashko / Frau Kolzow / Frau Meta Schmidt-Ott.
 Zweite Reihe: ? / Lasarew / Einstein (Physiker) / ? / Miss Tschitschibabin / Samoilowitsch (Polarforscher) / Frl. Samoilowitsch / Mrs. Jonas / ? / ? / ? / Botschafter Krestinski / ? / ? / ? / ? / ? / ? / ? / ? / ? / ? / Frau ? / ? / Wernadsky (Mineraloge) / Schmalhausen [nicht identifiziert], Abrikosow, Graf Arco, Behring, Beladin, Borisjak, Brussilowski, Fersman, Ipatjew, Kolzow, Nikiforow, Terdenge, Tschitschibabin.

³⁷ Photoalbum Schmidt-Ott's Reise durch die Sowjetunion 1928, ihm gewidmet von der Akademie der Wissenschaften der UdSSR, in: GStA PK, VI. HA, Rep. 92: Nachlaß Schmidt-Ott.

Ehrungen

Wir wollen schließen mit einem Überblick über die vielfältigen Ehrungen, die Schmidt-Ott zuteil wurden. Ihre zeitliche Abfolge bekundet den Dank, aber auch die Hoffnungen, welche die ihn Ehrenden auf seine weitere Unterstützung setzten.

Er war achtfacher Ehrendoktor aller Fakultäten: Dr. phil. h.c. Universität Berlin (1912), D. theol. Universität Berlin; Dr. phil. Universität Wien; Dr. med. Universitäten München (1922) und Budapest; Dr. der Staatswissenschaften Universität Marburg; Dr.-Ing. E. h. der Technischen Hochschulen Danzig und München.

Er wurde zum Ehrenmitglied von sechs deutschen Akademien gewählt, im März 1914 als Nicht-Gelehrter von der Preußischen Akademie der Wissenschaften (wie vor ihm 1899 Althoff), 1919 der Akademie zu Göttingen, 1930 der Akademien in Leipzig und Heidelberg, 1933 der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina in Halle und 1939 der Akademie der Wissenschaften zu Wien.

Er wurde Ehrenmitglied des Deutschen und des Österreichischen Archäologischen Instituts, des Vereins Deutscher Bibliothekare e.V., 1930 des Instituts für Weltwirtschaft und Seeverkehr in Kiel und der Universität Innsbruck, Ehrenbürger der Universität Münster und der Technischen Hochschule Karlsruhe, Ehrensenator der Universität Gießen. Er erhielt 1931 das Große Ehrenzeichen der Deutschen Akademie zu München.

Die Reichsregierung verehrte ihm als Dank »für hingebungsvolle und erfolgreiche Tätigkeit« 1927 seine von dem Schweizer Bildhauer Alexander Zschokke (1894–1981) geschaffene Büste zur Aufstellung in den Räumen der Notgemeinschaft im Berliner Schloß, heute der DFG in Bonn-Bad Godesberg. 1929 wurde Schmidt-Ott die 1924 gestiftete Adolf-Harnack-Medaille der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft (nach Harnack und Fritz Haber) verliehen und 1930 zum 70. Geburtstag 1930 die Goethe-Medaille sowie von Reichspräsident von Hindenburg der »Adlerschild des Deutschen Reiches« mit der Inschrift: »Dem grossen Förderer der deutschen Wissenschaft«. Diese von Reichspräsident Friedrich Ebert 1922 eingeführte nichttragbare höchste Auszeichnung des Reiches in Form einer bronzenen Gußmedaille war an Stelle der durch die Verfassung abgeschafften Orden getreten. Sie wurde 19mal von 1922–1932 vergeben. Und selbst im Dritten Reich wurden bis 1944 insgesamt 38 Adlerschilde verliehen. Vorschlagsrecht an das über die Vergabe entscheidende Reichsinnenministerium hatte Reichskunstwart Edwin Redslob (1884–1973). Die Auszeichnung und die Anfertigung der einzelnen Medaillen wurden in seinem Büro im Auftrag des Reichspräsidenten vorbereitet.³⁸

³⁸ Wolfgang Steguweit: Die Medaille und Gedenkmünze des 20. Jahrhunderts in Deutschland. Münzkabinett Staatliche Museen zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz. Berlin 2000.



Abb. 6: Friedrich Schmidt-Ott, gemalt von Max Slevogt im August 1932

Ebenfalls zum 70. Geburtstag überreichten ihm im Namen der deutschen Wissenschaft Walter von Dyck, Adolf von Harnack, Friedrich von Müller und Fritz Tillmann eine Festschrift *Aus fünfzig Jahren deutscher Wissenschaft*. In ihr zogen 42 Gelehrte Bilanzen ihrer Disziplinen im Hinblick auf ihre Förderung durch die Notgemeinschaft. Aus gleichem Anlaß stifteten 1930 die I.G. Farben ein Ölgemälde von Leo Samberger (1861–1849) und das Georg-Speyer-Haus in Frankfurt a. M. 1932 das vermutlich letzte Ölgemälde Max Slevogts (1868–1932), der einen Monat später im Herbst 1932 starb. 1933 wurde es von der Nationalgalerie als Gemälde eines »entarteten« Künstler an Schmidt-Ott zurückübergeben. Es hat den Bombenkrieg in seinem von ihm 1906 erbauten Haus auf dem Fichtenberge in Berlin-Steglitz überstanden und wurde nach dem Tod des jüngsten Sohnes Hans-Dietrich dort in einem Festakt am 24. Januar 2005 von dem ältesten Enkel Rainer Schmidt-Ott im Auftrag der 19 Enkel und Enkelinnen dem Präsidenten der Deutschen Forschungsgemeinschaft Karl-Ludwig Winnacker für ihre Geschäftsräume in Bonn-Bad Godesberg überreicht.

Im Hause Schmidt-Otts verkehrten u.a. Albert Einstein, aber auch Politiker wie Reichskanzler Wilhelm Marx, Staatsminister Gustav Stresemann, Kirchenmänner wie der frühere Nuntius Pacelli und spätere Papst Pius XII. und Wissenschaftler wie Ferdinand Sauerbruch, zitierte Winnacker in seiner Festansprache aus einer Einladungskarte von 1927.³⁹

³⁹ Familie Schmidt-Ott verläßt Steglitz. Ära endet nach 102 Jahren – Fichtenberg-Villa wird verkauft, in: Berliner Morgenpost 28. 1. 2005; Übergabe des Porträts von Max Slevogt an die DFG – 25. 1. 05 in Berlin: www.dfg.de/media/fotostrecken/2005/schmidt_ott/index.html; DFG erhält Slevogt-Porträt ihres ersten Präsidenten. Schenkung der Familie Schmidt-Ott in Berlin übergeben. Pressemitteilung Nr. 2. 26. 1.2005: www.dfg.de/aktuelles_presse/pressemitteilungen/2005/presse_2005_02.html.

Auch der Nationalsozialistische Staat ehrte den von ihm 1934 in brüsker Form auf das Altenteil Gesetzten, vor dem immerhin noch 22 Lebensjahre in voller Gesundheit und geistiger Frische lagen. Schmidt-Ott hat sie seiner Familie gewidmet, der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft, dem Stifterverband und vielen anderen Institutionen. Seine Mitarbeit wurde auch nach 1934 geschätzt, dort wo er den jungen Karrierebeamten des Reichserziehungsministeriums nicht in die Quere kam. In ungedruckten Ausführungen seiner Autobiographie schreibt er darüber:

»Zu meinem 80. Geburtstag am 4. Juni 1940 ist mir durch Besuch des Reichserziehungsministers Dr. Rust wie seines Staatssekretärs Zschintzsch auch durch ein eingehendes Telegramm des Letzteren, sowie trotz der Kriegslage durch ein Glückwunschtelegramm des Führers, wie durch Telegramme der Reichsminister Frick, v. Ribbentrop, Lammers, durch Schreiben des Grafen Schwerin v. Krosigk wie des Großadmirals Dr. Raeder und sonstige Zusendungen aus dem Kreis der Reichsregierung reiche Anerkennung und über Gebühr Schätzung zuteil geworden, sodaß ich nur mit wärmstem Dank darauf zurückblicken kann«.

Es waren die Spitzen der Behörden, mit denen er in seinem amtlichen und außeramtlichen Berufsleben seit einem halben Jahrhundert zu tun hatte: Staatsoberhaupt, Kultusminister, Innenminister, Außenminister, Finanzminister und Marine.

»Dass an diesem Tage« fuhr er fort, »ausser den 4 Schwiegertöchtern und 2 Enkeln drei meiner Söhne, darunter 2 für diesen Tag aus dem Felde beurlaubte⁴⁰, mit meiner Frau und mir feiern konnten und von den beiden bei den Panzerregimentern in Frankreich stehenden Söhnen, dem Major und dem Oberstabsarzt⁴¹, gute Nachrichten vorlagen, schätze ich als ein hohes Glück und besondere Gnade Gottes.«⁴²

In der jungen Bundesrepublik erhielt der 91jährige am Weihnachtstag 1951 durch Bundespräsident Theodor Heuss zusammen mit Kardinal Faulhaber und Paul Löbe die erstmals an Deutsche verliehene höchste Auszeichnung der Bundesrepublik, das Großkreuz ihres Verdienstordens. Seit 1956 tragen die mit der Bezeichnung »4. Oberschule

⁴⁰ Dr. phil. Hans-Dietrich (1905–2004), vom Militärdienst freigestellt, Physiker, Patentingenieur bei der Reichspost, dann am KWI/MPI für physikalische Chemie in Dahlem; Dr. rer. pol. Eduard (1898–1971), Teilhaber der Textilfirma Jung & Simons in Wuppertal-Elberfeld (3 Söhne, 2 Töchter); Dr. jur. Fritz-Ulrich (1908–1976), Lufthansa, als Flieger bei einer Luftstaffel eingezogen (1 Sohn, 1 Tochter). Schmidt-Ott, Erlebtes (wie Anm. 4), S. 305 f.; Typoskript im Nachlaß, S. 586–590.

⁴¹ Gustav Albrecht (1896–1980), zuletzt Oberst und Kommandeur des Panzerregiments 6 in Neuruppin. (5 Söhne); Dr. med. habil. Albrecht (1899–1993), Oberstabsarzt (3 Söhne, 3 Töchter), ebd.

⁴² Friedrich Schmidt-Ott: Erlebtes und Erstrebtes, Typoskript im Nachlaß, S. 553.

Technischen Zweiges« 1951 in Berlin-Steglitz gegründete »Schmidt-Ott-Oberschule« und seit 1960 die in Schmidt-Ott-Straße umbenannte Kaiser-Wilhelm-Straße seinen Namen. Sie führt zu seinem Haus in der Schiller-Straße, heute Arno-Holz-Straße 11.

Quellen und Literatur

Der Nachlaß Friedrich Schmidt-Otts befindet sich im Geheimen Staatsarchiv, Stiftung Preußischer Kulturbesitz (GStA PK) in Berlin Dahlem, VI. HA, Rep. 92. Weitere Quellen enthalten die Akten des Preußischen Kultusministeriums, ebd., Bestand I. HA Rep. 76 Kultusministerium, die Personalakte in den Akten des Zivilkabinetts, ebd., Rep. 89/4, und das Archiv der Max-Planck-Gesellschaft, Berlin-Dahlem.

(P) = Portrait, Photo, Abbildung Friedrich Schmidt-Otts

Schriften Friedrich Schmidt-Otts

- 1883 Die Entwicklung und Verbreitung der Handelsgesellschaften nach den deutschen Stadtrechtsquellen des Mittelalters. Breslau 1883 (Jur. Diss. Berlin)
- 1898–1918 Reden und Diskussionsbeiträge in: Hochschulpolitik im Föderalismus. Die Protokolle der Hochschulkonferenzen der deutschen Bundesstaaten und Österreichs 1898 bis 1918, hrsg. von Bernhard vom Brocke und Peter Krüger. Berlin 1994, 498 S., siehe das Register ebenda.
- 1909 Althoffs Plane für Dahlem. Denkschrift für Kaiser Wilhelm II. (mit Ph. Brugger, 1908/09), in: Geh StA PrK, Rep. 90, Nr. 452a (auch als Anlage zum Typoskript der Lebenserinnerungen »Erlebtes und Erstrebtes«, S. 669–693). – Gedruckt in: Idee und Wirklichkeit einer Universität. Dokumente zur Geschichte der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin. Hrsg. von Wilhelm Weischedel u. a. Berlin 1960, S. 483–524, 531–534. Vorlage für: Adolf Harnack: Gedanken über die Notwendigkeit einer neuen Organisation der Wissenschaften in Deutschland. Als Manuskript gedruckt. Berlin, den 21. 5. 1910 (Vertrauliche, für die Spendenwerbung gekürzte Fassung der Denkschrift an den Kaiser vom 21. 11. 1909). Diese ist zuletzt gedruckt in: 50 Jahre Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft und Max-Planck-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften 1911–1961. Beiträge und Dokumente. Göttingen 1961, S. 80–94.
- 1919 Die Kulturaufgaben und das Reich, in: Internationale Monatsschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik 13. Jg., H. 5 (1. April 1919), Sp. 449–464.

- 1920 Die Not der deutschen Wissenschaft (mit Eduard Wildhagen). Ebd. 15 (Okt. 1920), Sp. 1–35.
- Rede bei der Gründung der Notgemeinschaft im Plenarsaal des Reichstags am 23. Nov. 1920. Ebd. Sp. 98 ff.
- 1921 Die Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft, in: *Die Woche* (1921), Nr. 5, 4 S.
- 1925 Forschungsaufgaben der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft im Bereich der nationalen Wirtschaft, der Volksgesundheit und des Volkswohles. Berlin: Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft, 1925, 4 + 4 S. [Nicht im Handel erschienen].
- Beilage u.d.T.: Fritz Haber: Zum Antrage der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft auf Bewilligung eines Sonderfonds von 5 Millionen Mark für 1925.
- Denkschrift über den Rückgang in der Verbreitung deutscher wissenschaftlicher Werke und Zeitschriften im Auslande. Berlin: Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft, 1925, 5 + 4 S. [Nicht im Handel ersch.]. Anlage I: Bericht über den Rückgang in der Verbreitung von wissenschaftlichen Werken und Zeitschriften im Auslande in der vom Auswärtigen Amt einberufenen Besprechung am 11. Dez. 1925 erstattet; 2: Auszug aus Jahresberichten der Universitäts-Bibliothek in Christiania, Lund, Upsala.
- 1926 Einführungswort zu: *Medizinische Wissenschaft und werktätiges Volk: Medizin. Vorträge, auf Veranlassung der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft auf der Essener medizinischen Woche (24.–31. Okt. 1925), gehalten von Ludwig Aschoff, August Bier, Wilhelm His, Ludolf v. Krehl, Friedrich Schmidt-Ott, Hermann Griegel*. Berlin: Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft [1926], 216 S., mit Abb.
- 1928 Kann die staatliche Förderung durch Zusammenfassung und planmäßige Finanzierung gesteigert werden? [zusammen mit Friedrich Glum, Generaldirektor der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften], in: *Reich und Länder. Zeitschrift für die Entwicklung der Verfassung und Verwaltung in Deutschland* 3 (1929/30), S. 107–114.
- Geleitwort zu: *Festschrift für Wilhelm Kolle [[868–1035] zum 60. Geburtstag*. Jena 1928 (Arbeiten aus dem Staatsinstitut für experimentelle Therapie und dem Georg-Speyer-Hause zu Frankfurt a. M., 21).
 - Einführung zu: *Deutsche Forschung*, Heft 1. Wiederabdruck aus dem 5. Bericht. Berlin: Verlag der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft, 1928, 116 S.
 - Einführung zu: *Deutsche Forschung*, Heft 2. Aus der Arbeit der Notgemeinschaft

- der Deutschen Wissenschaft. Denkschriften über Gemeinschaftsarbeiten. Berlin 1928, 205 S.
- Einführung zu: Deutsche Forschung, Heft 3: Metallforschung. Berlin 1928, 122 S.
 - Einführung zu: Deutsche Forschung, Heft 4: Geophysik und Aerologie. Berlin 1928, 91 S.
 - Einführung zu: Deutsche Forschung, Heft 6: Deutsche Volkskunde. Berlin 1928, 150 S.
 - 1929 Einführung zu: Deutsche Forschung, Heft 9: Landwirtschaftswissenschaft (Vorträge vor Reichstagsmitgliedern im Frühjahr 1929). Berlin 1929, 119 S.
 - 1938 Einleitung zu: Deutsche Forschung, Heft 13: Reisen und Ausgrabungen. Berlin 1930, 172 S.
 - Vorwort zu: Deutsche Forschung, Heft 14: Strömungsforschung in der Atmosphäre. Berlin 1930, 79 S.
 - Vorwort zu: Georgische Kunst. Ihre Entwicklung vom 4.–18. Jahrhundert. Architektur, Silbertreibikonen, Wand-, Nadel- u. Miniaturmalereien. Ausstellung der Deutschen Gesellschaft zum Studium Osteuropas und des Volksbildungskommissariats der S.S.R. Georgien in Berlin, Köln, Nürnberg, München, Wien. Juli/Okt. 1930. Berlin 1930, 48 S., mit Abb. u. 1 eingedr. Kt.
 - 1932 Wissenschaft und Ausland, in: Inter Nationes 2 (1932), S. 7–9.
 - 1933 Denkschrift »Notgemeinschaft und Forschungsrat«. Vertraulich, als Handschrift gedr. 1933, GStA Berlin, I HA Rep. 76, 1354.
 - 1935 Aus vergangenen Tagen deutscher Wissenschaftspflege. Ansprache beim Wochenendfrühstück der Förderer der Deutschen Akademie im Kaiserhof zu Berlin am 4. April 1935. Als Handschrift gedr. [im Selbstverlag]. Gräfenhainichen 1935, 14 S.
 - 1937 Von den Vorfahren. Werden und Erleben eines deutschen Bürgerhauses (mit Archivrat Dr. Walther Zimmermann, Bonn, der den genealogischen Teil verfaßte). Als Handschrift für die Familie gedruckt [im Selbstverlag]. Potsdam 1937, 311 S. mit Abb.
 - Friedrich Althoff. Ein Beamtenleben im Dienst der Wissenschaft, in: Deutsche Allgemeine Zeitung, 76. Jg., Nr. 458 (1. 10. 1937).
 - 1939 Friedrich Althoff zum 100. Geburtstag, in: Forschungen u. Fortschritte 15. Jg., Nr. 5 (10. 2. 1939), S. 71 f.
 - 1941 Zum Geleit. [Einleitung zu:] Das afrikanische Kolonialproblem. Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin (Mai 1941), H. 1–4.

- 1943 Victor Schwoerer †, in: *Forschungen und Fortschritte*, 19. Jg., Nr. 9/10 (März/April 1943), S. 107.
- 1947 *Die Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft*. Maschinenschr. Exemplar im GStA Berlin-Dahlem. Berlin 1947.
- 1952 *Erlebtes und Erstrebtes 1860–1950*. Wiesbaden 1952, 332 S. (Ungekürztes Typoskript im Nachlaß, 695 S. Masch.schr., abgeschlossen am 50. Verlobungstag, 29. September 1944).
- 1953 *Zur neueren deutschen Wissenschaftsgeschichte. Ein Brief an Herrn Prälaten Prof. Dr. Schreiber, Münster i. W.*, in: *Historisches Jahrbuch* 72 (1953), S. 535–539.
Zahlreiche Aufsätze, Jahresberichte der Notgemeinschaft, Würdigungen, Nachrufe.

Literatur über Schmidt-Ott (Festschriften, Nachrufe, Würdigungen)

- 1918 *Die Preußischen Kultusminister und ihre Beamten im ersten Jahrhundert des Ministeriums 1817–1917*. Im amtlichen Auftrage [d. i. Schmidt-Otts] bearb. von Reinhard Lüdicke. Stuttgart/Berlin 1918.
- 1930 *Aus fünfzig Jahren deutscher Wissenschaft. Die Entwicklung ihrer Fachgebiete in Einzeldarstellungen*. Seiner Exzellenz Herrn Staatsminister D. Dr. Friedrich Schmidt-Ott zur Feier seines 70. Geburtstages im Namen der deutschen Wissenschaft überreicht von Walter von Dyck, Adolf von Harnack, Friedrich von Müller, Fritz Tillmann. Hrsg. von Gustav Abb. Berlin/Freiburg/München/Leipzig 1930 (P), 496 S. [darin u.a.: Adolf von Harnack: Geleitwort; Reinhold Seeberg: F. Schmidt-Ott und die deutsche Wissenschaft; Georg Schreiber: Auslandsbeziehungen der deutschen Wissenschaft; Fritz Milkau: Bibliothekswesen].
- *Volkskundliche Studien. Friedrich Schmidt-Ott zum 70. Geburtstage* dargebracht. Berlin/Leipzig 1930, 248 S. (aus: *Zeitschrift für Volkskunde* N. F. Jg. 2 (1930) H. 1/2).
 - *Ansprachen, gehalten bei der Feier des 70. Geburtstages Seiner Exzellenz des Herrn Staatsministers D. Dr. Schmidt-Ott am 5. Juni 1930, 11¹/₂ Uhr im Hotel Adlon zu Berlin*. Leipzig 1930, 70 S.
 - Schmidt-Ott, in: *Reichshandbuch der Deutschen Gesellschaft*, Berlin 1930, S. 1665 (P).
 - Heinrich Konen: *Staatsminister Dr. Friedrich Schmidt-Ott, Präsident der Deutschen Forschungsgemeinschaft zum 70. Geburtstage*, in: *Forschungen und Fortschritte* 6, Nr. 16 (1. Juni 1930), S. 217 f.

- Otto Hoetzsch: Friedrich Schmidt-Ott zum 70. Geburtstag, in: Osteuropa 5 (Juli 1930), S. 675–678.
- 1933 Preußische Akademie der Wissenschaften: Adresse an Hrn. Staatsminister Dr. Friedrich Schmidt-Ott in Berlin zum fünfzigjährigen Doktorjubiläum am 6. April 1933 in der Gesamtsitzung vom 27. April 1933, in: Sitzungsberichte, Phil.-Hist. Klasse. Berlin 1933, S. 477–479.
- 1940 Adolf Jürgens: Procurator Scientiarum. Friedrich Schmidt-Ott zum 80. Geburtstag am 4. Juni 1940. Berlin (1940), 3 Bl.
- Ernst Walter Andrae, Staatliche Museen Berlin: Friedrich Schmidt-Ott zum 80. Geburtstage am 4. Juni 1940, in: Forschungen und Fortschritte 16. Jg., Nr. 16/17 (1. Juni 1940), S. 186.
- Oskar von Niedermayer: Wehrgeographie am Beispiel der Sowjetunion, in: Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde (1940), S. 1–29.
- 1950 E. Moritz: Friedrich Schmidt-Ott 90 Jahre, in: Physikalische Blätter 6 (1950), S. 414 f.
- August Wilhelm Fehling (1923–1945 Referent der DFG): Friedrich Schmidt-Ott 90 Jahre, in: Deutsche Universitäts-Zeitung (Mai 1950), S. 6.
- Fritz Spiess: Der Präsident der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft, Staatsmin. Dr. Schmidt-Ott, als Förderer der Deutschen Atlantischen Expedition 1925–1927, in: Deutsche Hydrographische Zeitschrift 3 (1950), H. 1/2, S. III-IX (P).
- Otto Quelle: 125 Jahre Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin 1828–1953. Berlin (West) 1953, Nachdruck Berlin 2003 (P).
- Heinrich Ficker, Wien: Staatsminister a. D. Friedrich Schmidt-Ott zum 95. Geburtstag, in: Forschungen und Fortschritte 29. Jg., H. 6 (1955), S. 190 f.
- 1956 Adolf Grimme: Friedrich Schmidt-Ott, in: Mitteilungen der Max-Planck-Gesellschaft, H. 2 (Mai 1956), S. 62–69, 100 (P).
- Max Horst: Friedrich Schmidt-Ott zum Gedächtnis. Der Gründer und erste Präsident der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft verstarb am 28. April 1956, in: Das Parlament (1956) (P).
- Kurt Noack: Friedrich Schmidt-Ott zum Gedächtnis, in: Forschungen und Fortschritte 30. Jg., H. 10 (Oktober 1956), S. 316–318.
- Kurt Noack: Nachruf auf Friedrich Schmidt-Ott, in: Jahrbuch der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1956. Berlin (Ost) 1957, S. 522–524.
- 1957 Wieland Schmidt: Friedrich Schmidt-Ott, in: Zeitschrift der Vereinigung ehemaliger Schüler des Königlichen Wilhelms-Gymnasiums zu Berlin, Nr. 62 (Dezember 1957).

- 1960 Friedrich Schmidt-Ott, in: *Mitteilungen der Max-Planck-Gesellschaft* 1960, S. 207–210 (P).
- 1987 Wolfgang Treue: Friedrich Schmidt-Ott, in: *Wissenschaftspolitik in Berlin. Minister, Beamte, Ratgeber*. Hrsg. von Wolfgang Treue und Karlfried Gründer. Berlin (West) 1987, S. 235–250 (P).
- 2001 Karl Lenz: Aus der Geschichte der Gesellschaft für Erdkunde: Friedrich Schmidt-Ott, Vorsitzender in schweren Jahren, in: *Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin* (2001), S. 22–25.
- 2003 Karl Lenz: Die Präsidenten – Träger und Erneuerer der Gesellschaft, in: *DIE ERDE* 2003, Sonderheft 1: 175 Jahre Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin 1828–2003.
- 2007 Bernhard vom Brocke: Friedrich Schmidt-Ott (1860–1956). Wissenschaftspolitiker, in: *Neue Deutsche Biographie*. Bd. 23, Berlin 2007, S. 165–167.

Büsten, Gemälde

- Bronze-Büste von Alexander Zschokke (1894–1981) 1927, in den Räumen der DFG, Bonn-Bad Godesberg, 2. Ausfertigung im Hause Schmidt-Ott.
- Ölgemälde von Leo Samberger (1861–1849), 1930.
- Ölgemälde von Max Slevogt (1868–1932)) 1930/32, Nationalgalerie, seit 1933 im Hause Schmidt-Ott, seit 2005 in der DFG (Kopien im Georg Speyer-Haus [Paul-Ehrlich-Institut] Frankfurt a. M. und in der Generalverwaltung der MPG in München); Reproduktion in: *Mitteilungen der Max-Planck-Gesellschaft* 1960, S. 208.

Weitere Literatur

- 1919 Carl Heinrich Becker: *Kulturpolitische Aufgaben des Reiches*. Leipzig 1919.
- 1920 Adolph Hoffmann: Unter den Linden 4, in: *Die Revolution. Unabhängiges sozialdemokratisches Jahrbuch für Politik und proletarische Kultur* (1920), S. 178–186.
- 1926 *Weltpolitische Bildungsarbeit an Preußischen Hochschulen*. Festschrift aus Anlaß des 50. Geburtstags des Preußischen Ministers für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung Prof. Dr. C. H. Becker. Berlin 1926.
- 1928 Arnold Sachse: *Friedrich Althoff und sein Werk*. Berlin 1928.
- 1929 Carl Heinrich Becker: Probleme der Wissenschaftspflege, in: *Recht und Staat im Neuen Deutschland*. Vorlesungen gehalten in der Deutschen Vereinigung für Staatswissenschaftliche Fortbildung, hrsg. von Bernhard Harms. 1. Bd. Berlin 1929, S. 437–462.

- 1930 Wilhelm von Bode: *Mein Leben*. 2 Bde. Berlin 1930, neu hrsg. von Thomas W. Gaetgens und Barbara Paul. 2 Bde. Berlin 1997.
- 1947 Carl Troll: Die Geographische Wissenschaft in Deutschland in den Jahren 1933 bis 1945. Eine Kritik und Rechtfertigung, in: *Erdkunde* 1 (1947), S. 3–48.
- 1968 Kurt Zierold: *Forschungsförderung in drei Epochen*. Deutsche Forschungsgemeinschaft, Geschichte, Arbeitsweise, Kommentare. Wiesbaden 1968.
- 1971 Kurt Düwell: Staat und Wissenschaft in der Weimarer Epoche. Zur Kulturpolitik des Ministers C. H. Becker, in: *Historische Zeitschrift Beiheft* 1 N.F. (1971), S. 31–74
- 1973 Georg Graf von Hertling: Briefwechsel Hertling-Lerchenfeld: 1912–1917; dienstliche Privatkorrespondenz zwischen dem bayerischen Ministerpräsidenten Georg Graf von Hertling und dem bayerischen Gesandten in Berlin Hugo Graf von und zu Lerchenfeld. Hrsg. und eingel. von Ernst Deuerlein. Boppard am Rhein 1973 (*Deutsche Geschichtsquellen des 19. und 20. Jahrhunderts* 50, 2).
- 1980 Bernhard vom Brocke: Hochschul- und Wissenschaftspolitik in Preußen und im Deutschen Kaiserreich 1882–1907: das »System Althoff«, in: *Bildungspolitik in Preußen zur Zeit des Kaiserreichs*. Hrsg. von Peter Baumgart. Stuttgart 1980, S. 9–118.
- 1981 Bernhard vom Brocke: Preußische Bildungspolitik 1700–1930, in: *Deutsches Verwaltungsblatt mit Verwaltungsarchiv* 96 (1981), H. 15/16: Zum Preußenjahr 1981, S. 727–746.
- 1983 Kurt Nemitz: Antisemitismus in der Wissenschaftspolitik der Weimarer Republik. Der »Fall Ludwig Schemann«, in: *Jahrbuch des Instituts für Deutsche Geschichte* Bd. XII. Universität Tel-Aviv 1983, S. 377–407.
- 1987 *Wissenschaft in Berlin. Von den Anfängen bis zum Neubeginn nach 1945*. Leiter des Autorenkollektivs: Hubert Laitko. Berlin (Ost) 1987 (P).
- 1990 Bernhard vom Brocke: Die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft im Kaiserreich. Vorgeschichte, Gründung und Entwicklung bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs, in: *Forschung im Spannungsfeld von Politik und Gesellschaft. Geschichte und Struktur der Kaiser-Wilhelm-/ Max-Planck-Gesellschaft*. Aus Anlaß ihres 75jährigen Bestehens hrsg. von Rudolf Vierhaus und Bernhard vom Brocke. Stuttgart 1990, S. 17–162.
- Bernhard vom Brocke: Die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft in der Weimarer Republik. Ausbau zu einer gesamtdeutschen Forschungsorganisation (1918–1933), ebd. S. 197–355 (P).

- 1991 Bernhard vom Brocke (Hrsg.): Wissenschaftsgeschichte und Wissenschaftspolitik im Industriezeitalter. Das »System Althoff« in historischer Perspektive. Hildesheim 1991.
- Bernhard vom Brocke: Internationale Wissenschaftsbeziehungen und die Anfänge einer deutschen auswärtigen Kulturpolitik: Der Professoren Austausch mit Nordamerika, ebd., S. 185–242.
- 1991 Guido Müller: Weltpolitische Bildung und akademische Reform. Carl Heinrich Beckers Wissenschafts- und Hochschulpolitik 1908–1933. Köln u.a. 1991.
- 1994 Dietrich Stoltzenberg: Fritz Haber: Chemiker, Nobelpreisträger, Deutscher, Jude. Eine Biographie. Weinheim 1994, 2. Aufl. 1998.
- Ulrich Marsch: Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft. Gründung und frühe Geschichte 1920–1925. Frankfurt/M. 1994.
- 1995 Winfried Schulze: Der Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft 1920–1995. Unter Mitarbeit von Sven Bergmann und Gerd Helm. Berlin 1995.
- 1996 Bernhard vom Brocke/Hubert Laitko (Hrsg.): Die Kaiser-Wilhelm-/Max-Planck-Gesellschaft und ihre Institute. Studien zu ihrer Geschichte: Das Harnack-Prinzip. Berlin 1996.
- 1998 Margit Szöllösi-Janze: Fritz Haber 1868–1934. Eine Biographie. München 1998 (München, Univ., Habil.-Schr., 1996/97).
- 1999 Notker Hammerstein: Die Deutsche Forschungsgemeinschaft in der Weimarer Republik und im Dritten Reich. Wissenschaftspolitik in Republik und Diktatur 1920–1945. München 1999.
- 2001 Bernhard vom Brocke: Im Großbetrieb der Wissenschaft. Adolf von Harnack als Wissenschaftsorganisator und Wissenschaftspolitiker – zwischen Preußischer Akademie und Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft. Auch ein Beitrag zur vergeblichen Reform der deutschen Akademien seit 1900. In: Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät, Bd. 45 (2001), 2, S. 59–144.
- 2002 Bernhard vom Brocke: Kultusministerien und Wissenschaftsverwaltungen in Deutschland und Österreich: Systembrüche und Kontinuitäten 1918/19–1933/38–1945/46, in: Wissenschaften und Wissenschaftspolitik. Bestandsaufnahmen zu Formationen, Brüchen und Kontinuitäten im Deutschland des 20. Jahrhunderts. Hrsg. von Rüdiger vom Bruch und Brigitte Kaderas. Stuttgart 2002, S. 192–214.
- 2003 Karl Lenz: Die Präsidenten – Träger und Erneuerer der Gesellschaft, in: DIE ERDE 2003, Sonderheft 1: 175 Jahre Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin 1828–2003.

- 
- 
- 2004 Bernhard vom Brocke: Preußische Hochschulpolitik im 19. und 20. Jahrhundert. Kaiserreich und Weimarer Republik, in: Die Universität Greifswald und die deutsche Hochschullandschaft im 19. und 20. Jahrhundert. Hrsg. von Werner Buchholz. Stuttgart 2004 (Pallas Athene, Bd. 10).
- 2006 Bernhard vom Brocke: Bildung und Wissenschaft als neue Produktivkräfte. In: Deutschland-Journal. Sonderausgabe Dokumentation zum Seminar am 17. Februar 2006 »Preußen und das preußisch-deutsche Reich. Die Praxis des effizienten Staates«. Hamburg 2006, S. 57–89.
- 2007 Bernhard vom Brocke: German-Russian scientific links. German Scholarship, Kaiser Wilhelm Society and its contacts to Russian science and academic institutions 1920–1933/37 (Vortrag im November 2005 am Institut für Geschichte der Wissenschaften und Technik der Russischen Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg, Druck in Vorbereitung).



DOKUMENTE UND ERINNERUNGEN





Angela Merkel:

Zum 100. Geburtstag von Helmuth James Graf von Moltke
Ansprache beim Festkonzert im Konzerthaus Am Gendarmenmarkt
am 11. März 2007

Helmuth James Graf von Moltke (11. März 1907 bis 23. Januar 1945), Begründer des Kreisauer Kreises im Widerstand gegen Hitler, war gewissermaßen hauptberuflich bei der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft beschäftigt. Nach Kriegsausbruch am 1. September 1939 wurde er Mitarbeiter des Kaiser-Wilhelm-Instituts für ausländisches Recht und Völkerrecht (im Dachgeschoss des Berliner Schlosses), von wo aus er am 6. September 1939 in die „Beratungsstelle für Völkerrecht“ im Amt Ausland/Abwehr, des militärischen Nachrichtendienstes Admirals Canaris' im Oberkommando der Wehrmacht, einberufen wurde. Hinter dieser Beratungsstelle standen institutionelle und personelle Beziehungen des Kaiser-Wilhelm-Instituts und des OKW.

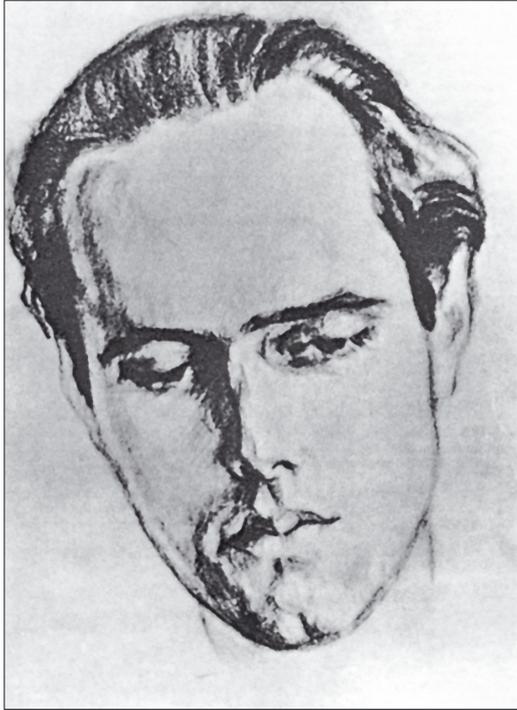
Die Ansprache der Bundeskanzlerin Dr. Angela Merkel bei der Gedenkveranstaltung zu Moltkes 100. Geburtstag nimmt ausdrücklich Bezug auf die europäische Dimension der politischen Vorstellungen des Völkerrechtlers Helmuth von Moltke, die die Vorstellungen des Kreisauer Kreises für Nachkriegsdeutschland positiv geprägt haben.

Sehr geehrter Herr Professor Geremek, sehr geehrter Herr Erzbischof, liebe Freunde und Förderer des Neuen Kreisau, meine Damen und Herren, sehr geehrte, liebe Gräfin von Moltke,

ich freue mich – es ist für mich sehr bewegend –, dass ich Sie heute, vor Beginn der Veranstaltung, kurz persönlich kennen lernen konnte. Es ist mir eine große Ehre, heute, am 100. Geburtstag Ihres Mannes, Helmuth James' Graf von Moltke, an dieser Feierstunde teilnehmen zu dürfen.

Wir sind heute hier zusammengekommen, um mit Ihnen eines Mannes zu gedenken, der wie wenige andere für Überzeugungen im Widerstand gegen das Naziregime eingetreten ist. Seine Entschiedenheit, seine Bereitschaft, im Kampf gegen den nationalsozialistischen Terror auch Opfer zu bringen, bleibt uns immerwährend in Erinnerung.

Mehr noch, die freiheitlich-demokratischen Ideale und die europäischen Visionen von Helmuth James Graf von Moltke haben auch heute, am 11. März 2007 – ich sage als Europäische Ratspräsidentin: ganz besonders heute, 100 Jahre nach seiner Geburt am



*Helmuth James Graf von Moltke
Kohlezeichnung von Frl. Schneefuß, 1931*

11. März 1907 – nichts an Aktualität eingebüßt. Sie sind uns immer wieder Mahnung, sind uns vor allen Dingen auch Auftrag.

Helmuth James Graf von Moltke wuchs als Ältester von fünf Geschwistern in Kreisau auf. Er hatte als angehender Jurist viele Kontakte zu Politikern und Intellektuellen. Er übte – sein Mut ist gar nicht hoch genug einzuschätzen, wenn man sich in die Zeit der Diktatur versetzt – Kritik an Hitlers Aufstieg. Er verzichtete auf die Richterlaufbahn, um nicht der NSDAP beitreten zu müssen.

Seit 1940 sammelten sich entschiedene Gegner des NS-Regimes um ihn und seinen Freund Peter Graf Yorck von Wartenburg und entwickelten – man muss sich dies immer wieder vorstellen – in einer Zeit der gesellschaftlichen Finsternis konkrete Konzepte für ein demokratisches Deutschland nach dem Ende der nationalsozialistischen Diktatur.

Der Kreisauer Kreis, wie diese Widerstandsgruppe später genannt wurde, gehörte zu den Ersten, die konsequent europäisch

dachten. Man ging im Denken über Deutschland hinaus, man dachte europäisch. Deutschland wurde in diesen Gedanken Teil eines föderativen Bundesstaates Europa, eines geeinten Europa, in dem christlich-ethische und sozialreformerische Gesichtspunkte die Politik bestimmen sollten.

Meine Damen und Herren, wenn ich mir heute als Präsidentin des Europäischen Rates – gerade von einer Ratssitzung zurückgekehrt – vor Augen halte, dass bereits zwischen 1940 und 1945 diese Gedanken ganz konkret Gestalt annahmen, dass man Visionen hatte, und wenn wir dann darüber nachdenken, wie viel von diesen Visionen Realität wurde und wie kleinkariert wir im Vergleich dazu heute denken, dann sollte das, was ich eben als Auftrag genannt habe, uns auch immer wieder leiten, wenn es um das Finden von Kompromissen geht.

Lieber, sehr geehrter Herr Professor Geremek, Sie kennen es aus der Perspektive des Europäischen Parlaments und ich kenne es aus der Perspektive des Rates: Dieses Europa ist unsere Zukunft. Das hat Helmuth James Graf von Moltke schon damals gewusst. Das ist die große Vision, die uns auch weiter beschäftigen wird.

In Berlin nutzte von Moltke seine Stellung als Sachverständiger für Kriegs- und Völkerrecht beim Oberkommando der Wehrmacht zum individuellen Widerstand. Ihr Mann, liebe Gräfin von Moltke, verhinderte die Erschießung von Geiseln und die Misshandlung von Kriegsgefangenen.

Im Januar 1944 warnte er einen Freund vor der drohenden Verhaftung. Daraufhin wurde er selbst festgenommen. Am 23. Januar 1945 wurde Helmuth James Graf von Moltke in Berlin-Plötzensee im Alter von nur 37 Jahren hingerichtet. Aus der Haft schrieb er in einem letzten Brief an Sie, verehrte Gräfin von Moltke – ich darf daraus zitieren: „Mein Leben ist vollendet. Ich kann von mir sagen: Er starb alt und lebenssatt. Das ändert nichts daran, dass ich gern noch etwas leben möchte, dass ich Dich gerne noch ein Stück auf dieser Erde begleitete. Aber dann bedürfte es eines neuen Auftrages Gottes. Der Auftrag, für den mich Gott gemacht hat, ist erfüllt.“

Ja, meine Damen und Herren, sein Auftrag war erfüllt. Aber dieser Auftrag war ein Auftrag, der weiter trug und der weiter trägt, bis heute und – ich sage ganz bewusst – über den heutigen Tag hinaus. Dass er von Ihnen, Gräfin von Moltke, so konkret im Neuen Kreisau fortgesetzt wird, zeigt, dass das nicht nur irgendwelche Worte sind, sondern Gestalt angenommen hat. Deshalb entstand 1989/90 – Sie wissen es alle – die Stiftung Kreisau für Europäische Verständigung.

Auch hier will ich wieder sagen: Wir wissen – gerade in diesen Tagen, in diesen Jahren –, wie wichtig es ist, dass europäische Verständigung immer wieder erarbeitet werden muss, wie schnell Vorurteile wieder an Bedeutung gewinnen können und wie wichtig es ist, alles zu tun, dass diese Vorurteile nicht verfestigt werden. Begegnung ist die beste Möglichkeit, sich an Vorurteilen nicht festhalten zu können. Am leichtesten lässt sich der Andere in



Sonder-Briefmarke des Bundesfinanzministeriums zum 100. Geburtstag Stauffenbergs und Moltkes 2007



einer verzeichneten Art und Weise darstellen, wenn man ihm nie Auge in Auge gegenübertritt. Deshalb ist es so wunderbar, dass Polen und Deutsche, aber auch viele Mitglieder aus anderen Ländern gemeinsam diese internationale Jugendbegegnungsstätte bauten und die Europäische Akademie in Kreisau leben lassen.

Was kann – dies ist eben schon gesagt worden – eine solche Stunde besser unterstreichen als das heutige Konzert des „Jungen Klangforums Mitte Europa“? Dieses außergewöhnliche Jugendorchester praktiziert in seinem künstlerischen Wirken genau das, worauf unser heutiges Europa gründet: die Versöhnung, Verständigung und Förderung des Miteinanders über Grenzen hinweg. Genau dies sind auch die Brücken zu einer friedlichen und gedeihlichen Zukunft unseres Kontinents.

Wenn wir in diesem Hause hier sind, das lange Zeit als auf der Ostseite von Berlin gelegen bezeichnet wurde, in einer Stadt, die die Teilung überwunden hat, wenn wir heute in einem Europa der 27 Mitgliedsstaaten miteinander um Kompromisse ringen, wissen wir, was Brückenbauen bedeutet. Ich weiß, dass wir noch viele Brücken in Europa zu bauen haben. Unser Kontinent hat viel erreicht, aber wenn wir einmal nach Südosteuropa, in Richtung Westbalkan denken, wissen wir, wie viele Brücken noch zu bauen sind. Deshalb ist das Vermächtnis von Helmuth James Graf von Moltke so wichtig auch für uns heute, die wir Verantwortung tragen und die wir zu dieser Gesellschaft beitragen: ein Vermächtnis für Frieden, für Freiheit, für Toleranz, für Achtung der Menschenrechte und ein Vermächtnis für persönlichen Mut.

Herzlichen Dank, dass ich heute hier sein darf.

Jürgen Baumert:

**Grußwort anlässlich der Enthüllung
des Max-Planck-Denkmal von Bernhard Heiliger
in der Humboldt-Universität zu Berlin
am 16. Oktober 2006**

Verehrter Herr Präsident, sehr geehrte Damen und Herren!

Als Vizepräsident der Max-Planck-Gesellschaft ist es mir eine besondere Ehre und Freude, an der Enthüllung des Max-Planck-Denkmal im Ehrenhof des Hauptgebäudes der Humboldt-Universität zu Berlin teilzunehmen. Bereits 1950 wurde das Denkmal von einem der bedeutendsten deutschen Bildhauer der Nachkriegszeit, Bernhard Heiliger, im Auftrag der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin und der Humboldt-Universität geschaffen. Das Denkmal hat nun – nicht zuletzt aufgrund der Initiative der Universität und ihres Präsidenten – nach mehr als einem halben Jahrhundert an seinem eigentlichen Standort einen würdigen Platz gefunden, nahe den Stätten des jahrzehntelangen Wirkens von Max Planck.

Max Planck gehört zu den großen Gelehrten, die das Denken revolutioniert haben. Mit seiner Quantentheorie ist er der Vater nicht nur der theoretischen Physik, sondern auch der modernen Naturwissenschaften und Technik. Als Namensgeber der Max-Planck-Gesellschaft ist der 1858 geborene Max Planck als Person wie als Wissenschaftler, als Physiker und Nobelpreisträger, zum Repräsentanten für die Wissenschaften geworden. Auch für die heutige Max-Planck-Gesellschaft spielt der Namenspatron der 1948 in der Nachfolge der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft etablierten Max-Planck-Gesellschaft nach wie vor eine bedeutende Rolle.

Doch ist die Bedeutung Max Plancks für die Physik des 20. Jahrhunderts, für die Wissenschaft und deren Förderung in Deutschland zu groß, als dass eine Organisation ihn für sich in Anspruch nehmen könnte. 26 Jahre lang war Planck Sekretar der Preußischen Akademie der Wissenschaften. Er war seit 1889 Professor und später Rektor der damaligen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin, Mitglied der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina und Vorsitzender der Deutschen Physikalischen Gesellschaft. Zweimal übernahm er das Amt des Präsidenten der 1911 gegründeten Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft

und steuerte 1933 bis 1937 auch in der schwierigen Zeit der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten die Geschicke der KWG. Sein Biograph, John L. Heilbron, hat versucht, Max Plancks Situation und Verhalten in dieser Zeit als „The Dilemmas of an Upright Man“ zu analysieren und zu verstehen. Schließlich wurde Max Planck, der nicht leichten Herzens seinen Namen für eine neue Gesellschaft gab, Ehrenpräsident der Max-Planck-Gesellschaft. Es ist das Verdienst Max Plancks und gleichzeitig sein Vermächtnis für die damals neue Gesellschaft, die Errichtung dieser Forschungsorganisation mit vorangetrieben zu haben. Max Planck gab der neuen Gesellschaft mit seinem Namen sein wissenschaftliches und auch moralisches Credo mit auf den Weg: Dass sie „unabhängig von allen Strömungen der Zeit nur der Wahrheit der Wissenschaft dienen soll“.

Es war ebenfalls Max Planck, der 1919 einen auch heute noch für die Max-Planck-Gesellschaft gültigen Leitsatz geprägt hat: „Dem Anwenden muss das Erkennen vorausgehen.“ Denn Grundlagenforschung ist nach unserem Verständnis erkenntnisorientiert und anwendungsoffen. Die Entdeckungen des Physikers Max Planck begründeten die Quantentheorie, auf der die gesamte moderne Elektronik beruht: Computer und Internet, Telekommunikation und Unterhaltungselektronik wurden also erst möglich durch Max Plancks grundlegende Arbeiten.

Die Max-Planck-Gesellschaft und die Humboldt-Universität zu Berlin unterhalten seit dem Bestehen der Kaiser-Wilhelm- und später der Max-Planck-Gesellschaft vielfältige fruchtbare Beziehungen, die auch künftig interessante Entwicklungsmöglichkeiten versprechen: Zahlreiche Kooperationen mit den fünf Max-Planck-Instituten sind vor Ort entstanden. Max-Planck-Direktoren haben zugleich eine Professur an der Humboldt-Universität inne oder beteiligen sich mit ihren Mitarbeitern an der Lehre. Max-Planck-Wissenschaftler sind an Sonderforschungsbereichen beteiligt, stellen ihren Hochschulpartnern die spezielle Forschungsinfrastruktur ihres Instituts zur Verfügung oder betreiben gemeinsame Nachwuchsförderung.

Zu nennen sind hier neben dem Fritz-Haber-Institut das MPI für molekulare Genetik und das MPI für Infektionsbiologie. Letzteres ist direkt auf dem Gelände der Charité angesiedelt, ein Modell für die Verzahnung zwischen Grundlagenforschung und klinischer Forschung. Ein weiteres Beispiel für die zielorientierte Zusammenarbeit beider Forschungseinrichtungen ist die gemeinsame Nutzung eines Hörsaals auf dem Gelände der Charité, der in wenigen Tagen in Betrieb genommen wird. Daneben unterhält auch das MPI für Bildungsforschung enge wissenschaftliche Kooperationen mit der Humboldt-Universität bzw. der Charité. Durch den Austausch von Postdocs und Doktoranden hat sich eine weitere enge Vernetzung aller beteiligten Institutionen ergeben. Hervorheben möchte ich noch unser jüngstes gemeinsames Projekt, einen Kooperationsvertrag, den wir demnächst im Bereich der Wissenschaftsgeschichte zwischen der Humboldt-Universität, der Freien Uni-

versität und dem MPI für Wissenschaftsgeschichte abschließen werden. Gelingt dies, könnte Berlin zu einer Metropole der Wissenschaftsgeschichte werden.

Die Max-Planck-Gesellschaft freut sich besonders, das künstlerisch bedeutende Denkmal für Max Planck wieder an dem Ort zu wissen, für den es ursprünglich bestimmt war: der Humboldt-Universität zu Berlin als traditionsreichem Ort der Wissenschaften, der viele bedeutende Wissenschaftler akademisch verbunden waren und sind. Hier finden sich neben Max Planck so herausragende und namhafte Wissenschaftlerpersönlichkeiten wie Alexander von Humboldt, Fritz Haber, Otto Hahn, Werner Heisenberg, Albert Einstein, Hermann von Helmholtz oder Theodor Mommsen – das hier versammelte Skulpturenensemble, in dessen Kreis Planck sich nun einfügt, spiegelt dies wider.

Im Jahr 2008 steht uns mit dem 150. Geburtstag von Max Planck ein großes Ereignis bevor. Auch die Max-Planck-Gesellschaft wird dieses bedeutende Ereignis würdig begehen, unter anderem mit einer großen gemeinsamen Festveranstaltung der Deutschen Physikalischen Gesellschaft, der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, der Humboldt-Universität, der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina und der Max-Planck-Gesellschaft – also all jener Institutionen, denen Max Planck verbunden war. Stattfinden wird die Veranstaltung am 23. April 2008 im Berliner Konzerthaus am Gendarmenmarkt.

Heute nun wird im Ehrenhof der Humboldt-Universität zu Berlin das von Bernhard Heiliger geschaffene Max-Planck-Denkmal enthüllt – und ich freue mich sehr, dass auch Mitglieder der Familie Heiliger sowie Vertreter der Bernhard-Heiliger-Stiftung anwesend sind. Bernhard Heiliger gehört zu den bedeutendsten Bildhauern der Nachkriegszeit. Durch seine innovative plastische Formensprache zwischen Individualität und Abstraktion hat er den internationalen Ruf der deutschen Bildhauerkunst nach 1945 neu begründet. Ein Denkmal ist im engeren Sinne ein künstlerisch gestaltetes Objekt, das mit dem Ziel geschaffen wurde, über die Zeiten hinweg öffentlich an eine Person zu erinnern. Es ist ein Vorzug und eine Verpflichtung, uns die Lebensleistung von Menschen ins Gedächtnis zu rufen, deren Erkenntnisse zum geistigen Besitz der Menschheit geworden sind. Das hier aufgestellte Denkmal wird Max Planck als Repräsentanten der Wissenschaft stets vergegenwärtigen und ihn an diesem würdigen Standort für zukünftige Generationen im Bewusstsein halten.

Literatur

- J. L. Heilbron: *The Dilemmas of an Upright Man*. Cambridge, MA: Harvard University Press (2000).
D. Hoffmann: „... weder schön noch typisch für die Zeit“. Das Max-Planck-Denkmal von Bernhard Heiliger (1949/50). In: *Jahrbuch für Universitätsgeschichte* 6, 184–196 (2003).

Annette Vogt:

Sergej Tschachotin an Albert Einstein im Dezember 1933 – ein Zeitdokument

Ende des Jahres 1933 schrieb ein Wissenschaftler – Sergej Tschachotin – einem anderen Wissenschaftler – Albert Einstein – einen zwölfseitigen Brief. Der Text war lang, umständlich und altmodisch formuliert, aber zutreffend wurden die Erfolge der NS-Bewegung analysiert und hellsichtig die kommenden Gefahren benannt. Auch die Einschätzung der NS-Gegner war – so hart sie klingt – zutreffend; die „Linken“ hatten 1933 in Deutschland verloren. War der Adressat Albert Einstein weltberühmt, so der Verfasser Sergej Tschachotin weit weniger. Beide Wissenschaftler, die sich nicht nur für ihre Forschungen, sondern auch für Politik interessierten (deswegen hatte sich Tschachotin an Einstein gewandt), kannten sich persönlich seit etwa 1927. In den sechs Jahren bis zur erzwungenen Emigration aus Deutschland waren sie sich in Berlin begegnet, Tschachotin verdankte Einstein einige Empfehlungsschreiben, und eine gemeinsame Freundin – Charlotte (Lotte) Weigert – hatte ihre Bekanntschaft vermutlich arrangiert. Im Nachlaß Albert Einsteins sind nur vier Briefe von Sergej Tschachotin überliefert.¹ Auch Lotte Weigert wandte sich mehrfach an Albert Einstein und bat, ihrem Freund Sergej Tschachotin zu helfen. Sie kannte Einstein und seine Frau Elsa mindestens seit 1918, war mit beiden befreundet und lebte zeitweilig in Kopenhagen.²

¹ Vgl. The Albert Einstein Archives, The Jewish National & University Library, The Hebrew University of Jerusalem (im folgenden Einstein Archives); für Kopien dankt die Autorin Barbara Wolff (Jerusalem); die Briefe sind aus Genua (1927 und 1930), Kopenhagen (1933) und Paris (1938) abgeschickt worden.

² Vgl. Lotte Weigert an Albert Einstein, Kopenhagen, 1. 3. 1930, auf dem Briefkopf stand „Docent, Kunsthistoriker“, in: Einstein Archives, 48720-1 bis 4.

1. Sergej Tschachotin

Wer war Sergej Tschachotin (1883–1973)³, der im Dezember 1933 an Albert Einstein (1879–1955) diesen langen Brief schrieb? Er war Naturwissenschaftler, Pavlov-Schüler, Sozialist, Pazifist, Antifaschist und Emigrant. Wissenschaftlich und politisch tätig, verfaßte er sowohl wissenschaftliche Artikel als auch politische Broschüren und Bücher. Er publizierte in mindestens fünf Sprachen, in Russisch, Deutsch, Italienisch, Französisch und Englisch. Er verließ Rußland mit 35 Jahren und kam in die Sowjetunion als 75jähriger. Trotz seines engagierten, aufregenden und erfolgreichen Lebens war er lange Jahre vergessen.⁴

Sergej Stepanovich Tschachotin wurde am 13. September 1883 in Konstantinopel (Istanbul) als Sohn des Vizekonsuls des Russischen Reichs geboren. Etwa zehn Jahre später zog die Familie in die Heimatstadt seiner Mutter nach Odessa, wo er das Gymnasium besuchte, das er 1901 mit einer Goldmedaille beendete. Von 1901 bis 1902 studierte er Medizin an der Moskauer Universität. Wegen seiner Beteiligung an revolutionären Aktionen der Studenten, darunter der Besetzung der Universität, wurde er relegiert und an seinen Geburtsort – d. h. nach Konstantinopel – ausgewiesen. Er setzte sein Studium im Ausland fort, von 1902 bis 1907 an den Universitäten in München, Berlin und Heidelberg. In Heidelberg promovierte er 1908 mit einer zoologischen Arbeit zum Dr. phil.⁵ Danach war er an verschiedenen Institutionen im Ausland wissenschaftlich tätig – in Messina (Italien) und Triest (damals Österreich-Ungarn), in Ville Franche (Südfrankreich) und auf Helgoland (Deutschland). 1912 kam er als Assistent zu Ivan Petrovich Pavlov (1849–1936)⁶ an dessen Laboratorium nach St. Petersburg. Sergej Tschachotin hatte ein spezielles Gerät ent-

³ Geschrieben Tschachotin, Chachotin, Chachotin und Chachotine. Wenn er auf Deutsch publizierte, dann als Tschachotin, in Englisch als Chachotin, in Französisch Chachotin bzw. Chachotine; sein Vorname kommt als Sergej oder Serge vor.

⁴ Zu Tschachotin vgl. zuerst Richard Albrecht (1986a, 1986b, 1987); außerdem Jurij I. Posudin (1995), Vogt (2006), S. 47–48. Im Frühjahr 2006 zeigte das Berliner Museum für Photographie die Ausstellung „Makroskop“ von Boris Hars-Tschachotin, einem Urenkel von Sergej Tschachotin, und Hannes Nehls. Boris Hars-Tschachotin beendet zur Zeit seinen Dokumentarfilm über Sergej Tschachotin.

⁵ Vgl. S. Tschachotin: Die Statocyste der Heteropoden. In: Zeitschrift für wiss. Zoologie XC (1907), S. 343.

⁶ Ivan Petrovich Pavlov war seit 1901 Korrespondierendes Mitglied der Russischen Akademie der Wissenschaften (AdW) und ab 1907 Ordentliches Mitglied. 1904 war ihm der Nobelpreis für Physiologie oder Medizin verliehen worden. Von 1890 bis 1924 leitete er das Laboratorium für Physiologie am Institut für experimentelle Medizin in St. Petersburg (ab 1924 Leningrad), ab 1925 hatte er ein eigenes Institut für Physiologie an der AdW der UdSSR, wie die Russische Akademie nun hieß.

wickelt – den Micromanipulator, oder auch Micro-Operator –, mit dessen Hilfe die lokale Bestrahlung lebender Zellen mit ultraviolettem Licht gelang.⁷ Mit seiner Erfindung konnte man gewissermaßen eine Mikro-Chirurgie an lebenden Zellen mit Hilfe ultravioletter Strahlen durchführen.⁸ Die erste Phase der wissenschaftlichen Tätigkeit von Sergej Tschachotin dauerte von 1908 bis 1917, fast 10 Jahre, von denen er je die Hälfte an ausländischen Einrichtungen und im Laboratorium von I. P. Pavlov verbrachte. Danach begann eine Phase zehnjähriger politischer Aktivitäten, zuerst im revolutionären Rußland als Teilnehmer an der Februar-Revolution 1917, dann als „weißer“ Emigrant im Ausland und schließlich als Sowjetbürger in der sowjetischen Handelsvertretung in Berlin.

1918 aus Sowjet-Rußland emigriert, wurde Sergej Tschachotin Professor an der Universität Zagreb (1920–1921); als „Roter“ von russischen Emigranten denunziert, verlor er die Professur und emigrierte weiter. Er arbeitete nun publizistisch, 1920 bis 1921 an der in Paris erscheinenden Wochenzeitung „Smena Vech“, in der sein berühmter Artikel „V Kanossu“ erschien, der ihn mit der „weißen“ Emigration entzweite und ihm Kontakte zu offiziellen sowjetischen Stellen ermöglichte.⁹ Von 1922 bis 1924 war er Mitarbeiter im Redaktionskollegium der Emigranten-Zeitung „Nakanune“, die in Berlin erschien. Für „Nakanune“ war er 1922 als Korrespondent zur Außenminister-Konferenz in Genua geschickt worden.¹⁰ Hier traf er Leonid B. Krassin (1870–1927) wieder, der zur sowjetischen Delegation gehörte. Durch Krassin bekam Tschachotin Kontakt mit Vertretern der Sowjetunion in Berlin und erhielt die sowjetische Staatsbürgerschaft. Bis 1927 arbeitete er in der Handelsvertretung bei der Botschaft der UdSSR in Berlin und war außerdem „auswärtiger Mitarbeiter“ des Volkskommissariats der Arbeiter- und Bauern-Inspektion (NKRKI). Das Volkskommissariat gab 1924 und 1925 in Moskau zwei Broschüren über die rationelle

⁷ Vgl. „Micromanipulator“, in: Great Soviet Encyclopedia, Vol. 16, S. 264 (einen Personeneintrag zu ihm gibt es dagegen nicht, auch nicht in der 2. und 3. Auflage der Großen Sowjet-Enzyklopädie (BSE) in den russischsprachigen Ausgaben). Vgl. S. Tschachotin: Die mikroskopische Strahlenstichmethode, eine Zelloperationsmethode. In: Biologisches Zentralblatt 32 (1912), S. 623–630. Diese Arbeit wurde zitiert in: Otto Greulich et al.: Licht als Werkzeug in der Zell- und Molekularbiologie. In: BIOforum (2005) 9, S. 40–41.

⁸ Vgl. S. Tschachotin: Die Methode der ultravioletten Micropunktur (= Abderhaldens Handbuch). Berlin 1935; einen ähnlichen Aufsatz publizierte er 1937 in Frankreich.

⁹ Tschachotin anerkannte in diesem Artikel die Niederlage der Menscheviki und akzeptierte den Sieg der Bol'sheviki. Mit diesem Artikel verfeindete er sich mit den Emigranten, die an eine schnelle Niederlage der Bol'sheviki glaubten bzw. diese erhofften.

¹⁰ Die Konferenz fand vom 10. 4. bis 19. 5. 1922 in Genua statt; für die deutsch-sowjetischen Beziehungen war das in Rapallo geschlossene Abkommen von Bedeutung.

Arbeitsorganisation von ihm heraus. Ähnliches publizierte er nochmals 1930 in Deutsch und 1938 in Französisch. In seiner „Botschaftszeit“ lernte er vermutlich Albert Einstein kennen.

1927 endete seine Zeit an der sowjetischen Handelsvertretung. Er erklärte, schwer krank zu sein, und reiste nach Genua. Hier arbeitete er bis 1930 als Gast im Pharmakologischen Institut der Universität und wandte sich der Krebsforschung zu. Woher Sergej Tschachotin so früh eine Ahnung von der Deformation der Sowjetunion unter J. V. Stalin (1878–1953) hatte, ist nicht bekannt, aber 1927 starb sein Freund Krassin, Lev D. Trockij (1879– ermordet 1940)¹¹ wurde aus der KPR ausgeschlossen, und die politischen Verfolgungen der Gegner Stalins nahmen zu. Sergej Tschachotin versuchte eine zweite Karriere als Wissenschaftler.

2. In Heidelberg von 1930 bis 1933

Von 1930 bis 1933 arbeitete Sergej Tschachotin in Heidelberg. Es waren intensive Jahre von prägendem Einfluß auf ihn, sowohl wissenschaftlich als auch politisch. Er arbeitete als Gastwissenschaftler am 1927 gegründeten Kaiser-Wilhelm-Institut (KWI) für medizinische Forschung in Heidelberg. Eigentlich war er Gast im Institut für Physiologie bei Otto Meyerhof (1884–1951), dem fast gleichaltrigen Nobel-Preisträger, arbeitete aber wegen der technischen Ausstattung bei dem Physiker Karl Wilhelm Hausser (1887–1933) im Institut für Physik. Bezahlt wurde er von der US-Stiftung Research Corporation, dank Vermittlung bzw. Fürsprache von Albert Einstein.¹² Seine Arbeiten am Institut betrafen Untersuchungen zur Zellforschung sowie die Weiterarbeit an der von ihm entwickelten Strahlenstichmethode zur Untersuchung von Zellen, d. h. seiner speziellen Micropunktur bzw. Micro-Chirurgie mittels ultravioletter Strahlung. Er publizierte mehrere Artikel in dem von Emil Abderhalden (1877–1950) herausgegebenen vielbändigen Handbuch der biologischen Arbeitsmethoden, darunter zu seiner Strahlenstichmethode und zur rationellen Arbeitsorganisation in biologischen Instituten.¹³ Die Äußerungen über seine wissen-

¹¹ Lev Davidovich Trockij (eigentlich Bronstein), auch Leo Trotzky bzw. Trotzki.

¹² Vgl. den Briefwechsel zwischen Einstein und Tschachotin bzw. Einstein und Lotte Weigert, in: Einstein Archives, Nr. 48-618.00 ff., 52-880.00, 54-545.00. Frau Barbara Wolff sei für die Übersendung der Kopien gedankt.

¹³ Vgl. S. Tschachotin: Rationelle Arbeitsweisen des Wissenschaftlers. Berlin 1930. – Ders.: Die Methode der ultravioletten Micropunktur. Berlin 1935.

schaftlichen Leistungen widersprechen sich, einige schätzten seine Arbeiten sehr, andere blieben skeptisch. Ob und wie lange Tschachotin an diesem neuen und gut ausgestatteten Kaiser-Wilhelm-Institut geblieben wäre, ist eine hypothetische Frage. Die Politik holte ihn ein, und er mußte das Institut aus politischen Gründen verlassen.

In Heidelberg hatte Sergej Tschachotin Kontakte zu deutschen Sozialdemokraten aufgenommen, insbesondere zu Carl (Carlo) Mierendorff (1897–1943). 1932 verfaßte er mit Carlo Mierendorff die Broschüre „Grundlagen und Formen politischer Propaganda“ (Magdeburg 1932), die für die „Eiserne Front“ und deren Abwehrkampf gegen die Nazis gedacht war, aber auf harsche Kritik des SPD-Vorstands traf. Der Vorstand verlangte die Zurücknahme der Broschüre. Hier hatte Tschachotin offenbar erstmals das Symbol der „Drei Pfeile“ entworfen, mit denen das Hakenkreuz durchgestrichen wurde. Keinen Kontakt hatte Tschachotin offenbar zu dem Mathematiker und Publizisten Emil Julius Gumbel (1891–1966), der aus der SPD ausgeschlossen war, in Heidelberg an der Universität lehrte, und von hier auf Druck der Nazi-Studenten bereits im Sommer 1932 vertrieben wurde.¹⁴ Sergej Tschachotin beteiligte sich in Heidelberg an Aktionen gegen die Nazis. Ein Zeitzeuge, ein „alter Sozialist aus Heidelberg“, erinnerte sich Mitte der 1980er Jahre, wie Tschachotin jungen Sozialdemokraten vorschlug, nachts alle sichtbaren Hakenkreuze in Heidelberg mit den drei Pfeilen durchzustreichen. Die Aktion wurde ein großer Erfolg, der Zeitzeuge wollte noch 1986 (!) anonym bleiben.¹⁵

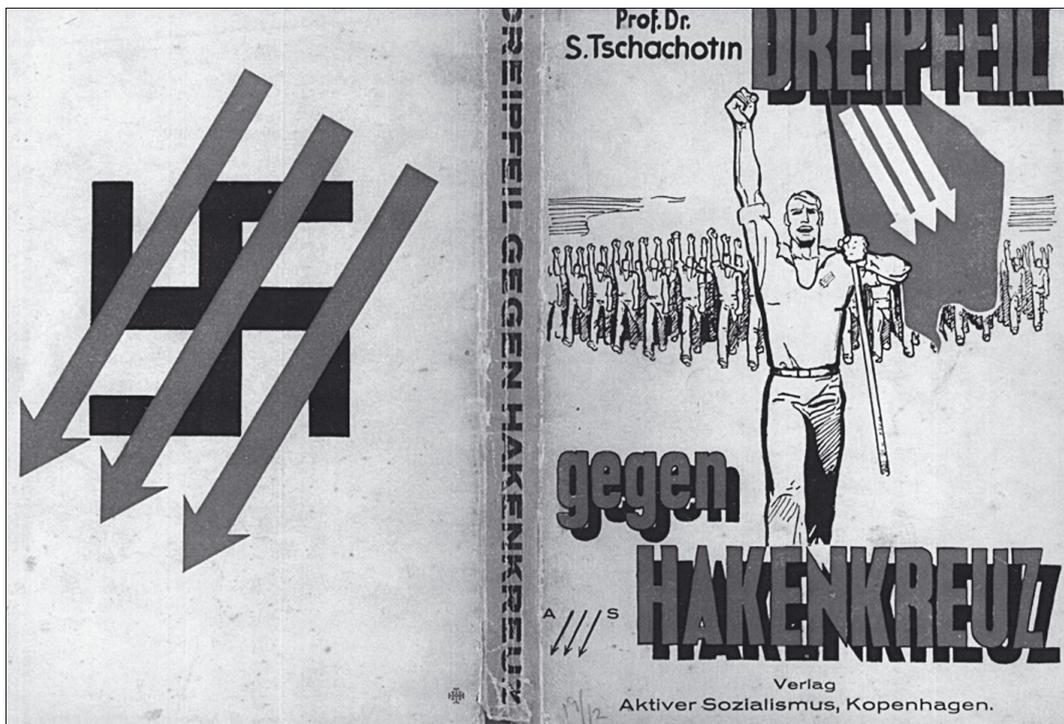
Am 10. März 1933 erfolgte eine Durchsuchung der Wohnung sowie des Arbeitsplatzes von Sergej Tschachotin am KWI für medizinische Forschung. Er beschwerte sich umgehend beim Präsidenten der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft, dem Physiker Max Planck (1858–1947).¹⁶ Die Reaktionen am Heidelberger Institut waren nicht untypisch für jene Zeit, man schätzte ihn als Wissenschaftler, dies schrieb selbst der NS-Sympathisant Karl Wilhelm Hausser an Max Planck, aber man verurteilte seine „Einmischung“ in deutsche Angelegenheiten.¹⁷ Folgerichtig mußte er das Institut wegen politischer Betätigung (für die Linken, als Ausländer und als sowjetischer Staatsbürger) verlassen. Er und der junge Biochemiker Edgar Lederer (1908–1988) waren die einzigen unter den 21 Wissenschaft-

¹⁴ Zu Emil Julius Gumbel vgl. Jansen (1991) und Vogt (1991).

¹⁵ Vgl. Albrecht (1986a), S. 213 und Fußnote 109, S. 226: „Ein alter Sozialist aus Heidelberg“, Brief vom 20. 10. 1983 (3 S.).

¹⁶ Vgl. Sergej Tschachotin an Präsident M. Planck, 10. 3. 1933, in: Archiv der MPG: I, 1A, Nr. 539/1, Bl. 1–2 (3 Seiten). Erstmals publiziert in Albrecht (1987).

¹⁷ Vgl. Karl Wilhelm Hausser an Präsident M. Planck, 14. 3. 1933, in: Archiv der MPG: I, 1A, Nr. 539/1, Bl. 9.



Sergej Tschachotin: *Dreipfeil gegen Hakenkreuz*, Kopenhagen 1933 (Bucheinband)

lerinnen und Wissenschaftlern, die aus dem KWI wegen politischer Betätigung vertrieben wurden.¹⁸ Es folgte ein erneutes Exil.

3. In Kopenhagen, Italien und Paris

Von Mai/Juni 1933 bis April 1934 weilte Tschachotin in Kopenhagen. Er publizierte seine Broschüre „Dreipfeil gegen Hakenkreuz“ in Deutsch und Dänisch.¹⁹ Außerdem versuchte er, jugendliche Sozialisten im Kampf gegen die deutschen Faschisten (so Tschachotin 1933

¹⁸ Zu Edgar Lederer vgl. Vogt (2006), S. 31–32, zu Tschachotin S. 47–48.

¹⁹ Vgl. Sergej Tschachotin: *Dreipfeil gegen Hakenkreuz*. Kopenhagen 1933 (Deutsch und Dänisch). Siehe Bild.

in seinem Brief an Albert Einstein) zu mobilisieren. Dies führte zu Auseinandersetzungen mit der Leitung der Sozialdemokratie Dänemarks und emigrierten SPD-Vorständlern, und er wurde gezwungen, Dänemark zu verlassen. Er ging zunächst nach Italien. Über die Exilzeit in Italien ist wenig bekannt, selbst die Daten sind ungenau; etwa ab 1935 lebte er in Frankreich.

In Italien gab es ein Treffen mit dem sowjetischen Schriftsteller Ilja Grigorjewich Ehrenburg (1891–1967), über das Ehrenburg später berichtete. Zu Tschachotin (bei ihm Tschechotin geschrieben) schrieb er:

„Ausgehend von der Methode der bedingten Reflexe, beschäftigte sich der Pawlow-Schüler Professor Tschechotin mit einigen Erscheinungen des sozialen Lebens, namentlich mit dem Einfluß der Propaganda. Pawlow hatte Versuche mit Hunden angestellt. Tschechotin studierte die faschistische Literatur. Er sagte mir, unter den Versuchshunden gebe es gelegentlich Exemplare, die nicht, oder genauer gesagt nur schwach, auf die Reizerzeuger reagierten. Professor Tschechotin meint, daß eine gewisse, sehr geringe Zahl von Menschen in der Lage sei, den Methoden einer primitiven Propaganda zu widerstehen (also der Wirkung von Emblemen, Grußformeln, lapidaren Losungen, Uniformen u. ä.). Ich bin kein Physiologe und kann nicht entscheiden, ob Tschechotin recht hat. Doch oft in meinem Leben erlebte ich den Triumph der mechanischen Dummheit und der automatischen Protzerei.“²⁰

Von 1934/35 bis 1955 lebte Sergej Tschachotin in Frankreich. Er konnte wissenschaftlich arbeiten und war politisch-journalistisch tätig. Bis 1939 arbeitete er in verschiedenen französischen Forschungs-Einrichtungen, teilweise finanziert von der Französischen Akademie der Wissenschaften (1936) und der Pariser Medizinischen Akademie (1938). Er lernte die Physiker Paul Langevin (1872–1946) und Frédéric Joliot-Curie (1900–1958) kennen; F. Joliot-Curie war während des zweiten Weltkriegs Mitglied der Resistance im Kampf gegen die deutschen Besatzer. 1939 erschien Tschachotins politisches Hauptwerk in Paris und 1940 in London: „Le viol des foules par la propaganda politique“²¹ bzw. „The Rape of the Masses. The psychology of totalitarian political propaganda“ mit der Widmung „meinem Freund Orson Welles“. Dieses Buch und seine Rezeptionsgeschichte bzw. Nicht-

²⁰ Ilja Ehrenburg: Menschen, Jahre, Leben. Memoiren. Berlin o. J. (nach 1967), Bd. II, S. 89. Dieses Treffen fand entweder 1924 oder 1934 statt. Im Kontext des Plans von Tschachotin, eine Psychologisierung der Propaganda gegen die Nazis entwickeln zu wollen, verdienen die Erinnerungen von Ehrenburg Interesse.

²¹ Vgl. Chakhotine (1939). Eine erweiterte Ausgabe erschien 1952 in Paris; in den USA erschien 1971 ein Nachdruck der englischen Ausgabe von 1940.

Rezeptionsgeschichte in der Sowjetunion sowie eventuelle Bezüge zu den verschiedenen Totalitarismen-Theorien in den 1940er und 1950er Jahren sollten näher untersucht werden.²²

Nach der Besetzung Frankreichs durch die deutsche Wehrmacht war Sergej Tschachotin verhaftet worden, vermutlich nach dem 22. Juni 1941, dem Überfall auf die Sowjetunion, als ihn seine sowjetische Staatsbürgerschaft nicht mehr schützte. Er blieb sieben Monate in einem französischen Lager interniert, seine Freilassung soll nach Protesten deutscher Wissenschaftler erfolgt sein.²³ Über die Umstände seiner Freilassung, die Jahre in Frankreich 1941 bis 1955, den Wechsel von Frankreich nach Italien im Jahr 1955 und die Zeit in Italien ist kaum etwas bekannt. Von 1955 bis 1958 arbeitete er in Genua am Pharmakologischen Institut der Universität und in Rom am Pharmakologischen Institut; an dem Institut in Genua hatte er schon einmal von 1927 bis 1930 gearbeitet. Sergej Tschachotin veröffentlichte zwischen 1904 und 1959 insgesamt 41 wissenschaftliche Publikationen in fünf Sprachen:

- in Russisch: 2 (1904 und 1959)
- in Deutsch: 6 (1907, 1912, 1930, 1939)
- in Englisch: 1 (1933)
- in Italienisch: 5 (1929, 1955, 1956) und
- in Französisch: 27 (1920, 1921, 1935–1938) (keine nach 1945).²⁴

Warum er in der UdSSR nur eine einzige Arbeit kurz nach seiner Ankunft 1959 publizierte, ist eine weitere offene Forschungsfrage.

4. In der UdSSR

Als Sergej Tschachotin 1958 in die Sowjetunion fuhr und dort zu bleiben gedachte, war es keine Rückkehr oder Remigration. 40 Jahre zuvor hatte er das Land im Bürgerkrieg verlassen. Danach war er nie wieder auch nur besuchsweise dort gewesen. Die großen Sympathien, die die UdSSR selbst bei „weißen“ Emigranten und politischen Gegnern nach ihrem erfolgreichen Widerstand gegen das NS-Regime und ihren Siegen an den Fronten des Großen Vaterländischen Krieges errungen hatte, beeindruckten gewiß auch Sergej Tschachotin. Daß er nicht schon gleich nach 1945 – wie andere Emigranten aus Frankreich – in die

²² Angemerkt sei, daß Tschachotins Buch im Literaturverzeichnis in Hannah Arendts Buch nicht vorkommt. Vgl. H. Arendt: *Elemente und Ursprünge totalitärer Herrschaft*. Frankfurt a. M. 1955.

²³ Vgl. Albrecht (1986a, 1987), Posudin (1995).

²⁴ Von der Autorin zusammengestellt auf Grund der Bibliographie in Posudin (1995), S. 83–86.

Sowjetunion fuhr, hatte vielleicht mit seinem Wissen um die Situation im Land unter Stalin zu tun. Erst als der „Verdiente Mörder des Volkes“, wie Bertolt Brecht (1898–1956) ihn in seinem Tagebuch in Anspielung auf die Auszeichnungen „Verdienter Lehrer“, Künstler, Wissenschaftler usw. nannte, im März 1953 gestorben war und eine partielle Ent-Stalinisierung einsetzte, mit Ilja Ehrenburg „Taufwetter“-Periode genannt, kam Tschachotin in die Sowjetunion.

Äußerlich betrachtet, schien alles perfekt zu sein. Er wurde in einem Leningrader Akademie-Institut für Zytologie als wissenschaftlicher Mitarbeiter mit einem für sowjetische Verhältnisse großzügigen Gehalt angestellt. Schon zwei Jahre später verließ er Institut und Stadt und siedelte nach Moskau über, wo er die letzten 13 Jahre seines Lebens verbrachte. Von 1960 bis 1967 arbeitete er am berühmten Institut für Biophysik der AdW der UdSSR, von 1967 bis 1973 war er Konsultant am Institut für biologische Entwicklungen derselben Akademie.²⁵ Er hatte eine für sowjetische Verhältnisse großzügige Wohnung am Leninskij Prospekt in Moskau erhalten, unweit von den zentralen Gebäuden der Akademie, fast in der Mitte gelegen zwischen Moskaus Zentrum und den Leninbergen, wo sich die Lomonossov-Universität befindet.

Aber er hatte „zu Hause“ immer wieder Ärger, keinerlei Auslandsreisen wurden ihm erlaubt, sein Buch von 1939 erschien nie in Russisch, und er scheint sehr isoliert gewesen zu sein. Er wurde hoch bezahlt, aber sein Sohn Petr (geb. 1943) kehrte in den 1960er Jahren zurück nach Paris.²⁶ In der DDR erschien 1968 unter dem reißerischen Titel „Beben, Bomben und Bakterium“ und dem Untertitel „Exklusiv für FREIE WELT: Unsere Mitarbeiterin Dörte Söckl beim Erfinder des Strahlenskorpells“ in der Zeitschrift „Freie Welt“ ein merkwürdiges Portrait, das mehr verschwieg als erklärte, mehr Dichtung als Wahrheit enthielt.²⁷ Sergej Tschachotin starb in Moskau am 24. Dezember 1973, auf seinen Wunsch wollte er auf Korsika beerdigt werden. Nur ein Satz über seine privaten Verhältnisse sei angefügt, er war fünfmal verheiratet und hatte acht Söhne, darunter: Sergej (*1906), Igor (*1911), Veniamin (*1917), Evgenij (*1922), Andrej (*1939) und Petr (*1943).²⁸

²⁵ Vgl. Posudin (1995).

²⁶ Petr Chachotin ist der einzige Chachotin, der in der „Großen Sowjet-Encyklopädie“ (BSE) vorkommt.

²⁷ Vgl. *Beben, Bomben und Bakterium*. In: *Freie Welt*, H. 4/1968, S. 15 und S. 35. Den Hinweis auf den Artikel verdanke ich Herrn Herbert Zimmermann (Heidelberg).

²⁸ Vgl. Albrecht (1986a) und Posudin (1995); die genaue Anzahl der Heiraten (5) und der Söhne (8) danke ich Herrn Boris Hars-Tschachotin.

Einer seiner Urenkel, Boris Hars-Tschachotin, interessiert sich für seinen bekannten unbekanntem Vorfahren. Seine Berliner Ausstellung „Makroskop“ fand ein positives Presse-Echo, sein Dokumentar-Film ist für 2007 angekündigt.²⁹ Seit der Aufstellung einer Gedenktafel für die ab 1933 aus dem KWI für Medizinische Forschung in Heidelberg vertriebenen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die das Nachfolgeinstitut, das MPI für Medizinische Forschung, am 6. Juli 2006 einweihte, wird auch an den dort tätig gewesenem Sergej Tschachotin erinnert.³⁰

5. Sergej Tschachotin an Albert Einstein

Am 28. Dezember 1933 schrieb Tschachotin seinen zwölf Seiten langen Brief an Albert Einstein, der sowohl ein historisches Dokument eines politisch wachsamem Wissenschaftlers ist als auch eine Analyse des Sieges der NS-Bewegung in Deutschland enthält. Hell-sichtig erkannte Tschachotin die Gefahren, die sich für Europa, ja die Welt, ergeben könnten, mit Wut schilderte er unfähige SP-Vorständler der dänischen Partei und der emigrierten deutschen Sozialdemokraten. Etwas skurril muten dagegen seine Vorschläge für den Kampf gegen die Nazis (die Faschisten, wie er schrieb) an. Er glaubte, aus Physiologie und Psychologie eine Gegenpropaganda entwerfen zu können, und bat Albert Einstein um Unterstützung. Ein Antwortbrief Albert Einsteins ist nicht überliefert, in welchem Ausmaß Tschachotins Broschüre „Dreipfeil gegen Hakenkreuz“ wirksam war, ist eine offene Forschungsfrage.

Sergej Tschachotin an Albert Einstein³¹:

„Kopenhagen³², d. 28 Dez. 1933

Lieber und sehr geehrter Herr Professor Einstein!

Ich erlaube mir an Sie diesen Brief, der lang sein wird, zu schreiben und Sie zu bitten, Ihre Aufmerksamkeit auf einige Zeit einer Frage zuzuwenden. Ich erlaube es mir nur weil

²⁹ Vgl. Makroskop, Berliner Museum für Photographie, Ausstellung 4. 2.–23. 4.2006, von Boris Hars-Tschachotin und Hannes Nehls. Der 90minütige Dokumentarfilm trägt den Arbeits-Titel „Sergej in der Urne“.

³⁰ Vgl. Vogt (2006).

³¹ S. Tschachotin an A. Einstein, Kopenhagen, 28. 12. 1933, 12 S., Maschine, deutsch, in: The Albert Einstein Archives, The Jewish National & University Library, The Hebrew University of Jerusalem, Sgn. 52088-1 bis 52088-12 (im folgenden Einstein Archives); Kopie dank Barbara Wolff (Jerusalem), Veröffentlichung dank Herrn Boris Hars-Tschachotin (Berlin); Unterstreichungen im Original.

³² Adresse: Kopenhagen, Juliane Maries Vej 22, Instit. f. alm. Path.; auf jeder Vorderseite war links oben das Dreipfeile-Symbol und „Aktiv Socialisme Bog-Forlag“ aufgedruckt.

diese Frage, erstens, mir aussergewöhnlich wichtig zu sein scheint, so wichtig, dass ich, selbst Wissenschaftler und mitten in einer Reihe von Arbeiten stehend, die nach Aussagen vieler Kollegen von Wichtigkeit sind, sie bewusst dem Risiko unterwerfe gestoppt, ja vielleicht gar nicht zu Ende geführt zu werden, zweitens, weil ich weiss, dass Ihnen diese Frage selbst nah am Herzen liegt und auch Ihr Wollen und Handeln immer bestimmt hat. Drittens, weil ich fühle und denke, dass Ihr Eingreifen vielleicht zur Lösung der Aufgabe ungemein beitragen könnte.

I. Faschismus im Vormarsch.

Diese Frage ist: die unheilvolle Entwicklung der Dinge in der Welt, die uns in relativ kurzer Zeit in einen wirklichen Abgrund wird bringen müssen. Der Faschismus bedroht den Menschheitsgedanken, bedroht die Entwicklung der Wissenschaft, die gesamte Kultur. Das ist eins.

Er geht in der ganzen Welt bis jetzt unaufhaltsam vorwärts. Zwei.

Und endlich, drei: die Kräfte, die ihn zum Stillstand bringen und überwinden sollten und könnten, versagen.

Das Gros der bürgerlichen Elemente, die sich als für Demokratie eingestellt ausgeben, läuft in immer mehr zunehmenden Scharen zu den Feinden herüber, die Besten, auch solche, die die Kultur wirklich tragen und tragen wollen, verzweifeln oder glauben an ein Wunder, hypnotisieren sich selbst mit dem Gedanken, dass man die Augen schliessen und nur ausharren soll, ein Wiedergutmachen muss nach dem Faschismus einmal eintreten, ganz automatisch. Eine gefährliche Illusion: denn Folge von Faschismus ist Krieg und allgemeine Zerstörung!

Die einzige Macht, die tatkräftig im Stande wäre dem ganzen Wahnwitz ein Ende zu bereiten, die Arbeiterschaft, ist infolge unmöglicher, bankrotter Führung, in einer Sackgasse, sie wird abgeschlachtet, es werden ihr allmählich, wie Samson im Schlaf die Haare, die Urquelle seiner Kraft, weggeschnitten, bis endlich auch sie völlig entmannt da steht.

Und doch besteht in Wirklichkeit immer noch die Möglichkeit, diesen Gang der Entwicklung zum Stillstehen zu bringen und umzuwerfen. Der Entwicklung, die ja uns alle unbedingt letzten Endes zum Krieg und Zerstörung von allem bringen muss. Diese Möglichkeit ist: die Arbeitermassen aus der Sackgasse zu holen und sie in Reih' und Glied gegen die wachsende Gefahr aufzustellen. Dann werden auch viele Andere wieder Mut und Glauben in sich wachsen fühlen und werden mitgehen.

Sie wissen, ich arbeite ja schon lange daran, diesem Heilungsprozess zu verhelfen. Einige Augenblicke schien es voriges Jahr (1932) in Deutschland, dass es gelingen sollte.

Aber es ging nicht – wir verloren die Schlacht. Warum – habe ich in meinem Buche, das nun in dänisch und deutsch erschienen ist³³ und das ich Ihnen nun zuschicke, zu klären versucht. Der Kampf geht nun weiter: ich lasse mich nicht gleichschalten und sehe noch Auswege. Ich verliere den Mut nicht, weil ich, gewohnt wissenschaftlich zu denken, ganz klar sehe, dass der Kampf, auf wissenschaftlichen Grundsätzen geführt, unbedingt die positive Lösung wird ergeben müssen; das, was bisher geschieht, ist eben chaotisch, dem Zufall preisgegeben und muss versagen.

Mein Plan.

Nach der deutschen Katastrophe habe ich gehofft, dass man in unserem Lager, im Lager der Gegner der um sich greifenden Barbarei, etwas gelernt habe, dass man dort, wo die Möglichkeit noch besteht, schleunigst moderne, auf dem einschlägigen Wissen aufgebaute Abwehrmechanismen bauen werde. Ich ging hierher, nach dem Norden, weil hier viele Gründe dafür sprachen, dass man von hier aus das Sprungbrett für den rationalen Kampf am leichtesten und sichersten wird aufrichten können. Mein Plan geht dahin: es muss in den Ländern, die dem Faschismus noch nicht verfallen sind, und wo wir noch eine gewisse Bewegungsfreiheit haben, schleunigst derselbe zum Stillstand und Rückgang gebracht werden, es muss dann um die verpesteten Länder ein Kordon gezogen werden, von wo aus dann zersetzende Aktionen in den letzteren organisiert und durchgeführt werden, die die Gärung in ihnen unterstützen und denselben im entscheidenden Augenblick zum Durchbruch und Sieg verhelfen werden. Eine Hoffnung darauf, dass z. B. in Deutschland eine siegreiche Revolution durchbricht und sich behaupten kann, wenn im Auslande herum bereits der Faschismus alle Positionen erobert haben wird, ist eine Utopie.

Nun, um in den in Frage kommenden Ländern, wo eine derartige aufrichtende Arbeit möglich wäre, sie auch durchzuführen, muss man zunächst ganz reell die Situation übersehen. Zu meinem ersten Schrecken nach der deutschen Katastrophe musste ich feststellen, dass tatsächlich das Gros der Führer der Arbeiterparteien in den anderen Ländern sich nicht wesentlich von ihren deutschen Kollegen unterscheidet, sie werden dieselben Fehler begehen und eine Hoffnung auf sie ist hoffnungslos. Dieselben Dogmen, dasselbe sture Festhalten an längst Überaltetem, dieselbe Schwerfälligkeit, Fehlen an Idealismus, Minderwertigkeitsgefühle, Abgerissenheit von den Massen, Unfähigkeit die Jugend an sich zu ziehen und sie zu begeistern.

³³ Gemeint ist: S. Tschachotin: Dreipfeil gegen Hakenkreuz. Copenhagen 1933 (in Dt. und in Dän.).

Und doch ist die Jugend die Feder des Kampfes und es ist nicht schwer sie auf unsere Seite zu kriegen. Daher geht mein Plan dahin, die Jugend, die Arbeiterjugend besonders, zu alarmieren, aufzubäumen und mit ihr, durch sie die grossen Arbeitermassen mitzureissen. Es ist Unsinn zu glauben, dass man in der kurzen Frist, die uns von der Geschichte noch gegönnt ist, die zahlenmässig entscheidenden Massen der Bevölkerung durch Beweise und logische Gründe gegen den Faschismus mobilisieren und in den Kampf führen könnte, besonders heute, wo die Gegner bereits mit anderen wirksameren Mitteln an diesen Massen arbeiten, um sie für sich zu gewinnen.

Nun, wie kann man aber die Jugend aktivieren? Die Antwort lautet: durch den anti-faschistischen Kampf. Und zwar durch seine Psychologisierung, durch Stellung desselben auf die sichere wissenschaftliche Basis der modernen rationellen Menschenbeeinflussung.

Mein Kampf hier.

Das versuchte ich nun hier. Ich war zunächst ganz loyal und ging zu den Führern der S.D.Partei, ich sprach ihnen von den deutschen Erfahrungen, von neuen Kampfmethoden, von Aktivierung – es war vergebens, es waren dieselben starrköpfigen Bonzen, vielleicht noch schlimmer wie seinerzeit in Deutschland. Ich musste dann einen anderen Weg einschlagen: die Gewinnung der Jugend. Nach monatelangen Anstrengungen und Kämpfen, wobei die Alten, die Offiziellen, mich oft auf die unerhörteste Weise angriffen, verleumdeten, drohten, sogar Überfälle auf mich organisierten usw., ist es mir doch gelungen, mein Ziel zu erreichen: die Jugend ist für meine Ideen begeistert und ist im vollen Angriff gegen das vermoderte Alte. Dazu hat besonders beigetragen, dass mein Buch hier in dänisch erschienen ist, einen grossen Erfolg hatte, und dass ich ein Gespräch mit Stauning hatte. St. sprach dann mit der Parteiführung – und siehe da, diese war plötzlich wie verwandelt (die berühmten demokratischen Prinzipien!): jetzt machten sie mir Komplimente und baten mich gar um Vorschläge zur Reorganisierung ihrer Propaganda und baten auch einen grossen Kursus über moderne Propaganda für die Parteispitzen zu arrangieren. Das tat ich auch und hielt ihnen 5 Vorträge im Laufe von 5 Wochen – es waren etwa 120 Mann aus den führenden Kreisen, der Besuch des Kursus war obligat gemacht worden! Der Kursus war mit praktischen Demonstrationen, Ausstellung von Plakaten und anderem Material, jedesmaligem Austeilen von Vortragskonспекten an Zuhörer usw. organisiert. Ich hielt die Vorträge auf dänisch, das ich inzwischen gelernt habe. Die Stimmung im Kursus war zuerst den neuen Ideen etwas misstrauisch und vielleicht sogar feindlich – waren sie doch alle gegen mich aufgehetzt worden und es waren doch die Spitzen der Partei, also in meinem Sinne – ziemlich gefährliche Elemente – aber ich gewann rasch Terrain und am Schluss –

vor etwa 10 Tagen – waren die meisten vollkommen gewonnen, die Jungen besonders stehen jetzt in schärfster Opposition gegen die Alten und die Parteiführung und verlangen Aktivität. Ich zweifle aber, dass die Bonzen sich aufraffen könnten, sie sprechen zwar jetzt alle davon, dass etwas geschehen solle und dass der ganze Kampf gegen den Faschismus modernisiert werden soll, aber ich glaube das wird ihnen organisch unmöglich sein, sie müssten dazu aus ihrer eigenen Haut springen. Ich befürchte, dass alles doch zu langsam gehen wird. Aber die Jungen werden drängen und selbst Vieles durchsetzen. Jedenfalls ist es mir hier tatsächlich gelungen, den Stein ins Rollen zu bringen.

Die Ausbreitung der Idee und das Buch.

Ich und meine Freunde strecken jetzt unsere Fühler nach den anderen skandinavischen Ländern aus und besonders auch in der Richtung derjenigen Länder, wo die Entscheidung liegen wird – Frankreich und England. Unsere Losung ist „Aktiver Sozialismus“ – die Besten, die Aktivsten fangen an, um unsere Fahne sich zu scharen, wir werden uns bald im internationalen Massstabe konstituieren – es ist nicht eine neue Partei, aktive, ideal gesinnte, tatkräftige Menschen aus allen Parteien sind uns willkommen, die unseren Zielen zustimmen, die Aufgabe ist, die bestehenden Jugendorganisationen zu erobern, sie aus der todbringenden Umklammerung der erstarrten Bonzen zu befreien, und mit ihnen die organisierten Arbeitermassen mitzureissen.

Ich werde jetzt gebeten, in Belgien demnächst einen Kursus wie hier abzuhalten, auch in England soll ich einen Vortrag über „Sozialistische Aktivierung und Wege dazu“ halten. Dem Durchbruch unserer Idee verhilft auch mein Buch „Dreipfeil gegen Hakenkreuz“. Es ist hier zunächst dänisch erschienen, dann auch in deutsch in dem Verlag „Aktiver Sozialismus“, den ich hier ins Leben gerufen habe. Nun wird die deutsche Ausgabe in der Schweiz, Oesterreich, Tschechoslovakei, Polen usw. verbreitet. Über eine englische Ausgabe stehe ich in Verhandlungen, die französische Übersetzung ist auch bereits im Gange. Es sind auch schon Vorschläge für eine holländische und eine schwedische Ausgabe.³⁴ Hier hat das Buch eine lebhaftige Diskussion hervorgerufen: die Jugendorgane sind begeistert, die offiziellen Bonzenblätter stehen in Verteidigungsstellung. Sehr günstige Besprechungen sind besonders in der norwegischen Presse erschienen. Jedenfalls hat das Buch hier eine Reihe von Problemen auch heraufbeschworen, über die man jetzt schreibt: Suggestion und politischer Kampf, Psychologie und Marxismus, Symbolkampf in der Politik, Programm und Taktik, Sozialistische Aktivierung usw. In einer Reihe von weiteren Artikeln greife ich jetzt den sturen

³⁴ Diese Übersetzungen sind vermutlich nicht erschienen.

dogmatischen „Marxismus“ der Bonzen, der mit der eigentlichen Lehre von Marx sehr wenig zu tun hat, an. Ich bin auch jetzt an einem neuen Buch tätig „Methoden sozialistischer Aktivierung“.

Die Aufgabe des ersten Buches „Dreipfeil gegen Hakenkreuz“ ist zunächst prinzipielle Kenntnis über das Spiel der psychologischen Faktoren im verflochtenen deutschen Kampf zu geben und dann zu zeigen, welche die tatsächlichen Ursachen waren, die unseren Einsatz der neuen Kampfmaschine zunichte machten – das ist äusserst wichtig, denn Viele neigen heute dazu, aus dem Ausgang des Kampfes einen voreiligen Schluss zu ziehen und die Waffe selbst als unbrauchbar abzuweisen. Und das ist eine Gefahr, denn diese psychologische Waffe ist vorderhand die einzige, mit der wir in Westeuropa erfolgreich kämpfen können und zugleich auch eine stimmungsschaffende Voraussetzung für einen eventuellen Einsatz von ernstern Waffen. Das Buch sucht also die Waffe vor dem Diskreditieren zu schützen. Und so muss ich im Buche die volle ungeschminkte Wahrheit, wie ich sie kenne, sagen, selbst wenn ich deswegen oft auch von gewisser Seite heftig angegriffen werde.

Meine Bitten an Sie.

Im Zusammenhang mit allem oben dargebrachten komme ich jetzt an meine Bitten an Sie. Lieber Herr Einstein, Sie werden schon aus dem, was Sie früher über mich und meinen Kampf wissen, auch jetzt sicher sein, dass es sich nicht um meine Wenigkeit dabei handelt, ich persönlich habe auch nicht die geringsten politischen Ambitionen, aber die schicksalsmässige Konstellation brachte dazu, dass ich gewisse Fäden in den Händen habe, besonders durch meine wissenschaftliche und organisatorische Ausbildung – und so habe ich eine Möglichkeit und also auch die Pflicht, die Waffen, die ich in die Hand bekommen habe, für das Wohl der Menschheit auch einzusetzen, ich kann mich dieser Verpflichtung nicht entziehen. Nur die allerwenigsten Wissenschaftler sind aktiv für die allgemeine Menschheitsidee tätig – sie schaffen freilich im absoluten Sinne unvergängliche Werte, aber oft denken sie nicht daran, dass der Wert dieser Werte doch ein relativer Begriff ist: dringt überall z. B. jetzt der Faschismus durch, kommt es dann zum unvermeidlichen Kriege, wird alles zerstört und versinkt die Welt in die Barbarei, dann sind ja alle diese geschaffenen Werte gegenstandslos.

Und nun ist es Tatsache: wir können heraus aus der Sackgasse, aus der Gefahr, aber nur mit Hilfe der Wissenschaft: wir Wissenschaftler könnten heute die Welt retten, das ist ja auch einer Ihrer Gedanken, das Unglück der Welt ist, dass die Wissenschaftler sich in ihre Studierstuben verkrochen haben und die Welt von Ignoranten, von Journalisten, Rechtsanwälten und Abenteurern regiert und malträtirt wird. Ich als einer der sehr wenigen Wissen-

schaftler, die aktiv politisch tätig sind und zwar auf unserer Seite – im Lage der Gegner, der Faschisten, gibt es leider Wissenschaftler, die mitmachen – weiss durch eine glückliche Konstellation ganz genau, worauf es in diesem Kampfe ankommt, ich habe auch die geeigneten Waffen ausprobiert und mit ihnen auch unzweifelhafte Erfolge gehabt – zuletzt auch hier – und ich weiss, bis zum letzten Atemzuge werde ich in den Kampf meine Trümpfe – System + Energie – hineinschleudern, aber leider bin ich durch mein menschliches Wesen begrenzt, es reichen meine physischen Kräfte nicht aus – ich verliere an Geschwindigkeit in dem Wettlauf. Der feindliche Prozess – die Faschisierung der Welt – gewinnt dadurch, dass seine Masse wächst, allmählich an Beschleunigung. Ich muss einen Stoss von Aussen erhalten, der mir eine Zusatzgeschwindigkeit verleihen würde. Und das könnten Sie, lieber Herr Einstein. Kurz gesagt, ich kämpfe und arbeite hier unter den denkbar schwierigsten Verhältnissen, die meine ganze Kraft und Aussicht auf Erfolg, wenn sie andauern, untergraben müssen. Die Schwierigkeit meiner Situation rührt daher, dass ich keinen ständigen Erwerb hier haben kann – die Wissenschaft ist ja jetzt fast überall zu einer Luxusbeschäftigung geworden – für etwas anderes aber, das ja einem Ausländer nur Groschen einbringen kann, ist zugleich wegen der Inanspruchnahme durch den Kampf keine Zeit da. Und so muss ich alle vernünftigen Arbeitszeitgrenzen weit überschreiten und weiss als Physiologe, dass es so nicht ewig gehen kann, besonders weil ich nicht mehr jung bin und durch tausenderlei in meinem Leben Gewesene erschöpft bin. Wäre ich allein, so ginge es noch irgendwie, aber ich habe hier meinen jüngsten Sohn mit, für den ich sorgen muss und meinen ältesten Jungen und meine Frau hatte ich keine Möglichkeit aus Deutschland bis jetzt wegzubringen. Für ihr Leben dort und auch die Schule des Jungen muss aber ich von hier aus sorgen und das ist, besonders bei schlechtem Valutastand der Krone, für mich fast eine unlösbare Aufgabe. Zu allem ist es eine ungeheuere seelische Belastung, denn ich weiss, dass durch meine Tätigkeit, die doch offen vor sich geht, sie dort dauernd gefährdet sind. Ich muss aber den Kampf führen und zwar offen, denn nur dann besteht die Aussicht, dass er von Erfolg gekrönt wird – man hört mir zu, weil ich mit meinem vollen Namen auftrete – der wissenschaftliche Ruf und mein Name als des früheren Propagandaleiters der Eisernen Front³⁵ wirken auf die Leute magisch – bei der Neuheit der von mir propagierten Ideen

³⁵ Tschachotin hatte sich für die Eiserne Front in Deutschland engagiert, mit Carlo Mierendorff verfasste er die Broschüre „Grundlagen und Formen politischer Propaganda“ (Magdeburg 1932), die jedoch nicht die Zustimmung der „Bonzen“, wie Tschachotin die Leitung der deutschen Sozialdemokratie nannte, fand. Ein „Propagandaleiter“ war er dagegen kaum.

wäre es ganz aussichtslos, dass man mit ihnen rechnen würde, wenn sie anonym dargebracht würden.

Aus allen diesen Gründen ist meine Situation als eine der denkbar schwierigsten zu bewerten. Ich habe zwar Vorkehrungen getroffen, die wohl in einigen Monaten mir die Möglichkeit geben werden – durch meine literarische Tätigkeit – aufzuatmen und mit meinen Kräften etwas zu sparen, aber ich fürchte, bis das soweit ist, besteht die Gefahr, dass ich zusammenbreche.

Freilich, vielleicht kommt Ihnen dann sofort der Gedanke auf, ja, wieso baue ich ein Werk auf, ohne zunächst mal die eigene Basis gesichert zu haben.

Das liegt aber leider in der Natur der Sache. Es wäre mir ein Leichtes mein persönliches Wohlergehen zu sichern, aber Voraussetzung wäre, auf meinen Kampf, der meine Pflicht und der Sinn meines Lebens ist, zu verzichten. Selbst die rechtsorientierten, ja, halbnazistischen Elemente im Kaiser Wilhelm Institut in Heidelberg³⁶ waren bereit sich dafür einzusetzen, dass ich dort verbleibe und eine Existenzmöglichkeit bekomme – so interessiert waren sie in meinen Forschungen. Ich könnte auch immer sofort nach Russland gehen und dort am Aufbau des Staates und auch wissenschaftlich arbeiten, aber mit meinem Kampf gegen den Faschismus in Europa wäre dann alles aus.³⁷

Nun hier: die Wissenschaftler sind zwar auch hier sehr interessiert in meinen Arbeiten – ich habe hier 2 grosse Vorträge gehalten – aber auf meine allgemeine Tätigkeit sehen sie mit schiefem Auge, es ist auch ein *Circulus viciosus*: weil ich keine feste Existenzmöglichkeit habe, hetze ich mich in der vom Kampfe übrigbleibenden Zeit bis zur völligen Erschöpfung im zufälligen Kleinerwerb kaputt, mit Schreibereien usw., um mich überhaupt irgendwie halten zu können, und da bleibt für die wissenschaftliche Arbeit herzlich wenig Zeit und Kraft übrig, und das sieht die offizielle Wissenschaft nicht gern und ist spröde und kommt nicht entgegen. Freilich, müssten mir eigentlich die politischen Parteistellen zu Hilfe kommen, aber sie sind ja eigentlich meine Feinde und möchten mich am besten heraus aus dem Lande (das sind die Ausdrücke, in welchen sie mir hier Vorwürfe machen: „Sie haben uns die ganze Partei in Aufruhr gebracht“, „Sie machen ganz Dänemark ver-

³⁶ Gemeint ist das Kaiser-Wilhelm-Institut für Medizinische Forschung in Heidelberg, wo Tschachotin von 1930 bis 1933 als Gastwissenschaftler weilte. Der Physiker Karl Wilhelm Hauser (1887–1933), in dessen Institut Tschachotin arbeitete, zeigte offen seine Sympathie zum NS-System, war aber in der Tat bereit, Tschachotin weiter in seinem Institut als Gast arbeiten zu lassen; vgl. K. W. Hauser an Präsident M. Planck, 14. 3. 1933, in MPA: I, 1A, Nr.539/1, Bl. 9 (4 Tage nach der Haussuchung bei Tschachotin).

³⁷ Tschachotin schildert zutreffend, was passieren würde, wenn er in die Sowjetunion reiste, und die Wahrscheinlichkeit war hoch, daß er zu den ermordeten Opfern der Repressalien gehört hätte.

rückt“, „Die Jungen schwören auf Sie wie auf einen Gott“ usw.).³⁸ Deswegen diese Kreise direkt um Hilfe anzugehen, hiesse den Feinden eigene Schwächen zu offenbaren und sich auch in Augen der Öffentlichkeit auszuliefern – das würde der Sache selbst enorm schaden. Und so kämpfte ich weiter, mir die gefährlichsten Entbehrungen und Anstrengungen zumutend, immer mit der Angst im Herzen: reichen noch die Kräfte weiter aus bis Hilfe kommt?

Und so wende ich mich an Sie, der ja alle diese Zusammenhänge verstehen kann, umsomehr als ich von meinem Freund Lotte Weigert³⁹ erfuhr, dass Sie so freundlich waren, ihr zu schreiben, dass Sie bereit wären an irgend eine Stelle meinerwegen zu schreiben. Nun ist hier jetzt so eine Möglichkeit vorhanden. Es hat sich hier ein Comité gebildet, um den flüchtigen ausländischen Wissenschaftlern zu helfen. Den Vorsitz führt Niels Bohr. Würden Sie vielleicht die Güte haben ihm meinerwegen zu schreiben und mich ihm zu empfehlen? Ich wäre Ihnen sehr dafür dankbar.⁴⁰

Freilich, selbst im Falle der Gewährung einer solchen Hilfe, wäre die allgemeine Frage meines Weiterexistierens und vor allem der Fortführung meiner wissenschaftlichen Arbeiten noch nicht gelöst – es könnte sich wohl nur um eine Hilfeleistung handeln, die mich einige Zeit, einige Monate, vielleicht über Wasser halten könnte – hier eine feste Anstellung auf die Dauer zu erlangen, ist mir als Ausländer und bei der Kleinheit des Landes (I Universität!) ganz aussichtslos. Zugleich wird in absehbarer Zeit meine Mission hier erschöpft und mein Ziel wird ein grösseres Land werden müssen – Frankreich, England oder Amerika. Aber um eine solche Übersiedlung zu organisieren, muss ich rechtzeitig Schritte dazu unternehmen. Und da erlaube ich mir Sie auch mit dieser Bitte zu belasten. Ich denke in erster Linie ans Collège de France⁴¹ in Paris, wo Sie Verbindungen haben, und auch an Professor Robert Chambers in New York oder Prof. Newton Harvey⁴² Das sind

³⁸ Wegen der Ablehnung der SPD-Funktionäre verließ Tschachotin 1934 Dänemark und lebte von da an im französischen Exil.

³⁹ Lotte Weigert war eine gute Freundin der Familie Einstein (mindestens seit 1918), seit den 1920er Jahren kannte sie auch Tschachotin und wurde von ihm als Freund in seinen Briefen an Einstein 1927 so genannt. Lotte Weigert war vermutlich Kunsthistorikerin, zeitweilig lebte sie in Kopenhagen, vgl. Lotte Weigert an A. Einstein, Kopenhagen, 1. 3. 1930, in: Einstein Archives, 48720-1bis4.

⁴⁰ Ob A. Einstein sich für Tschachotin an Niels Bohr (1885–1962) wandte, muß offen bleiben.

⁴¹ Collège de France ist handschriftlich unterstrichen sowie die Namen Robert Chambers und Newton Harvey sowie Millikan.

⁴² Robert Chambers (1881–1957) arbeitete zur Biophysik des Protoplasmas, Edmund Newton Harvey (1887–1959) war Biophysiker in Princeton.

Gelehrte, die in meine Arbeiten sehr interessiert immer waren und wenn Sie die Güte haben würden, mich denselben besonders zu empfehlen, liesse sich vielleicht etwas erreichen. Auch Prof. Millikan in Pasadena war vor 2 Jahren im Kaiser Wilhelm Institut in Heidelberg und interessierte sich besonders für meine Apparaturen und Forschungsarbeiten, vielleicht, wenn Sie mich empfehlen würden, liesse sich dort etwas finden. Ich wäre dann bereit nach Amerika überzusiedeln und dort dann in Ruhe meine wissenschaftlichen Arbeiten weiterzuführen⁴³, nachdem ich in den nächsten Monaten hier in Europa meine politische Mission erfüllt und meine Kenntnisse und Erfahrungen anderen, jüngeren Kämpfern überantwortet haben werde.

Wenn ich mich daran wage, Sie mit dieser Bitte zu belasten, so geschieht es nicht nur mit dem Vorhaben mir meinen Kampf zu erleichtern, nein, es geht auch um die Wissenschaft: werde ich aus der heutigen Misere herauskönnen, so werde ich Möglichkeit und Zeit finden, wieder an wissenschaftliche Forschungen ernst gehen zu können, indem ich dann viele kleine technische Arbeiten, die ich jetzt gezwungen bin alle selbst zu verrichten, von mir abstossen und anderen Kräften übergeben könnte. Wissenschaftlich habe ich auch heute eine Menge von ausserordentlich wichtigen Ideen und Vorhaben und es ist direkt eine seelische Qual zu wissen, dass sie alle zugefroren sind. Indem Sie mir helfen sie wieder flüssig zu machen, werden Sie mir und der Wissenschaft noch eine grosse Hilfe leisten. Auch werden meine seelischen Kräfte dann noch gestärkt und das Arbeitstempo in Durchführung meiner allgemein-menschlichen Mission wird noch beschleunigt. Das war also meine Bitte in erster Richtung.

Die zweite bezieht sich auf eine Hilfeleistung in unserer Sache. Ich habe von meinem Buche „Dreipfeil gegen Hakenkreuz“ schon oben gesprochen. Ich sende es Ihnen heute, und will Sie bitten, falls Sie dessen Gedankengängen, Zielen und Elan zustimmen, mir für die englische und französische Ausgabe (vielleicht kommt auch eine zweite deutsche in Frage) Ihr Vorwort zu geben.⁴⁴ Das würde den darin enthaltenen Ideen ausserordentlich zum Durchbruch verhelfen. Ich habe den Mut Sie darum zu bitten wegen Ihrer allgemei-

⁴³ Tschachotin schrieb Einstein nochmals aus Paris und bat ihn im Frühjahr 1938, ihm bei der Vermittlung nach Amerika (d.h. in die USA) behilflich zu sein, Newton Harvey kenne ihn und könnte ihn einladen. Vgl. Tschachotin an A. Einstein, Paris, 27. 4. 1938, in: Einstein Archives, 54545-1,2.

⁴⁴ Im Archiv ist kein Antwortbrief A. Einsteins überliefert, und es kam vermutlich weder zu einer englischen noch zu einer französischen Ausgabe; vgl. statt dessen das politische Hauptwerk Tschachotins „Le viol des foules par la propaganda politique“, Paris 1939, bzw. „The Rape of the Masses. The psychology of totalitarian political propaganda“, London 1939, and London 1940 (Transl. from Fr.).

nen Einstellung und weil für dieses Buch das Charakteristische ist, dass der ganze politische Kampf für die Kultur nunmehr auf eine sichere wissenschaftlich unterbaute Basis – die neuesten positiven Erkenntnisse über die Mechanismen der menschlichen Handlungen, die Pawlow'schen bedingten Reflexe – gestellt wird.⁴⁵ Wenn Sie – der Grosse Wissenschaftler und zugleich auch Mensch – als Pate diesem meinem Versuch die Wissenschaft für den Kampf um den Menschen zu verwenden, stehen würden – würde uns alle, die heute in diesem Kampfe stehen, ausserordentlich begeistern und unseren Sieg bedeutend beschleunigen.

Und dann noch die dritte und letzte Bitte. Die Erfüllung der ersten wird ja mich selbst im Kampfe stählen, der zweiten – wird einer rascheren Verbreitung unserer Ideen verhelfen. Die dritte bezieht sich auf die Möglichkeit, die durch die Verbreitung der neuen Ideen und erleichterten meinen eigenen Einsatz geschaffene Stimmung in kürzester Zeit in reelle Formen zu giessen. Dazu braucht man organisatorische Munition. Das sind Geldmittel. Lieber Herr Einstein, Sie haben viele Verbindungen, auf Ihr Wort hören auch so Viele, und von diesen Vielen sind ja auch solche, die gerne unserem gemeinsamen Kampfe helfen würden und es auch könnten, aber wir kennen sie nicht und sie kennen uns nicht. Bringen Sie uns und sie zusammen. Sagen Sie mir, an wen ich mich in dieser Frage wenden könnte – das hat mit meiner persönlichen Frage nichts zu tun – und sagen Sie diesen Menschen, dass sie mir und meinen Freunden Zutrauen schenken könnten – Sie werden mir glauben, dass ich Ihren Namen nicht missbrauchen werde. Ich bin gewohnt mit den geringsten Mitteln Arbeit zu schaffen, oft habe ich schon fast aus Nichts unter den schwierigsten Umständen Resultate ins Leben gerufen – mein Leben ist ein Gewähr dafür, dass die Mittel nicht vergeudet werden, aber der rasch sich einstellende Erfolg ist eine Funktion auch der Mittel. Und Zeitgewinn ist heute in unserem Kampfe ausschlaggebend.

Bitte verzeihen Sie mir diesen langen Brief, aber man schreibt ja so einen Brief vielleicht nur einmal im Leben, es reizt mich auch Ihnen zu sagen, dass heute gerade 25 Jahre sind, dass ich in der Messinaer Erdbebenkatastrophe gerettet wurde.⁴⁶ Ich musste Sie über Alles orientieren, wenn ich Sie in dieser, wie mir scheint, entscheidenden Angelegenheit anrufen sollte. Monate sind vergangen, seitdem ich Sie in London gesehen habe.⁴⁷ Erst heute ent-

⁴⁵ Tschachotin bezeichnete sich zeitlebens als Pavlov-Schüler, auch in den Publikationen 1939 bzw. 1940 bekannte er es sofort am Anfang der Bücher.

⁴⁶ Während seines Forschungsaufenthalts in Messina wurde Tschachotin bei dem Erdbeben 1908 verschüttet und schwer verletzt.

⁴⁷ Albert Einstein weilte im Frühjahr 1933 in London.

schliesse ich mich an Sie zu schreiben und meine Bitten an Sie zu richten, weil ich mir sagte, ich durfte es wagen, erst wenn ich greifbare Resultate meiner Tätigkeit in der neuen Kampagne habe. Das ist jetzt der Fall und daher mein Mut zu diesem Briefe.

Beste Grüsse und Glückwünsche zum Neuen Jahr an Sie und Ihre Frau Gemahlin, auch von Lotte Weigert,

Ihr ergebener (S. Tschachotin)“

Quellen und Literatur

Wissenschaftliche Publikationen von Tschachotin (Auswahl):

Dissertation: Die Statocyste der Heteropoden. In: Zeitschrift für wiss. Zoologie, Vol. XC, (1907), S. 343;
Die mikroskopische Strahlenstichmethode, eine Zelloperationsmethode. In: Biol. Zentralblatt, 1912, Bd. 32, S. 623–630;
Rationelle Arbeitsweisen des Wissenschaftlers. Berlin: Urban und Schwarzenberg, 1930 (vgl. in Russ. 1925 und in Frz. 1938);
Die Methode der ultravioletten Micropunktur. Berlin: Urban und Schwarzenberg, 1935. (vgl. Frz. 1937);
Actualités scientifiques et industrielles. 732: L'Organisation dans la science. par Serge Tchakhotine (Docteur des sciences, Professor d'Université, Ancien assistant du Prof. Pavlov au Laboratoire de Physiologie de l'Académie des Sciences de l'U.R.S.S.) Paris: Ed. Hermann, 1938.

Politische Publikationen von Tschachotin:

mit Carlo Mierendorff: Grundlagen und Formen politischer Propaganda. Magdeburg 1932;
Dreipfeil gegen Hakenkreuz. Copenhagen 1933 (in Dt. und in Dän.);
Le viol des foules par la propaganda politique. 1 édit. Paris: Gallimard, 1939; 8 edit. = nouvelle édition revue et augmentée: Paris Gallimard 1952;
The Rape of the Masses. The psychology of totalitarian political propaganda. London 1939 and London: G. Routledge and Sons, 1940 (Transl. from Fr.), reprint: USA 1971;
Le viol physique des masses – obstacle a une vraie démocratie (brochure). Edit. S.A.L., Paris 1946.

Quellen:

Archiv der Max-Planck-Gesellschaft, Berlin
The Albert Einstein Archives, The Jewish National & University Library, The Hebrew University of Jerusalem

Literatur:

Albrecht (1986a) – Albrecht, Richard: Sergej Tschachotin oder ‚Dreipfeil gegen Hakenkreuz‘. In: Exilforschung. Jahrbuch, Band 4, Hg. Gesellschaft für Exilforschung. München: edition text + kritik, 1986, S. 208–228.
Albrecht (1986b) – Albrecht, Richard: Symbolkampf in Deutschland 1932: Sergej Tschachotin und der ‚Symbolkrieg‘ der drei Pfeile gegen den Nationalsozialismus als Episode im Abwehrkampf der Arbeiterbewegung gegen den Faschismus in Deutschland. In: IMK (Intern. wiss. Korrespondenz zur Gesch. der dt. Arbeiterbewegung) No. 4 (Dez. 1986): S. 498–533.
Albrecht (1987) – Albrecht, Richard: ‚... daß Sie Ihre Tätigkeit einstellen müssen‘: Die Entlassung Sergej Tschachotins aus dem Heidelberger Kaiser-Wilhelm-Institut 1933. In: Berichte zur Wissenschaftsgeschichte 10 (1987), S. 105–112.
Ausstellung „Makroskop“, Berlin, Museum für Photographie, 4. 2. – 23. 4. 2006, von Boris Hars-Tschachotin und Hannes Nehls.

- 
- 
- Jansen (1991) – Jansen, Christian: Emil Julius Gumbel. Portrait eines Zivilisten. Heidelberg: Das Wunderhorn, 1991.
- Posudin (1995) – Posudin, Ju. I.: Biofizik Sergej Cachotin. (In Russ.) Kiev 1995.
- Vogt (1991) – Vogt, Annette, (Hg.): Emil Julius Gumbel. Auf der Suche nach Wahrheit. Berlin: Dietz Verlag, 1991.
- Vogt (2006) – Vogt, Annette: Einleitung und 21 Biographien. In: Zum Gedenken an die aus dem KWI für Medizinische Forschung vertriebenen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler. Heidelberg 2006.

Siegfried Grundmann:

Zum Umgang der DDR mit von den Nazis konfisziertem Eigentum: das Einstein-Haus in Caputh

1. Vorbemerkungen

Mit der Geschichte des Einstein-Sommerhauses in Caputh, dabei auch mit der Konfiskation desselben in der NS-Zeit, haben sich zahlreiche Autoren befaßt: Friedrich Herneck¹, Michael Grüning², Siegfried Grundmann³, Dietmar Strauch⁴ und andere. Abweichend von bisherigen Darstellungen befaßt sich der vorliegende Artikel nur mit Eigentumsfragen sowie der Zeit nach dem Ende Hitlerdeutschlands. Nur insofern relevant, werden Aspekte der Bewirtschaftung des Hauses sowie die Zeit vor dem Kriegsende am 8. Mai 1945 einbezogen.

Vorweg sei gesagt, daß Albert Einstein nach geltendem Recht *nicht* der Eigentümer von Haus und Grundstück war. „Sein“ Grundstück in Caputh, Waldstraße 7–8, wurde im Grundbuch von Caputh/ Kreis Zauch-Belzig auf den Namen seiner Stieftöchter (präziser der Töchter seiner zweiten Ehefrau) – Margot Einstein (später verehelichte Marianoff) und Ilse Kayser geb. Einstein⁵ – eingetragen. Also war Albert Einstein nur der „Besitzer“, nicht der Eigentümer.

Margot Einstein und Ilse Kayser haben den 1. Teil des Anwesens (erste von später insgesamt 6 Parzellen) am 27. Mai 1929 von Elsbeth Stern, vertreten durch deren Ehemann Regierungsbaumeister Adolf Stern, gekauft (lt. Vertrag „etwa 1500 qm“⁶, exakt 1508 qm,

¹ Friedrich Herneck: Albert Einstein und das politische Schicksal seines Sommerhauses in Caputh bei Potsdam, in: Friedrich Herneck: Einstein und sein Weltbild. Aufsätze und Vorträge von Friedrich Herneck. Berlin 1979; Friedrich Herneck: Einstein privat. Herta W. erinnert sich an die Jahre 1927 bis 1933. Berlin 1978.

² Michael Grüning: Ein Haus für Albert Einstein. Erinnerungen. Briefe. Dokumente. Berlin 1990.

³ Siegfried Grundmann: Einsteins Akte. Wissenschaft und Politik – Einsteins Berliner Zeit. Mit einem Anhang über die FBI-Akte Einsteins. Springer-Verlag Berlin, Heidelberg, New York. 2. Auflage 2004.

⁴ Strauch, Dietmar: Einstein in Caputh. Die Geschichte eines Sommerhauses. Philo Verlagsgesellschaft mbH, Berlin Wien 2001.

⁵ Beide Stieftöchter waren eigentlich geborene *Löwenthal*.

⁶ Später wurden exakt 15 Ar und 8 qm angegeben).

zum Preis von 12 000 RM) – mit „ehemännlicher Zustimmung“ von Dr. Rudolf Kayser und Adolf Stern.⁷ Den 2. Teil des Anwesens (3 Parzellen) haben Margot Marianoff und Ilse Kayser am 25. November 1932 vom Preußischen Staat (Forstverwaltung), vertreten durch die Regierung zu Potsdam, Abteilung für direkte Steuern, Domänen und Forsten, gekauft (0,0683 ha zum Preis von 2049 RM) – diesmal mit Zustimmung von Dr. Rudolf Kayser und Dr. Dimitri Marianoff.⁸ Genutzt wurden die zuerst gekauften 4 Parzellen aber schon früher: eben dort (auf Parzelle 132/16) stand seit dem Herbst 1929 das Einstein-Sommerhaus.⁹

⁷ Brandenburgisches Landeshauptarchiv (im Folgenden: BLHA): AG Potsdam GB Caputh, Bd. 40, Bl. 1155.

⁸ BLHA: AG Potsdam GB Caputh, Bd. 40, Bl. 1155.

⁹ Noch vor Abschluß des ersten Grundstückskaufes durch die Töchter bzw. Stieftöchter Ilse und Margot entstand der Wunsch nach Zukauf eines weiteren Grundstücks. Auch wenn ihre Töchter später als Käufer in Erscheinung traten, wurde alles von Elsa Einstein arrangiert. Schon am 25. April 1929, noch in der irrigen Annahme, daß das von Elsbeth Stern bereitgestellte Grundstück das zum 50. Geburtstag Einsteins versprochene Geschenk der Stadt Berlin sein werde, bat Elsa Einstein die Abteilung für Landwirtschaft und Forsten bei der Regierung in Potsdam „inständig, /.../ uns einen winzigen Streifen Land zu verkaufen“, um das geplante Haus einige Meter weiter hinten errichten zu können. Sie hat diese Bitte am 29. April (diesmal mit Unterschrift von Albert Einstein unter ihr Handschreiben) wiederholt. Begründung: um „nur zu einem Teil auf diesem schmalen Gelände“ (etwa 11 m tief, 23 m lang, später „etwa 12 m tief u. 24 m. lang“) ein Wohnhaus errichten zu können (BLHA: Rep. 2 A Potsdam III F 11583, Bl. 1–1 Rs.). Ganz so „winzig“ und schmal, wie sie meinte, war das Grundstück aber nicht (lt. nicht datierter Handskizze von Elsa Einstein sowie Schreiben des Ministers vom 11. Mai 1929 an die Oberförsterei Kunersdorf 228 qm, lt. Schreiben von Elsa Einstein vom 24. 2. 1930 an die Forstverwaltung „etwa 350 qm“, lt. Schreiben der Oberförsterei Kunersdorf vom 29. 4. 1929 an das Ministerium 288 qm). Gleichwohl war der Minister mit dem Verkauf einverstanden. Ein weiteres Begehren entstand nach Fertigstellung des Hauses (das übrigens nicht auf der Grundstücksgrenze, sondern vollständig auf dem vom Forst gekauften Grundstück errichtet wurde), nachdem Elsa Einstein den Zaun auf fiskalisches Gebiet setzen ließ. Diesmal handelte es sich tatsächlich um einen schmalen Geländestreifen („wenige Quadratmeter“ – mit der Begründung Albert Einsteins, daß ansonsten „einige prächtige Bäume fallen müßten“. Brief vom 17. April 1930 an den Minister für Landwirtschaft und Forsten). Einen förmlichen Kaufvertrag allerdings kann es nicht gegeben haben, obwohl Rudolf Kayser am 16. Februar 1932 an die Forstverwaltung schrieb, man habe im Hause seiner in Amerika aufhältlichen „Schwiegereltern wie bei uns selbst nach dem Kaufvertrag gesucht“, aber nicht finden können. Jedenfalls ist ein solcher in den überlieferten Grundakten nicht abgelegt. Und kann dort auch nicht abgelegt sein, weil der zwischen der Forstverwaltung einerseits und Ilse Kayser sowie Margot Marianoff abgeschlossene Kaufvertrag für die in Frage kommenden Parzellen erst am 25. November 1936 abgeschlossen wurde! (BLHA: AG Potsdam Ga Caputh Bd. 40, Bl. 1155): 683 qm zum Preis von 2049 RM (und mit dem Vermerk, daß 1512 RM bereits am 31. März 1931 bezahlt wurden). Dann wurden aber nicht nur 2, sondern 4 Parzellen, nicht 228 ... qm, sondern 683 qm vom preußischen Staat gekauft. Die dann gekaufte Fläche (lt. Kaufvertrag die Parzellen 132/16, 139/16 und 140/16) war viel größer als der ursprünglich in Augenschein genommene Geländestreifen (Parzellen 132/16 und 139/16). Da der bloße Augenschein ge-

Zum Anwesen in Caputh gehörte außerdem ein am 9. 11. 1932 vom Grundstücksnachbarn Robert Wolff gekauftes Grundstück (568,02 qm zum Preis von 7000 RM).¹⁰ Käufer desselben war Ilse Kayser – in der Kaufverhandlung vertreten durch ihre Mutter Elsa Einstein.¹¹ Der Gesamtpreis der 4 von Ilse Kayser und Margot Einstein sowie der von Ilse Kayser allein gekauften 2 Parzellen betrug somit 21 049 RM, die Fläche insgesamt 2759,02 qm.

Die Eintragung der zuerst gekauften Parzelle (Parzelle 133/16) in das Grundbuch von Caputh/ Kreis Zauch-Belzig erfolgte am 23. September 1930¹². Die zuletzt gekauften zwei Parzellen (Parzellen 144/16, 137/16) wurden am 16. März 1933 eingetragen¹³, die am 25. 11. 1932 gekauften 3 Parzellen (Parzellen 132/16, 139/16, 140/16) erst am

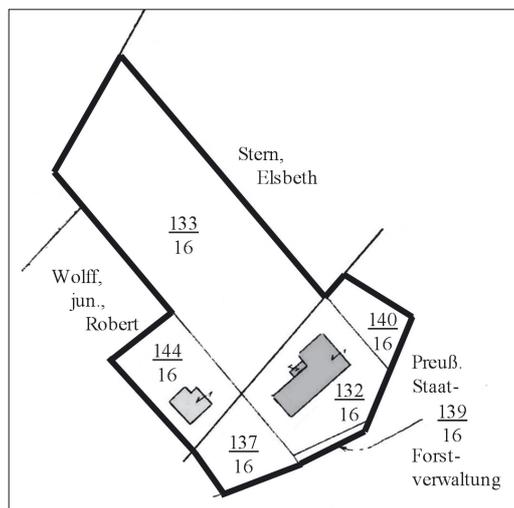


Abb. 1: Handzeichnung vom 20. Januar 1936 nach der Katasterkarte (bearbeitet von S.G.). Markiert = Einstein-Haus auf der Parzelle 132/16 und „Gartenhaus“ auf der Parzelle 144/16

nügt, um festzustellen, daß die Parzelle 132/16 erheblich größer war als die beiden anderen zusammen, kann die ursprünglich für Parzelle 132/16 angegebene Größe nicht den Tatsachen entsprochen haben. Bei Annahme, daß der qm-Preis in allen Fällen 3 RM betragen hat und bei weiterer Annahme, daß die am 31. 3. 1931 vorausbezahlten 1512 RM den Parzellen 132/16 und 139/16 gegolten haben, würde dies bedeuten, daß die Parzellen 132/16 und 139/16 zusammen 504 qm groß gewesen sind, die Parzelle 140/16 dagegen nur 179 qm.

¹⁰ BLHA: K I Potsdam GB Caputh Bd. 43 Bl. 1258 sowie BLHA: K V Potsdam GA Caputh Bd. 43 Bl. 1238.

¹¹ Kaufvertrag = BLHA: AG Potsdam Ga Caputh Bd. 43 Bl. 1238. Im Vertrag wird zwar der Kaufpreis festgeschrieben: 7000 RM, es werden aber keine exakten Angaben über Größe und Bezeichnung „der verkauften Parzellen“ gemacht. Die später erfolgte amtliche Vermessung ergab, daß die fraglichen Parzellen 137/16 und 144/16 zusammen 568,02 qm groß gewesen sind (BLHA: AG Potsdam, Grundakte Caputh, Bd. 43, Bl. 1238 – Nr. 8 des Notariats-Registers für 1933, verhandelt zu Berlin am 30. Januar 1933). Ein Detail im Kaufvertrag verdient – nebenbei – besondere Aufmerksamkeit. Als Wohnadresse von Elsa Einstein wird dort angegeben: „wohnhaft zu Caputh, Waldstrasse“. Zumal es sich hier um ein notariell beglaubigtes Dokument handelt, wäre damit bewiesen, daß für Elsa (und Albert) Einstein die Berliner Stadtwohnung nur noch eine Zweitwohnung gewesen ist, beide nach dem Bezug des Sommerhauses amtlich gemeldete Einwohner von Caputh und nicht mehr von Berlin gewesen sind!

¹² BLHA: AG Potsdam GB Caputh, Bd. 40, Bl. 1155, Nr. 1.

¹³ BLHA: K I Potsdam GB Caputh Bd. 43 Bl. 1258.

24. Juni 1933.¹⁴ Der alle Teile des Caputher Anwesens betreffende Kaufvorgang war somit noch nicht abgeschlossen, als die Enteignung faktisch schon begonnen hatte (nach der zunächst vollzogenen Enteignung der Konten und Wertpapiere von Albert und Elsa Einstein).

Ilse Einstein (Kayser) starb am 9. 7. 1934; ihr rechtmäßiger Erbe (also nun Miteigentümer von Grundstück und Sommerhaus) war ihr Ehemann Rudolf Kayser. Am 9. 1. 1935 wurde das Eigentum der verstorbenen Ilse Kayser antragsgemäß von der Grunderwerbsstelle des Kreises Zauch-Belzig auf Rudolf Kayser überschrieben. Auf Grund der Einziehungsverfügung vom 28. Februar 1935 – wogegen Kayser durch RA Giese erfolglos Einspruch erhob¹⁵ – erfolgte aber keine Eintragung von Kayser im Grundbuch von Caputh. Am 10. 1. 1935 wurden die zwei zuerst gekauften Grundstücke vom Preußischen Staat auf Grund des Gesetzes über die Einziehung kommunistischen Vermögens vom 26. Mai 1933 (RGBl. I, S. 293) und des Gesetzes über die Einziehung volks- und staatsfeindlichen Vermögens vom 14. Juli 1933 (RGBl. I, S. 479) in Verbindung mit der Durchführungsverordnung des Preußischen Ministers des Innern vom 31. Mai 1933 (G.S. Nr. 39) eingezogen.¹⁶ Als Eigentümer wurde der Preußische Staat am 8. 8. 1935 im Grundbuch eingetragen. Am 18. Juli 1935 hat sich der Preußische Staat mit der gleichen Begründung auch das von Ilse Kayser am 9. 11. 1932 gekaufte Grundstück einverleibt (Grundbucheintragung ebenfalls am 8. 8. 1935).

Die Nazis haben also nicht das Eigentum von Albert Einstein, sondern das der Stieftöchter konfisziert. Und zwar *nicht* als „jüdisches Eigentum“, nicht auf Grund der späteren Rassengesetzgebung, sondern auf Grund der angeblich kommunistischen und staatsfeindlichen Betätigung Albert Einsteins.

Am 27. 8. 1936 hat die Gemeinde Caputh die Einstein'schen Grundstücke (einschließlich Sommerhaus) für 5 000 RM gekauft – ein, wie man heute sagen würde, „Schnäppchenpreis“. Am 22.9.1936 erfolgte der Eintrag im Grundbuch.¹⁷ Fortan war also die Gemeinde Caputh der „Eigentümer“. Und dabei blieb es bis zum Tag der Kapitulation Hitlerdeutschlands am 8. Mai 1945.

¹⁴ BLHA: AG Potsdam GB Caputh, Bd. 40, Bl. 1155, Nr. 2.

¹⁵ Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz (im Folgenden: GStA): I. HA Rep. 151, IA, Nr. 8191, Bl. 124 Rs.

¹⁶ Am 10. Januar lt. Verfügung des Regierungspräsidenten von Potsdam (Amtsarchiv Caputh: Nr. 808).

¹⁷ BLHA: AG Potsdam GB Caputh Bd. 40 Bl. 1155; KI Potsdam GB Caputh Bd. 43 Bl. 1238.

2. Zum Umgang mit dem Eigentum an Grundstück und Sommerhaus in der SBZ und DDR

Wenige Wochen nach Kriegsende, im September 1945, hat sich Albert Einstein nach „seinem“ Sommerhaus erkundigt und fragen lassen: Wer bewohnt das Haus jetzt; welches ist der Zustand des Hauses, der Möbel; was ist mit dem Haus nach 1933 geschehen?¹⁸

Während dieser Zeit, gleichfalls im September 1945, vermutlich unabhängig von Einsteins Anfrage, erkundigten sich auch Vertreter der sowjetischen Besatzungsmacht nach dem Zustand des Hauses. Der Ortskommandant von Michendorf erteilte Befehl zur Ausführung nötiger Reparaturen, gab Anweisung zur Bereitstellung des benötigten Baumaterials. Das Haus sollte „so hergerichtet sein, daß es dem Eigentümer jederzeit übergeben werden kann“.¹⁹

Daraus folgt erstens, daß er der Meinung war, *Albert Einstein* sei der Eigentümer des Hauses gewesen, und zweitens, Albert Einstein sei rechtmäßiger Eigentümer geblieben. Abgesehen von der irrtümlichen Annahme, Albert Einstein sei der Eigentümer gewesen, ein korrekter, normalem Rechtsempfinden entsprechender Standpunkt!

Unter dem Datum vom 8. 8. 1946 schließlich beantragten die Eigentümer, die US-Bürger Margot Einstein und Rudolf Kayser, vertreten durch die Finanzabteilung der US-amerikanischen Militärregierung für Deutschland – Office of Military Government for Germany (U.S.) Finance Division APO 742 – bei der Sowjetischen Militäradministration in Berlin-Karlshorst die Rückgabe des von den Nazis konfiszierten Eigentums: „a wooden house, six rooms, bath and kitchen and lot, located at Waldstr. 7–8, Caputh near Potsdam, recorded 23 Sept 1930 in the Land Register of Caputh, Volume 40, Folio No. 1155 in the name of Miss Margot Einstein and Mrs. Ilse Kayser née Einstein“.²⁰ Gleichzeitig bat die Finanzverwaltung der Militärregierung zum Zwecke der Weitergabe an die amerikanischen Eigentümer um einen Bericht zum Zustand des Anwesens, über finanzielle Obliegenheiten etc.

¹⁸ Amtsarchiv Caputh: Nr. 811.

¹⁹ Amtsarchiv Caputh: Nr. 811. (Hervorhebung S.G.)

²⁰ Bundesamt für zentrale Dienste und offene Vermögensfragen: Amt für Rechtsschutz des Vermögens der DDR – USA, Anmeldungen OMGUS. Daß Ilse Kayser (nicht in Gemeinschaft mit Margot Einstein) am 9. 11. 1932 ein weiteres Grundstück, später an anderem Ort im Grundbuch von Caputh eingetragen, gekauft hatte, scheint den Antragstellern nicht mehr erinnerlich oder nicht erwähnenswert gewesen zu sein.

unbekannt *ni. Pyunskohy* *BR* *18. 12/281482*
28/11. 46.

OFFICE OF MILITARY GOVERNMENT FOR GERMANY (U. S.)
 Finance Division
 APO 742

Property Control Branch
 8 August 1946

SUBJECT: Property of Mrs. Margot Einstein and Dr. Rudolph Kayser, U.S. Citizens.

TO : Soviet Military Administration in Germany
 Finance Division, Berlin-Karlshorst
 Attn: Mr. Maletin.

1. This office requests that subject American property, consisting of

a wooden house, six rooms, bath and kitchen and lot, located at Waldstr. 7-8, Caputh near Potsdam, recorded 25 Sept 1930 in the Land Register of Caputh, Volume 40, Folio No. 1155 in the name of Miss Margot Einstein and Mrs. Ilse Kayser née Einstein,

be investigated and, if warranted, that Property Control Action under Order 124 of the Soviet Military Administration be applied.

2. It is further requested that a report covering the physical condition of the property, details as to the financial situation thereof and any action taken by your office, be forwarded to this office at your earliest convenience for transmission to the American owners.

L.W. Jefferson
 L. W. JEFFERSON
 Colonel, GSC
 Chief, Property Control Branch

Tel: Berlin 76-5211 Ext 43 611

Abb. 2: Schreiben der US-Militärregierung an die SMAD, 8. August 1946

Daraufhin hat die SMAD die Zentrale Deutsche Kommission für Sequestrierung und Beschlagnahme in der Sowjetischen Besatzungszone beauftragt, Nachforschungen zum Grundstück Haus Waldstr. 7–8 anzustellen. Diese wiederum hat am 12. 9. 1946 beim Bürgermeister der Gemeinde Caputh einen Bericht über den Zustand des Hauses, die Benutzer des Grundstücks sowie über die Eigentumsverhältnisse angefordert.²¹

Mit Schreiben vom 7. 10. 1946 schickte die Deutsche Kommission eine Abschrift aus dem Grundbuch²² sowie einen kurzen Bericht über den Zustand des Hauses an die Kontroll-Kommission für Sequestrierung und Konfiskation beim Obersten Chef der Sowjetischen Militär-Administration in Deutschland. Die Prüfung ergab u.a., daß ursprünglich Margot (Marianoff) geb. Einstein und Ilse Kayser geb. Einstein im Grundbuch als Eigentümer eingetragen wurden. „2. Die Grundstücksgröße beträgt 2191 qm /.../ 3. Der steuerliche Einheitswert ist vom Finanzamt auf RM 21.200.- festgesetzt worden. 4. Auf dem Grundstück befinden sich keine hypothekarischen Belastungen. 5. Größere Kriegsschäden hat das Haus nicht erlitten. Das Haus ist nach dem Zusammenbruch sofort von der Gemeinde Caputh übernommen und instand gesetzt worden. Das Haus ist vermietet. /.../“²³

Nach dem Inventar hatten die Antragsteller nicht ausdrücklich gefragt. Ihnen wurde damit eine große Enttäuschung erspart. Vom noch am 18. Mai 1936 vorhandenen (und damals registrierten²⁴) Inventar wurde vieles noch in der NS-Zeit vernichtet oder entwendet.²⁵ Die „wertvolleren Bücher“ hatte noch rechtzeitig der „Schulrat Friedmann von der Jüdischen Schulgemeinschaft abgeholt“. Die anderen Bücher „wurden auf Veranlassung von Herrn Bürgermeister Krüger zum Landratsamt Belzig bzw. zur früheren Parteistelle gebracht.“ Das im Hause befindliche Klavier hat der Polizeiassistent Fritz Rettig abgeholt. Nur wenig Inventar hatte den Krieg überstanden, und was geblieben war, war bald in anderem Besitz.²⁶

²¹ Amtsarchiv Caputh: Nr. 811.

²² allerdings nur aus dem Band 40, Blatt 1155. Wie oft vorher und später, wurde übersehen, daß es auch im Grundbuch Band 43, Blatt 1238 einen Eintrag gab.

²³ Bundesarchiv-Abteilungen Berlin (im Folgenden: BA-B): DN-1, Nr. 3078, Bd. 6. „Grundstücksgröße von 2191 qm“ bedeutet abermals, daß das am 9. 11. 1932 von Ilse Kayser zugekaufte Grundstück hier nicht berücksichtigt wurde.

²⁴ Verzeichnis der im Hause der Gemeinde (Einstein) in Caputh, Waldstr. 7 vorhandenen Inventarstücke (Amtsarchiv Caputh: Nr. 811).

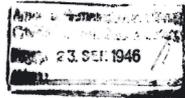
²⁵ Aktenvermerk vom 2. Oktober 1945 (Amtsarchiv Caputh Nr. 811).

²⁶ Lt. einem Schreiben vom 30.12.1945 hielt man es „für richtig, /.../ das noch vorhandene Inventar /.../ den Leuten leihweise zur Verfügung zu stellen oder auch käuflich, die es wirklich bedürftig sind“ (Amtsarchiv Caputh: Nr. 811).

Zentrale Deutsche Kommission
für Sequestrierung und Beschlagnahme
in der Sowjetischen Besatzungszone
Deutschlands
Telefon: 42 00 18

© Berlin W 8, den 12. September 1946
Wilhelmstraße 58

An den
Herrn Bürgermeister
der Gemeinde Caputh
Caputh/Potsdam



Ihr Zeichen: Ihre Nachricht vom: Unser Zeichen: 42/024-IX/03/V/Bd

Betreff: Erfassung ausländischen Vermögens.

Die Zentrale Deutsche Kommission ist von der Obersten
SMA, in Karlshorst beauftragt, Nachforschungen über aus-
ländische Vermögen anzustellen.
Für Caputh ist uns in der Waldstr. 7-8, Holzhaus und Grund-
stück genannt worden. Das Grundstück soll früher Frau Mar-
got Einstein gehört haben.

Sir bitten um einen Bericht, in welchem Zustand sich
das Grundstück befindet, welcher Art die Bebauung desselben
ist, hat es Kriegsschulden, wer ist z.Zt. Inhaber bzw.
Benutzer des Grundstückes und wie hoch ist der steuerliche
Einheitswert desselben.

Die Zentrale Deutsche Kommission benötigt diese Unter-
lagen schnellstens, da wir eiligst einen Bericht anfertigen
müssen.

Zentrale Deutsche Kommission
für Sequestrierung und Beschlagnahme

Im Auftrag

Handwritten initials or notes.

(40) G - 2213 - 4. 46

Handwritten mark or signature.

Abb. 3: Schreiben der Zentralen Deutschen Kommission für Sequestrierung an den
Bürgermeister von Caputh, 12. September 1946

Das Albert Einstein gehörende Segelboot schließlich hat bei der Klärung der Eigentumsfragen nach dem Kriege keine Rolle gespielt. Albert Einstein hat sich zwar nach dem Verbleib erkundigt; einen Antrag auf Rückgabe aber nie gestellt. Alle in der SBZ bzw. DDR zu behandelnden Eigentumsfragen betrafen allein das Grundstück (mit Sommerhaus) in Caputh.

Einstein selbst nahm lange an, daß das Haus zurückgegeben wurde. Sonst hätte er nicht an Otto Misch, Stadtinspektor i.R., am 5. 4. 1949 geschrieben: „Offiziell ist es wieder im Besitz meiner Familie“²⁷. Später – der genaue Zeitpunkt scheint nicht mehr fixierbar zu sein – kam er zu anderer Erkenntnis. Bezugnehmend auf einstmals von der sowjetischen Besatzungsmacht geäußerte Absichten schrieb er am 13. 10. 1954 an Otto Misch: „Das Grundstück wurde von den Nazis weggenommen, als deren Erben nun das heilige Russland in Erscheinung getreten ist, das sogar einmal einen schwachen Anlauf genommen hat, mir das Häuschen mit einem grazioesen Kompliment zurückzugeben. Das heilige Russland hat sich aber bald eines anderen besonnen und hat nicht mehr gepiepst“.²⁸

Otto Misch hatte vorher, am 29. 7. 1954, bezugnehmend auf eine Bitte von Albert Einstein, beim Rat des Kreises Potsdam-Land nachgefragt, „ob Professor Albert Einstein dort noch als Eigentümer eingetragen ist“, und um einen Grundbuchauszug gebeten.²⁹ Die Antwort hat laut einem in den Akten abgelegtem Handschreiben am 27. 9. 1954 gelautet/ lauten sollen: „Herr Professor Albert Einstein hat nach der Eigentümerkarte in Caputh kein Grundstück besessen; dagegen waren seine Töchter Frau Ilse Kayser geb. Einstein und Frau Margot Marianoff geb. Einstein je zur Hälfte eingetragene Eigentümer des im Grundbuch zu Caputh Blatt 1155³⁰ eingetragenen Grundstücks Waldstraße 7. – Weiteres über die Eigentumsverhältnisse kann Ihnen erst mitgeteilt werden, wenn Sie eine entsprechende Vollmacht der Genannten (ggfls. deren Erben – dann auf Erbschein) eingereicht haben.“³¹

²⁷ Brief an Otto Misch vom 13. Oktober 1954, Albert Einstein Archives Jerusalem 36-125 (zitiert nach Strauch, Dietmar: Einstein in Caputh. Die Geschichte eines Sommerhauses. Philo Verlagsgesellschaft mbH, Berlin Wien 2001, S. 92).

²⁸ Brief an Otto Misch vom 13. Oktober 1954, Albert Einstein Archives Jerusalem 36-130 (zitiert nach Strauch, Dietmar: Einstein in Caputh. Die Geschichte eines Sommerhauses. Philo Verlagsgesellschaft mbH, Berlin Wien 2001, S. 89).

²⁹ BLHA: AG Potsdam Ga Caputh, Bd. 40, Bl. 1155.

³⁰ Blatt 1238 mit dem Eintrag der am 9. 11. 1932 Robert Wolff gekauften 2 Parzellen wird hier ebensowenig erwähnt wie im Antrag von Margot Einstein und Rudolf Kayser.

³¹ BLHA: AG Potsdam Ga Caputh, Bd. 40, Bl. 1155.

Korrekte Antwort. Den Akten nach zu urteilen, hat es weitere Anfragen von Misch nicht gegeben. Seine Anfrage vom 29. 7. 1954 erweckt allerdings den Anschein, als habe Albert Einstein irrtümlich angenommen, selbst der ins Grundbuch eingetragene Eigentümer zu sein – und die Vermutung, daß der Eintrag seiner Stieftöchter auf Veranlassung von *Elsa* Einstein und ohne ausdrückliche Absprache mit Albert Einstein zustande kam. Albert Einstein hat sich in Caputh und Umgebung glücklich gefühlt, hat dort musiziert, gesehelt, Freundschaften gepflegt und geforscht. Irdische Dinge wie den Umgang mit Beamten und Behörden hat er der praktischer veranlagten Ehefrau und deren Töchtern überlassen.

Vermutlich haben die lange Zeit währenden Irritationen auf Seiten Einsteins dazu beigetragen, daß der Antrag von Margot Einstein und Rudolf Kayser aus dem Jahre 1946 anscheinend vergessen war und kein neuer Antrag auf Rückgabe des Hauses gestellt wurde. Gleichwohl haben noch zu Lebzeiten von Einstein verschiedene Personen und Institutionen in der DDR eine Rückgabe bzw. Entschädigung vorgeschlagen.

Aus einem in den Akten nicht ersichtlichen Anlaß, vermutlich aber in Zusammenhang mit dem kurze Zeit zurückliegenden 75. Geburtstag von Albert Einstein, hat das Präsidium der Deutschen Akademie der Wissenschaften den Verwaltungsdirektor der Akademie am 24. 9. 1954 beauftragt, „den früheren Wohnsitz von Prof. Einstein zu besichtigen und die gegenwärtigen Besitzverhältnisse zu klären“ sowie „Vorschläge über die weiteren Verwendungsmöglichkeiten dieses Objekts in Abstimmung mit den zuständigen staatlichen Stellen einschließlich der Anbringung einer Gedenktafel zu machen.“³² Im Schreiben des Instituts für Denkmalschutz vom 4.1.1955 an die Akademie der Wissenschaften wurde die Ansicht vertreten, „daß das Haus mit der gesamten ursprünglichen Grundstücksanordnung wieder in den Besitz Prof. Einsteins kommen muß, d.h., daß die Beschlagnahme des Grundstücks, die durch die Nazis erfolgt ist, für ungültig erklärt wird und Prof. Einstein davon in Kenntnis zu setzen ist.“³³

Damit war ein Standpunkt formuliert, der folgerichtig war und normalem Rechtsempfinden entsprach (abgesehen von der abermals falschen Annahme, daß Einstein der ins Grundbuch eingetragene Eigentümer wäre): ein Dieb kann nicht Eigentümer der gestohlenen Sache sein. Es brauchte weitere 35 Jahre, bis dieser Standpunkt realisiert werden konnte. Dann aber war Einstein schon – am 18. April 1955 – gestorben, und die DDR gleichfalls tot.

³² Archiv der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften (im Folgenden: BBAAdW): VA 15713.

³³ BBAAdW: VA 15713.

Die Akademie der Wissenschaften hatte sich zwar nach den Besitzverhältnissen erkundigt, in der Eigentumsfrage aber keine eindeutige Stellung bezogen. Gewiß, sie war ebenso wenig wie das Institut für Denkmalspflege Eigentümer des Hauses, eine Meinungsäußerung aber wäre opportun gewesen, zumal die Akademie im Jahre 1933 eine schmachvolle Rolle gespielt hat. Womit man sich 1955 und später ernsthaft beschäftigt hat, war vielmehr ein Plan zur Herausgabe von Arbeiten Albert Einsteins, die dieser in den „Sitzungsberichten“ der Akademie veröffentlicht hatte.³⁴ Aus diesem Grunde wurde Akademiemitglied Prof. Dr. Papapetrou im Juli 1955 beauftragt, sich mit dem Nachlaßpfleger Einsteins in Verbindung zu setzen.

Über das Ergebnis der in Bern geführten Aussprache informierte Papapetrou das Präsidium der Akademie am 26. Juli 1955: Nathan habe gegen die Neuherausgabe von Einsteins in den Sitzungsberichten publizierten Arbeiten keinen Einwand erhoben, nur mitgeteilt, daß er selbst die Herausgabe sämtlicher Arbeiten Einsteins plane. Außerdem teilte Papapetrou mit, Otto Nathan habe von einem Plan gehört, „das in Caputh gelegene Haus Einstein als Museum einzurichten“³⁵, und diesen Plan ausdrücklich abgelehnt. Einstein selbst hätte sich gegen die Einrichtung eines Museums ausgesprochen. Nathan hatte außerdem den Wunsch geäußert, „dass die Eigentumsverhältnisse des gesamten Hauses geklärt würden, um eventuell das Haus zu Gunsten der Erben Einsteins verkaufen zu können. Er wäre dankbar, wenn die Akademie in dieser Angelegenheit helfen könnte“.

Die Akademie hat vielleicht helfen wollen, aber dies nicht mit der nötigen Energie getan. Der Akademiepräsident teilte Otto Nathan am 18. August 1955 mit, daß nicht beabsichtigt sei, im Haus Albert Einsteins in Caputh ein Museum einzurichten. Man versicherte, „daß Sie auf die Unterstützung der Akademie rechnen können, dem Willen Einsteins Geltung zu verschaffen, falls derartige Absichten auftreten sollten“. Das Haus sei „mit großzügiger Unterstützung der Regierung der Deutschen Demokratischen Republik instand gesetzt worden und unter Denkmalschutz gestellt.“ Vor wenigen Monaten sei eine Tafel am Haus angebracht worden mit dem Text „Albert Einstein lebte und arbeitete in diesem Haus in den Jahren 1929–1933“. Die Eigentumsfrage betreffend wurde kurz und kategorisch mitgeteilt: „Haus und Grundstück sind nicht Eigentum der Akademie, sondern Staatseigentum. Aus diesem Grunde ist ein Verkauf nicht möglich.“³⁶

³⁴ Die Anregung dazu gab der Vizepräsident für den gesellschaftswissenschaftlichen Bereich, Prof. Dr. Steinitz, am 3. Juni 1955 mit einem Schreiben an das Präsidium der Akademie und der Begründung, dies „würde international einen sehr positiven Eindruck machen“ (BBAdW: AKL Personalialia N. 679).

³⁵ BBAdW: VA 15713.

³⁶ BBAdW: VA 15713.

Am 17. 8. 1955 hat auch Akademiemitglied Prof. Dr. Max von Laue den Akademiepräsidenten ersucht, helfen zu wollen: „Zeitungsmeldungen zufolge hat die Regierung der DDR das Haus in Caputh, welches ehemals Einstein gehörte, in ein Museum umgewandelt. Nun ist dieses Haus der Familie Einstein durch Beschlagnahme durch die Hitlerregierung entzogen worden. Eine Entschädigung hat Einstein begreiflicherweise nicht erhalten. Jetzt, nach seinem Tode, hat sich herausgestellt, daß die pekuniären Verhältnisse der Hinterbliebenen, insbesondere seiner Stieftochter Margot Einstein, nicht gerade glänzend sind. Könnte sich die D. Akademie³⁷ nicht bei ihrer Regierung dafür verwenden, daß diese an Frl. Einstein einen angemessenen Kaufpreis zahlt und so den Gewaltakt der Konfiskation nachträglich legalisiert. Dieser Gedanke geht auf Mitteilungen aus USA zurück, welche ich während der Berner Konferenz von einem amerikanischen Kollegen erhielt.“³⁸

„Während der Berner Konferenz von einem amerikanischen Kollegen“ war wohl die Umschreibung einer in Bern von Nathan geäußerten Bitte. So kam der Wunsch von Otto Nathan auf zweierlei Weg zum Präsidenten der Akademie. Ob von Laue eine Antwort erhalten hat, ist den Akten der Akademie nicht zu entnehmen. Sicher ist nur, daß es keine andersgeartete Antwort geworden wäre.

Im Schreiben vom 10. 9. 1955 an den Akademiepräsidenten hat Max Born den Vorschlag von Laues wärmstens unterstützt. Born teilte mit, es sei „sehr erfreulich, wenn die Regierung der Deutschen Demokratischen Republik das Haus in ein Einstein-Museum verwandeln will“. Vorher jedoch, unterstrich Born, „müßte zunächst einmal das von den Nationalsozialisten begangene Unrecht gut gemacht und Fräulein Margot Einstein ein angemessener Kaufpreis gezahlt werden. Soweit ich weiß, lebt sie keineswegs in guten Verhältnissen.“³⁹

Der Akademiepräsident hat – den Akten nach zu urteilen – offenbar keine Veranlassung gesehen, sich persönlich für das Anliegen von Born und von Laue (und damit auch Otto Nathan) einzusetzen. Es war nicht richtig, was der Büroleiter des Präsidenten, Dr. Dunken, am 29. 8. 1969 schrieb, nämlich, daß der Präsident seinerzeit an den ZK-Sekretär Hager geschrieben habe.⁴⁰ Vielmehr hatte der Präsident den in der Hierarchie viel niedriger stehenden Verwaltungsdirektor damit beauftragt (und dadurch die Chancen einer erfolgreichen Intervention geschmälert).

³⁷ D. Akademie = Deutsche Akademie der Wissenschaften, S.G.

³⁸ BBAAdW: VA 15713.

³⁹ „Regierung der *Deutschen Demokratischen Republik*“ – d.h.: Born hat ebenso wie von Laue die damals in der Bundesrepublik und Westberlin geltende „offizielle“ Sprachregelung souverän ignoriert!

⁴⁰ Notiz für den Herrn Präsidenten, 29.8.1969 (BBAAdW: VA 157113).

Am 23. September 1955 schrieb Verwaltungsdirektor Walter Freund⁴¹ an Professor Kurt Hager – Sekretär des Zentralkomitees der SED: „Der Nachlaßpfleger Einsteins, Otto Nathan, und das Akademiemitglied Max Born (Westdeutschland) teilen der Akademie mit, daß es jetzt nach dem Tode Einsteins zweckmäßig wäre, die Eigentumsverhältnisse des Einsteinhauses in Caputh zu klären. Bekanntlich wurde dieses Haus von den Nazis seinerzeit ohne Entschädigung enteignet. Sowohl Nathan als auch das Akademiemitglied Born schlagen vor, daß an die Tochter Einsteins, Fräulein Margot Einstein, ein entsprechender Kaufpreis als Wiedergutmachung gezahlt werden soll. /.../

Haus und Grundstück sind Staatseigentum.

Eine Veräußerung dieses Grundstücks erscheint nicht zweckmäßig. Möglich wäre die Bezahlung einer angemessenen Entschädigungssumme an die Tochter Einsteins. Ich denke, daß es noch viel zweckmäßiger wäre, ausnahmsweise eine entsprechende Jahresrente an die Tochter Einsteins /.../ zu zahlen. Ich habe diesen Vorschlag mit den Genossen in der Akademie abgestimmt. /.../

Ich glaube, daß die vorgeschlagene Verfahrensweise nicht unerheblich zu einer Festigung des Ansehens unserer Republik bei dem großen Kreis der Einsteinanhänger in aller Welt beitragen würde.“⁴²

Kurt Hager hat das im AdW-Schreiben vom 23. 9. 1955 vorgetragene Anliegen unterstützt und eine Vorlage⁴³ zur Sitzung des ZK-Sekretariats am 9. 11. 1955 eingebracht.

Kurt Hager

Berlin, den 7.11.1966⁴⁴
Ha/ Kl

Vorlage
an das Sekretariat des Zentralkomitees der SED

Betr.: Unterstützung von Fräulein Margot Einstein, der Tochter Albert Einsteins.

Der Nachlaßpfleger Einsteins, Otto Nathan, und das Akademiemitglied Max Born (Westdeutschland) teilen der Deutschen Akademie der Wissenschaften mit, daß es jetzt nach dem Tode Einsteins zweckmäßig wäre, die Eigentumsverhältnisse des Einsteinhauses in

⁴¹ Walter Freund war von 1953 bis 1958 Verwaltungsdirektor der Akademie.

⁴² BBAW: VA 15713.

⁴³ Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR im Bundesarchiv (im folgenden: SAPMO): Dy 30/ J IV 2/3 A – 494, Bl. 148.

⁴⁴ Da hatte sich die Sekretärin wohl vertippt. Gemeint war: 1955.

Caputh zu klären. Dieses Haus wurde während der Nazizeit ohne Entschädigung enteignet. Es steht jetzt unter Denkmalschutz. Haus und Grundstück sind Volkseigentum.

Sowohl Nathan als auch Born schlagen vor, daß an die Tochter Einsteins, Fräulein Margot Einstein, ein entsprechender Kaufpreis als Wiedergutmachung bezahlt werden soll, da Margot Einstein in keineswegs guten Verhältnissen lebt. Da eine Veräußerung des Grundstücks nicht zweckmäßig ist, wird vorgeschlagen, der Tochter Einsteins in Würdigung der hohen Verdienste ihres Vaters aus Mitteln des Valutaplanes der Deutschen Akademie der Wissenschaften eine Jahresrente zu zahlen.

Beschluß: Der Deutschen Akademie der Wissenschaften wird empfohlen, Fräulein Margot Einstein, der Tochter Einsteins, in Würdigung der hohen Verdienste ihres Vaters und zu ihrer persönlichen Unterstützung eine Jahresrente auszusetzen.

/Unterschrift/

(Kurt Hager)

Bemerkenswert ist nicht nur die weitgehende Übereinstimmung mit dem Brief der DAW, noch mehr, daß ein in der Hierarchie hochstehender SED-Funktionär schreibt, daß die Rückgabe „nicht zweckmäßig“ sei – also nicht „gesetzeswidrig und verboten“, sondern eben nur „nicht zweckmäßig“. Hager hat die Vorlage eingebracht in der Überzeugung, daß die Zahlung einer Jahresrente aus den Valutamitteln der DAW gebilligt wird – ansonsten hätte er darauf von vornherein verzichten können.

Das Sekretariat des ZK aber hat in seiner Sitzung vom 9. 11. 1955 anders entschieden: „Der Beschluß, der Tochter Albert Einsteins, Fräulein Margot Einstein, eine Jahresrente aus den Mitteln des Valutaplanes der Akademie der Wissenschaften auszuzahlen, wird abgelehnt.“

Eine Jahresrente kann nur gegeben werden, wenn Fräulein Margot Einstein in die DDR übersiedelt.“

Anwesende Mitglieder des Sekretariats waren: Ulbricht, Schirdewan, Mückenberger, Wandel, Ziller, Hager. Unterschrift: Walter Ulbricht. Die Partei- und Staatsführung der DDR war zwar eifrig bemüht, den Ruhm Einsteins und dessen Engagement für den Weltfrieden zwecks „Festigung des Ansehens unserer Republik in aller Welt“ zu vermarkten, in der Eigentumsfrage aber hörte auch hier die Gemütlichkeit auf. Es darf angenommen werden, daß der Mächtigste von allen mit der Ablehnung des Antrags nicht nur „einverstanden war“, sondern entschieden hat. Über die Gründe der Ablehnung des Hager-Vorschlages geben die Akten keine Auskunft. Daß der Beschluß ein beschämendes Zeugnis dafür ist, daß der mächtigste Mann der DDR keine Veranlassung sah, Albert Einstein auf solche

Weise zu würdigen und zu tun, was dem internationalen Ansehen der DDR dienlich gewesen wäre, ist offenkundig. Nicht auszuschließen ist auch, daß sich Ulbricht nachträglich an einem Mann rächen wollte, der einstmals mit „Abweichlern“ und Abtrünnigen wie Paul Levi und Eduard Fuchs, mit Mitgliedern der verhaßten SAP und KPD(O) „paktiert“ und im Kampf gegen die faschistische Gefahr Positionen vertreten hat, die nicht der „Linie“ Ulbrichts entsprachen.⁴⁵ Wie anders (wenn nicht als stumpfsinnige Dummheit) ist zu erklären, daß die Parteiführung auf inter-

nationales Renommee „ihres“ Staates zwar erpicht, aber gleichzeitig bereit war, sich selbst zu schaden. Aber publik wurde der Beschluß ja nicht: er war „VVS“.

An eine Antwort Kurt Hagers auf das Ersuchen der Akademie konnte sich später niemand erinnern.⁴⁶ Es ist denkbar, daß man vergeblich gewartet hat. Vielleicht hat Hager die Ablehnung seines Antrages als Niederlage, vielleicht sogar als Schmach empfunden, und die gebotene Geheimhaltung des Sekretariatsbeschlusses bereitwillig akzeptiert.

⁴⁵ Ausführlich dazu in Siegfried Grundmann: Einsteins Akte. Wissenschaft und Politik – Einsteins Berliner Zeit. Mit einem Anhang über die FBI-Akte Einsteins. Springer-Verlag Berlin, Heidelberg, New York. 2. Auflage 2004.

⁴⁶ Notiz für den Herrn Präsidenten, 29.8.1969 (BBAW: VA 15713).

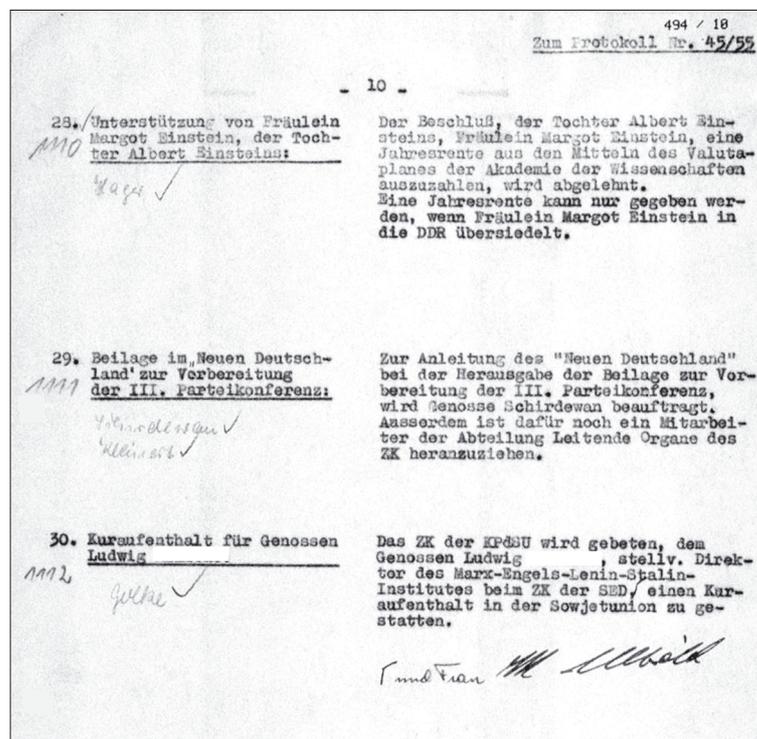


Abb. 4: Beschluß des Sekretariats des ZK der SED vom 9. 11. 1955 mit der Unterschrift von Walter Ulbricht

Die Frage der Gewährung einer Hilfe für die Eigentümer war mit dem Sekretariatsbeschuß vom Tisch (jedenfalls für die Zeit der Sekretärs-Funktion von Hager – und diese endete erst 1989). Um so weniger Chancen hatte fortan ein weitergehender Antrag – die Rückgabe des von den Nazis konfiszierten Eigentums. Vom Tisch war die Diskussion um die Notwendigkeit einer Rückgabe damit aber nicht. Am 24. September 1955 hatte Otto Nathan auf das Schreiben des Akademiepräsidenten vom 18. August erwidert: er nehme z.K., daß aus dem Einstein-Haus kein Museum gemacht werden solle, bedauerte aber „auf's aeusserste“ die Anbringung einer Tafel am Haus; „jede derartige Bezeichnung des Hauses „widerspreche dem „ausdruecklichen Willen Albert Einstein's“. Dann schließlich hielt er es für seine „Pflicht, bei dieser Gelegenheit zu erwahnen, dass Albert Einstein die Rueckgabe des Hauses an seine rechtmæssigen Besitzer sehr begrüßt haben wuerde. Ich weiß natuerlich, dass dieses Haus von der Nazi-Regierung enteignet wurde; ich weiß aber nicht, auf Grund welcher gesetzlicher Bestimmung Haus und Grundstueck wie sie erwahnen, weiter Staatseigentum sind.“⁴⁷

Nathan hat die richtige Frage gestellt; aber mit der nötigen Energie eine Antwort nicht verlangt. Bemerkenswert ist überhaupt das moderate Verhalten nicht nur von Otto Nathan bzw. von Helene Dukas, sondern auch von Margot Einstein und Rudolf Kayser (der abgesehen vom 1946 gestellten Antrag in der Angelegenheit später überhaupt nicht mehr in Erscheinung getreten ist). Bemerkenswert ist jedoch vor allem die moderate Haltung von Albert Einstein selbst. Warum hat sich Nathan, als er zu Besuch in der Schweiz gewesen ist, nicht hier in der DDR und vor Ort in Caputh, nach der Rechtslage erkundigt und Einsicht in die Grundbücher verlangt? Warum hat er sich nur nach der Rechtslage erkundigt und eine Rückgabe oder Entschädigung nicht verlangt? Warum hat er für den Fall einer Weigerung keinen Eklat riskiert?

Im Falle der Konten und Wertpapiere haben sich Albert Einstein und Margot Einstein ganz anders verhalten. Sie haben am 15. Oktober 1952 Anträge auf Entschädigung gestellt, und dann, als es nicht mehr anders ging, (der inzwischen verstorbene Albert Einstein vertreten durch den Nachlaßpfleger Otto Nathan) das Deutsche Reich, „vertreten durch den Senator für Finanzen /.../ Berlin-Charlottenburg“, verklagt. Warum der Prozeß gegen eine Behörde Westberlins – obwohl Einstein vor 1933 kein Einwohner Berlins gewesen ist? Warum so große Nachsicht im Falle DDR, auf deren Territorium jener Ort gelegen hat, wo Albert Einstein vor der Emigration als Einwohner gemeldet war: Caputh?

⁴⁷ BBAdW; VA 15713. (Hervorhebung S.G.)

Es scheint, daß Albert und Margot Einstein sowie Otto Nathan und Helene Dukas einen internationalen Eklat wegen dem Einstein-Sommerhauses nicht wollten. Über die Gründe läßt sich nachträglich nur spekulieren. Zwei mögen ausschlaggebend gewesen sein. Der erste Grund: Wegen des viel konsequenteren Vorgehens gegen Nazi- und Kriegsverbrecher war die DDR im Verständnis Albert Einsteins der alles in allem bessere und darum Rücksicht verdienende deutsche Staat. Vielleicht nahmen Einstein und dann auch sein Nachlaßpfleger Otto Nathan auch Rücksicht auf eng mit Einstein verbundene Antifaschisten und Kommunisten aus der DDR, darunter ein besonders eng mit Einstein verbundener Kommunist: der Neffe seiner Sekretärin, Prof. Dr. Albert Wollenberger.⁴⁸ Die aus der DDR kommenden Bitten um Versöhnung und Vergebung waren bei Einstein nicht gänzlich ohne Wirkung geblieben, darunter die Glückwünsche der Gemeinde Caputh vom 5.11.1949 (also mit gehöriger Verspätung) zu seinem 70. Geburtstag. Seine freundliche Antwort vom 19.1.1950⁴⁹ ist ein Beleg dafür, desgleichen sein Schreiben vom 27. 3. 1954 an den Präsidenten der Akademie, Prof. Friedrich.⁵⁰

⁴⁸ Zur Politischen Biographie von Albert Wollenberger (21.5.1912 – 25.9.2000). (Ich danke Frau Gertrud Wollenberger für die Erlaubnis zur Einsichtnahme und Verwendung der Personalakte ihres 2000 verstorbenen Ehemannes, des Akademienmitglieds Prof. Dr. Albert Wollenberger = BBAdW: PA Wollenberger): Von 1931–1933 studierte er Medizin an der Berliner Universität. Während dieser Zeit war er Mitglied des Roten Studentenbundes, ab Juli 1932 auch der kommunistischen Partei. Wegen einem nach dem Reichstagsbrand (28.2.1933) erlassenen Haftbefehl flüchtete Albert Wollenberger in die Schweiz, anschließend nach Paris. Dort leistete er als Mitglied der kommunistischen Emigrantengruppe politische Arbeit u.a. für das Weltkomitee gegen Krieg und Faschismus. Im Juli 1935 kehrte er im Auftrage der KPD „zur Erledigung von Aufträgen des Weltkomitees gegen Krieg und Faschismus nach Berlin zurück“. Im Juli 1936 emigrierte er nach Dänemark und nach einer Tätigkeit als Sportlehrer in Klaipeda (Memel) 1937 in die USA, wo er der KP der USA beigetreten ist und während der folgenden 5–6 Jahre politisch hauptsächlich unter Studenten tätig war. 1940 immatrikulierte er sich an der Harvard-Universität. Das Studium wurde 1945 formell mit der Verleihung des Ph. D. (Dr. phil.) abgeschlossen. Seine „politische Tätigkeit erstreckte sich sowohl auf die Arbeit unter der deutsch-amerikanischen Bevölkerung zur Unterstützung und Hilfe für deutsche Antifaschisten in den amerikanischen Kriegsgefangenenlagern. Im Einvernehmen mit den deutschen Genossen in Ney York, unter deren Anleitung ich meine politische Tätigkeit ausübte, verblieb ich noch einige Jahre in den USA, um mich weiter wissenschaftlich zu qualifizieren. Ich wurde Mitglied des Lehrkörpers der Medizinischen Fakultät der Harvard-Universität /.../ 1947 wurde ich in Detroit zwecks Deportation verhaftet, aber auf Intervention von Prof. Albert Einstein unter Bewilligung einer Bewährungsfrist freigelassen.“ Auf Grund der Verfolgung durch den „Ausschuß zur Untersuchung unamerikanischer Betätigung“ verließ er 1951 fluchtartig die USA. 1954 übersiedelte er in die DDR. Mit Gründung der Arbeitsstelle für Kreislaufforschung der DAW wurde er 1956 zum Leiter der Arbeitsstelle für Biochemie dieser Arbeitsstelle in Berlin-Buch berufen.

⁴⁹ BBAdW: AKL Personalia Nr. 679. Ich danke dem Albert Einstein Archiv der Hebräischen Universität Jerusalem für die mir am 8. Juli 2007 erteilte Erlaubnis zur Publikation des Briefes.

⁵⁰ BBAdW: II:IIa, Bd. 28 b, Bl. 99. Einstein bedankt sich darin für die Glückwünsche zu seinem 75. Geburtstag und schreibt weiter: „Man fühlt, daß dieses Schreiben von einem wohlwollenden und unabhängigen Fachgenossen stammt, der an der Entwicklung der letzten Jahre aktiv Anteil genommen hat.“

Der zweite Grund mag sein, daß Otto Nathan und Helen Dukas das Wohlwollen und die Kooperationsbereitschaft der Akademie benötigt haben. Ohne die Mitwirkung der Akademie und ihres Archivs sowie von anderen Archiven der DDR war die von Nathan und Dukas geplante Gesamtausgabe der Werke Albert Einsteins nicht machbar. Ihre Reaktion auf die von der Akademie der Wissenschaften zum 100. Geburtstag Einsteins 1979 besorgte Herausgabe von Einstein-Dokumenten⁵¹ aus den Archiven der DDR ist ein Beleg dafür.⁵² Wie dem auch sei, am Status des „Volkseigentums“ hat sich nichts geändert. 1961 erfolgte der entsprechende Eintrag im Grundbuch von Caputh: „Eigentum des Volkes, Rechtsträger: Rat der Gemeinde“. Und am 29. November 1961 wurde das Grundbuch von Caputh, Kreis Zauch-Belzig, Bd. 40, Blatt 1155 „geschlossen gemäß Gemeinsamer Anweisung des Ministers der Finanzen und des Ministers des Innern vom 11. Oktober 1961“.⁵³

Trotzdem meinten einige Mitglieder der Akademie, daß das von den Nazis begangene Unrecht nicht fortgeschrieben werden darf. Am 26. 3. 1964 – wenige Tage nach Einsteins 85. Geburtstag – fuhr Prof. Treder nach Caputh „um den Zustand des Einstein-Hauses kennenzulernen“ und (zum wievielten Male eigentlich?) „die rechtlichen Verhältnisse dieses Hauses festzustellen“. In seiner Aktennotiz vom 6. April resümierte er: „Im gegenwärtigen Zustand kann das Einstein-Haus ausländischen Gästen nicht gezeigt werden, da dies zu einer Blamage und evtl. zu einem internationalen Eklat führen würde. In der ausländischen Literatur ist die Ansicht verbreitet, daß das Einstein-Haus zerstört ist. Diese falsche Lesart ist insofern ein Glück, als anderenfalls bei ausländischen Gelehrten größeres Interesse für das Einstein-Haus bestanden hätte“.⁵⁴ Treder zog damit ein Register, das bei der Partei- und Staatsführung der DDR erfahrungsgemäß am ehesten Wirkung zeigte: die Frage nach der internationalen Reputation der DDR (also nicht primär der würdevolle Umgang mit Person und Werk von Albert Einstein).

⁵¹ Albert Einstein in Berlin 1913–1933. Teil I. Darstellung und Dokumente. Bearbeitet von Christa Kirsten und Hans-Jürgen Treder. Mit einer Einleitung von Hans-Jürgen Treder. Berlin 1979.

Albert Einstein in Berlin 1913–1933. Teil II. Spezialinventar. Regesten der Einstein-Dokumente in den Archiven der DDR; Regesten von Sitzungsprotokollen der Berliner Akademie der Wissenschaften; Verzeichnis der Akademieschriften und der Berliner Patentschriften von A. Einstein. Bearbeitet von einem Autorenkollektiv unter der Leitung von C. Kirsten und H.-J. Treder. Berlin 1979.

⁵² Briefe von Otto Nathan an Hans-Jürgen Treder vom 27. 11. 1978, 29. 12. 1978, 13. 5. 1980 sowie von Helen Dukas an H.-J. Treder vom 24. 4. 1979 (BBAdW: VA 11433).

⁵³ BLHA: AG Potsdam GB Caputh Bd. 40, Bl. 1155.

⁵⁴ BBAdW: VA 15713; Abschrift in BBAdW: AKL 302.

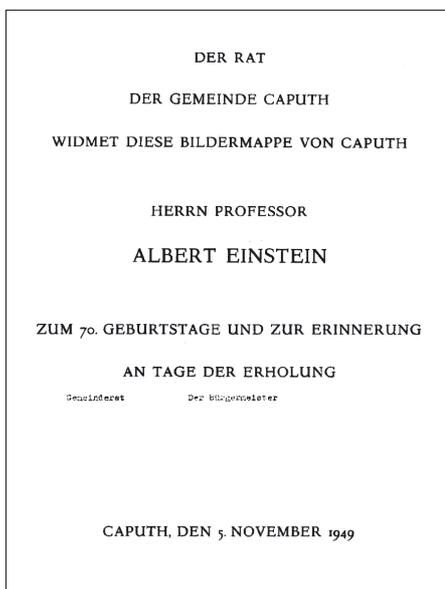
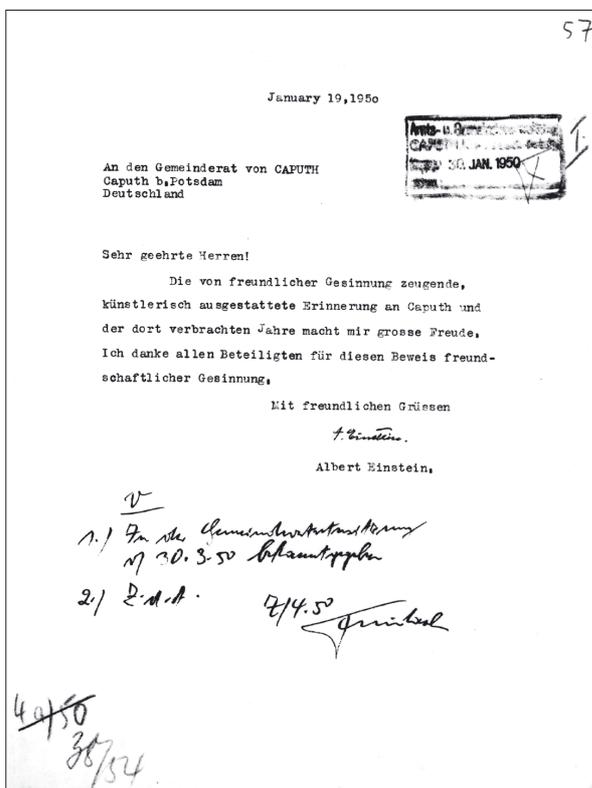


Abb. 5: Bildermappe, Albert Einstein von der Gemeinde Caputh zum 70. Geburtstag gewidmet

Abb. 6: Dankschreiben Albert Einsteins vom 19. Januar 1950



Treder schlug mit Zustimmung der „Gemeinde Caputh als derzeitigem nominellen Besitzer“ (wo man sich des früheren Rechtsbruchs durchaus bewußt gewesen ist) vor, einen Ministerratsbeschluß herbeizuführen, dessen Inhalt lauten sollte: „Das Einstein-Haus samt zugehörigen Grundstücken wird den Erben von Professor Einstein wieder übereignet. /.../“ Eben diesen Standpunkt wiederholte Prof. Dr. Treder in seiner Eigenschaft als Direktor der Sternwarte Babelsberg im Schreiben vom 15. 7. 1969 an den Generalsekretär der DAdW: „Es gibt m.E. nur die von Dr. Nathan verlangte Lösung.“⁵⁵ Eben darum hat sich Treder auch dem Gedanken einer Übereignung des Hauses an die Akademie entschieden widersetzt: „Es ist ohne internationalem Eklat nicht möglich, das Einstein-Haus der Akademie

⁵⁵ BBAW: VA 15713.

zu übereignen, da es seiner Zeit von den Faschisten enteignet wurde, daher sollte auf Grund eines Ministerratsbeschlusses das Einstein-Haus den Einsteinschen Erben zurückgegeben werden.⁵⁶

Auf Grund des Vorschlages von Prof. Treder hat sich die Leitung der Akademie mit dem Amt für den Rechtsschutz des Vermögens der DDR (AfR) beraten. Dabei „wurde klargestellt, daß eine Rückübereignung des Grundstücks aus Gründen des Schutzes des Volkseigentums nicht in Betracht kommen kann.“⁵⁷ Die Akademie, dem AfR nicht unterstellt, hätte bei der Regierung der DDR (wie einstmals beim Sekretariat des ZK) den von Treder vorgeschlagenen Ministerratsbeschuß beantragen können; aber nein – man hat sich dem AfR gehorsamst unterworfen.

Als vier Jahre später der Neffe von Helene Dukas, Akademiemitglied Prof. Albert Wollenberger, eigene Anstrengungen unternahm, gab es Ärger. Anlässlich einer Dienstreise in die USA hatte er Margot Einstein besucht. Am 29. Juni 1973 berichtete er dem Präsidenten der Akademie (nunmehr „AdW *der DDR*“), Fräulein Margot Einstein wäre bereit, „nach Übergabe des Einstein-Hauses in Caputh an sie als Erbin ihres Vaters⁵⁸ dieses Haus dem von Prof. Dr. Treder geleiteten Zentralinstitut für Astrophysik der Akademie als Gästehaus oder zu ähnlicher Verwendung zu überlassen /.../ Sie erklärte sich mit der Anbringung einer Plakette am Haus einverstanden“.⁵⁹

Wollenberger hatte gehofft, „daß die mit Fr. Einstein getroffene Vereinbarung auch Ihre (des Präsidenten der Akademie. S.G.) Billigung findet“. Aber da irrte er. Zunächst wurden disziplinarische Maßnahmen erwogen. Im Entwurf eines Schreibens an Wollenberger wird formuliert: Weder der Generalsekretär Grote „noch ich haben Ihnen eine Vollmacht erteilt, über die Übernahme des von Ihnen genannten Grundstücks in Caputh durch die Akademie der Wissenschaften der DDR zu verhandeln. /.../ Ihr Vorgehen stellt sich somit /.../ als eine Eigenmächtigkeit dar, die nachträglich zu billigen ich mich nicht in der Lage sehe. Ich ersuche Sie hiermit, die geltenden Rechtsvorschriften der DDR und die für Auslandsreisen verbindlichen Festlegungen und Aufträge der Akademie künftig strikt einzuhalten und insbesondere weitere Schritte in der in Rede stehenden Grundstücksangele-

⁵⁶ Konzeption der Arbeit der Einstein-Kommission beim Präsidium. Verfasser: Prof. Dr. H.-J. Treder (BBAfW: AKL 302).

⁵⁷ Justitiar Dr. Klar am 6. Mai 1976 an den Präsidenten der AdW, Prof. Klare (BBAdW: V15713).

⁵⁸ „als Erbin ihres Vaters“: entweder war sich Wollenberger oder selbst Margot Einstein nicht im Klaren, daß Margot Einstein in der Angelegenheit nicht als „Erbin“ in Erscheinung treten mußte.

⁵⁹ BBAdW: VA 15713.

genheit zu unterlassen. Ich mache darauf aufmerksam, daß die Verletzung der Staats- und Arbeitsdisziplin Konsequenzen nach sich ziehen muß.“⁶⁰

Am 2. 8. 1972 fand eine Beratung maßgeblicher Vertreter der Akademie statt, in der der Justitiar der Akademie, Dr. Klar, „die mit dem Amt für den Rechtsschutz des Vermögens der DDR abgestimmte rechtliche Stellungnahme in dieser Angelegenheit“ darlegte, „die eine Realisierung des Vorschlages von Prof. Dr. Treder/Prof. Dr. Wollenberger ausschließt“. Das freilich hinderte Treder nicht daran, auch 1973 noch der Meinung zu sein, daß das Haus Margot Einstein wieder zu übereignen sei.⁶¹ Mit der Beratung vom 2. 8. 1972 war die fällige Antwort auf das Schreiben Albert Wollenbergers vom 29. Juni 1973 in gebührender Weise vorbereitet. Disziplinarisch wurde der Bereichsdirektor am Zentralinstitut für Herz- und Kreislauf-Regulationsforschung am 21. 9. 1973 entgegen früheren Erwägungen zwar nicht belangt – vermutlich auch wegen des internationalen Ansehens und Einflusses von Wollenberger – aber am 21. 9. 1973 belehrt und insofern auch verwarnet. „Abschließend wurde Gen. Prof. Dr. Wollenberger von Gen. Prof. Dr. Grote gebeten, die geltenden Rechtsvorschriften der DDR und die für Auslandsreisen verbindlichen Festlegungen und Aufträge der Akademie in Zukunft strikt einzuhalten und insbesondere weitere Schritte in der in Rede stehenden Grundstücksangelegenheit zu unterlassen.“ „Genosse Prof. Dr. Wollenberger sagte dies zu.“⁶²

Damit verstummte das von Akademiemitgliedern ausgehende Verlangen nach Rückgabe des Einstein-Hauses. Am Standpunkt und Verhalten des 1966 gegründeten Amtes für den Rechtsschutz des Vermögens der DDR hat fortan niemand mehr zu rütteln gewagt. „Nach Beratung mit dem Amt für den Rechtsschutz des Vermögens der DDR wurde klar gestellt, daß eine Rückübertragung des Grundstücks aus Gründen des Schutzes des Volkseigentums nicht in Betracht kommen kann.“⁶³ Für das Amt gab es nur einen Standpunkt: Das Haus ist Volkseigentum, eine Rückgabe an die früheren Eigentümer kommt nicht in Frage, die Rechtslage ist „völlig eindeutig“.⁶⁴

Gemäß dieser Rechtsauffassung wurde im Schriftverkehr ab Mai 1974 durchgängig von dem „Grundstück in Caputh, Waldstraße 6–7“ gesprochen⁶⁵, die Formulierung „Privat-

⁶⁰ BBAdW: VA 15713. Hervorhebung von mir, S.G.

⁶¹ Dr. Klar, Justitiar der AdW. Aktenvermerk vom 2. 8. 1973 (BBAdW: VA 15713).

⁶² BBAdW: VA 15713.

⁶³ Dr. Klar (Justitiar der AdW an Prof. Dr. Dr. h.c. Klare (Präsident der AdW, 6.5.1976 (BBAdW: AL 15713).

⁶⁴ Aktennotiz, 10. 10. 1975 (BBAdW: VA 13377, VA 15713).

⁶⁵ Dr. Klar, Justitiar der AdW an Direktor für Ökonomie und technische Versorgung der AdW, 14. 5. 1974 (BBAdW: VA 15713).

haus von Albert Einstein“ durch „Haus am Waldrand 3 und 3a“ ersetzt.⁶⁶ Am 6. 5. 1974 wurde vermerkt: „Das Einstein-Haus bleibt als Volkseigentum in Rechtsträgerschaft des Rates der Gemeinde. Über einen Rechtsträgerwechsel wird erst dann entschieden, wenn zwischen der DDR und den USA diplomatische Beziehungen hergestellt sind⁶⁷ und in diesem Zusammenhang grundsätzliche Klarheit über vermögensrechtliche Fragen zwischen beiden Staaten geschaffen wurde.“⁶⁸ Sollte das Einstein-Haus zu guter Letzt zu einem Faustpfand bei der Durchsetzung von Interessen der DDR gemacht werden?

Symptomatisch für die damalige Behandlung von Fragestellern, zumal von vermeintlich „Unbefugten“, ist der Umgang mit zwei Briefen von Friedrich Herneck. Herneck hatte in Schreiben vom 25. 7. 1973 und 29. 3. 1974 beim Rat des Bezirkes Potsdam angefragt.⁶⁹ Das Schreiben vom 25. 7. wurde zunächst nicht beantwortet. Mit der Bearbeitung der zweiten Anfrage ließ man sich Zeit. Das AfR wurde konsultiert und bekam die Herneck-Briefe „zur weiteren Verwendung“. Das Amt selbst hat aber nicht geantwortet, sondern verlangt, daß der Liegenschaftsdienst „Herrn Prof. Dr. F. Herneck /.../ folgendes Schreiben zuleitet“:

„Sehr geehrter Herr Professor!

Zu Ihrem Schreiben vom 25. 7. 1973 und 29. 3. 1974 teilen wir Ihnen mit, daß zu der von Ihnen geschilderten Angelegenheit in Potsdam durchgeführte Ermittlungen nach Unterlagen zu keinem Ergebnis geführt haben.

Hochachtungsvoll“⁷⁰

⁶⁶ Entsprechend wurde der Betreff „Privathaus von Albert Einstein in der Gemeinde Caputh, Kreis Potsdam“ im Schreiben des Forschungsbereichs Geo- und Kosmoswissenschaften vom 19.11.1974 an den Akademiepräsidenten durch „Haus am Waldrand Nr. 3 und 3a der Gemeinde Caputh, Bezirk Potsdam“ ersetzt und das Schreiben durch ein ansonsten identisches ausgetauscht (BBAdW: VA 15713). Bei dieser Wortwahl ist es in der Folgezeit geblieben.

⁶⁷ Hatte man nicht aufgepaßt, was in der Welt geschah? Diplomatische Beziehungen zwischen der DDR und den USA wurden bereits am 4. 9. 1973 hergestellt!

⁶⁸ Entwurf. Vorschlag für eine Konzeption zur weiteren Nutzung des Einstein-Hauses in Caputh, Bezirk Potsdam, 6. Mai 1974 (BBAdW: VA 15713).

⁶⁹ BLHA: Rep. 401 Bd. 14636. In dieser Akte befinden sich nur Verweise auf die Schreiben von Herneck. Daß sich diese auf die Eigentumsverhältnisse bezogen haben müssen, folgt daraus, daß die Schreiben an das AfR „zur weiteren Verwendung“ weitergeleitet wurden.

⁷⁰ BLHA: Rep. 401, Nr. 14536.

Wider besseres Wissen mußte das Liegenschaftsamt im Auftrage des AfR lügen. Es könnte sein, daß Veranlassung zum zweiten Herneck-Brief ein Artikel über „Einsteins grüne Stille“ in der März-Ausgabe 1974 des „Magazin“ gewesen ist. Denkbar wäre aber auch, daß der listige Herneck am Zustandekommen des Artikels der Autorin Renate Feyl beteiligt war (und den Artikel dann zum willkommenen Vorwand seiner lästigen Fragen machte). In diesem Artikel wird nicht nur die innige Verbundenheit Albert Einstein mit „seinem“ Haus beschrieben, die einstige Blamage der Stadt Berlin mit dem 1929 beabsichtigten Geschenk, einiges zum Grundstückserwerb, Episoden über Albert Einstein in Caputh. Renate Feyl beschreibt aber auch den mittlerweile beklagenswerten Zustand des Hauses: „Das Sommerhaus muß einmal sehr schön gewesen sein. /.../ Frau F. /.../ einer der Mieter /.../ konnte in Einsteins Haus lange keine Ruhe finden. Nach Regengüssen mußte sie oft badewannenweise durchgetropftes Wasser aus den Zimmern tragen. /.../ Reste eines Treppengeländers sind noch zu erkennen. Die Holzverkleidung rings um das Haus faulte jahrelang dahin, bis die Caputher Wohnungsverwaltung sich für eine Erneuerung der Verschalung entschied. Der Garten, den Einstein so liebte /.../ ist heute zu einer Danteschen Wildnis geworden.“

Dr. Klar, Justitiar der AdW, telefonierte daraufhin mit dem Vertreter von Frau Eisler (damals zur Kur), daß die im Schreiben von Frau Eisler angesprochene Angelegenheit „nicht in der Kompetenz der Akademie liege „und daß er sich mit dem Leiter des Amtes für den Rechtsschutz des Vermögens der DDR, Genossen Professor Hermann Kleyer, in Verbindung setzen möchte“.⁷¹ Der Generalsekretär schickte daraufhin dem Leiter des AfR am 9./10. 4. 1974 eine Kopie des Artikels sowie des Eisler-Briefes und schlug vor, sich in der folgenden Woche miteinander abzustimmen.⁷² Über die Ergebnisse der Absprache wurde anscheinend keine Aktennotiz gemacht. Eines jedenfalls ist offensichtlich: Die AdW hat sich der Allmacht des AfR gefügt.

Denkbar wäre auch, daß sich die Einstein-Forscher Herneck und Melcher miteinander abgestimmt haben und getrennte Wege gingen, um das gleiche Ziel zu verfolgen. Herneck fragte an beim Rat des Bezirkes Potsdam, Prof. Dr. Melcher bei der Redaktion des „Magazin“. Und Hilde Eisler, Chefredakteurin, hat die Fragen von Melcher am 2. 4. 1974 an den Präsidenten der Akademie weitergegeben⁷³: „Wem gehört jetzt das Haus? Wer sind die

⁷¹ Information für den Präsidenten und den Generalsekretär der AdW, 23. 4. 1974 (BBAdW: VA 13377).

⁷² BBAdW: VA 15713.

⁷³ BBAdW: VA 13377. Der damalige Briefwechsel des MAGAZIN sowie die eingegangenen Leserzuschriften haben die „Wendewirren und zahlreiche Verlagswechsel seit 1990“ leider nicht überlebt (Mitteilung der Redaktion vom 25. 1. 2007 an Prof. Grundmann).

Erben? Gibt es irgendwo doch noch persönliche Gegenstände (Bücher) aus dem Besitz Einsteins? Wo sind diese möglicherweise geblieben? Wurde die jüngste Stieftochter einmal nach Caputh eingeladen? (Nach meiner Information ist sie noch am Leben.) Waren seinerzeit Helene Dukas und Otto Nathan auch in Caputh? Gibt es mit ihnen einen Schriftverkehr? Wurden sie eingeladen? Sind nach 1945 die faschistischen Eindringlinge von 1933 ins Einstein-Haus bestraft worden? Welche Pläne gibt es mit dem Einstein-Haus? Wo war Einsteins Arbeitsplatz in Berlin?“

Nachdem jedes Verlangen nach Rückgabe des Einstein-Hauses verstummen mußte, war nur noch die Rede vom der vorzubereitenden und schließlich vollzogenen Änderung der Rechtsträgerschaft sowie von der Nutzung des Hauses. Bereits im Zuge der Vorbereitungen des Einstein-Jubiläums 1965 hatte der Bürgermeister von Caputh H.-J. Treder gegenüber geäußert, „daß die Gemeinde Caputh dankbar wäre, aus der Verantwortung für das Haus entlassen zu werden.“⁷⁴ Im Sommer 1974 hat der Bürgermeister abermals vorgeschlagen, „unter Beibehaltung des Volkseigentums /.../ aus Gründen der Zweckmäßigkeit die Rechtsträgerschaft auf die Akademie der Wissenschaften zu übertragen.“⁷⁵

Die materiellen Gründe des langen Weges zur Realisierung der als richtig erkannten Lösung waren erstens die Frage der Bereitstellung einer anderen Wohnung für die Bewohner des Einstein-Hauses und zweitens die Bereitstellung der Baukapazitäten zwecks Ausführung nötiger Reparaturen. 1976 war die Akademie entgegen einer früheren Zusage kurzzeitig weder bereit, die Rechtsträgerschaft zu übernehmen „noch einen Pachtvertrag abzuschließen“.⁷⁶ Später hat die AdW ihren Standpunkt revidiert unter der Bedingung, daß „das Haus vom Keller bis zum Boden renoviert und uns zusätzlich VBE⁷⁷ zur Betreuung überstellt werden.“⁷⁸ Mit Vertrag vom 22. November 1977 zwischen der Akademie der Wissenschaften und dem Rat des Kreises Potsdam-Land übernahm die Akademie der Wissenschaften der DDR die Rechtsträgerschaft am Anwesen der Einsteins (damals mit der Adresse „Am Wandrand 3 und 3a“) mit Wirkung vom 1. Januar 1978.⁷⁹

⁷⁴ Treder am 15.7.1969 an den Generalsekretär der AdW (BBAdW: VA 15713).

⁷⁵ Rat des Bezirkes Potsdam an den Präsidenten der AdW, 10. 7. 1974 (BBAdW: VA 15713).

⁷⁶ Rat des Bezirkes Potsdam an den Präsidenten der AdW, 26.4.1976 (BBAdW: VA 15713). Justitiar an den Präsidenten, 6.5.1976 (BBAdW: VA 15713).

⁷⁷ VBE = „Vollbeschäftigteneinheiten“ = Vollzeitarbeiter.

⁷⁸ Bei Nichterfüllung dieser Bedingungen wollte der Präsident nicht ein drittes Mal für das Amt kandidieren. = hs. Notiz des Präsidenten (BBAdW: VA 15713).

⁷⁹ BBAdW: AL 15713. Bemerkenswert ist hierbei, daß nur von den im Grundbuch von Caputh eingetragenen Flurstücken 8 und 10 die Rede ist. Das am 9. 11. 1932 hinzugekaufte und an anderer Stelle im Grundbuch eingetragene Grundstück wird – wie ansonsten auch – nicht erwähnt.

Zur Einsicht gezwungen, daß die Behörden der DDR das von den Nazis konfiszierte Eigentum nicht zurückgeben werden, haben sich schließlich auch Margot Einstein und Otto Nathan ihrem Schicksal gefügt und getan, was unter diesen Umständen überhaupt noch möglich war. Und von der Eigentumsfrage abgesehen, ließ sich durchaus zivilisiert miteinander umgehen, zumal Prof. Treder ein kultivierter Gesprächs- und Verhandlungspartner war. Sogar in der Frage „Gedenkstätte“ und „Gedenktafel“ haben Otto Nathan und Margot Einstein in den 70er Jahren eine viel weniger schroffe Position bezogen als vorher. Margot Einstein hatte sich schon 1973 Wollenberger gegenüber ausdrücklich mit der Anbringung einer Gedenktafel („Plakette“ in den Worten von Wollenberger) einverstanden erklärt.⁸⁰

Für Otto Nathan und Helene Dukas war es dann „eine große Beruhigung /.../ zu wissen, dass die Dienstaufsicht ueber das Einsteinhaus“ Prof. Treder „uebertragen worden ist; wir sind davon ueberzeugt, dass es in keinen besseren Haenden sein koennte“.⁸¹ Tatsächlich hat sich Treder wie kein anderer um die Pflege des Sommerhauses bemüht (wobei auch er damit zu kämpfen hatte, daß die Ressourcen der DDR permanent knapp gewesen sind). Die Gästebücher des Hauses sind eine Hommage an Treder. Er hat in den Jahren 1979 bis 1991 viele Besucher durch das Haus geführt und sachkundig über Einstein informiert: Wissenschaftler aus vielen Ländern der Welt, Schulklassen, Botschafter, Arbeiter und Betriebsleitungen. Zahlreiche Gäste haben kurzzeitig im Haus gewohnt, darunter Peter Bergmann – seit 1936 in Princeton einige Jahre wissenschaftlicher Mitarbeiter von Einstein. „In Verehrung für Albert Einstein“ haben ZK-Sekretär Kurt Hager, ZK-Abteilungsleiter Hannes Hörnig und andere Partei- und Staatsfunktionäre am 22. 6. 1981 das Haus besucht und sich ins Gästebuch eingetragen. Robert Schulmann, Mitherausgeber der *Collected Papers* von Albert Einstein, notierte am 27. 6. 1991 im Buch: „Es ist ein unheimliches Gefühl im Hause des Meisters zu weilen. Ich hoffe sehr, daß das Haus in Zukunft so schlicht und bescheiden bleibt wie jetzt“.⁸² Doch zu diesem Zeitpunkt hatte bereits ein neues Kapitel der Geschichte des Hauses begonnen. Am 3. Oktober 1990 hatte die DDR zu existieren aufgehört.

Aber, wie gesagt: Zur Wiedergutmachung des von den Nazis begangenen Unrechts war die DDR nicht bereit. Das gilt nicht nur für das Einstein-Haus, sondern für die Rück-

⁸⁰ Wollenberger an den Präsidenten der AdW, 29.6.1973 (BBAW: VA 15713).

⁸¹ Otto Nathan an Prof. Treder, 17. 3. 1978 (BBAW: VA 8991).

⁸² BLHA: Rep. 465, EL Nr. 64. Die letzte Eintragung im Gästebuch stammt vom 20.12.1991.

gabe des von den Nazis konfiszierten Eigentums überhaupt. Das Einstein-Haus hat rechtlich keine Sonderbehandlung erfahren. Es ist darum sinnvoll, sich abschließend mit den das Einstein-Haus betreffenden Rechtsvorschriften der DDR und dem Umgang mit in der Nazizeit konfisziertem Eigentum zu befassen.⁸³

3. Generelles zum Umgang der DDR mit von den Nazis konfisziertem Eigentum

Im Gegensatz zur späteren Rechtsauffassung und Verfahrensweise wurde einige Jahre nach dem 8. Mai 1945 in der SBZ eine „Rückgabe von Vermögensgegenständen, die durch das nationalsozialistische Regime den angeblich staatsfeindlichen Verbänden und Einzelpersonen entzogen worden sind“, erwogen. Der Präsident der Deutschen Zentralfinanzverwaltung in der sowjetischen Besatzungszone hielt es in einem Schreiben vom 10. 4. 1946 an die Landes- und Provinzverwaltungen in der SBZ „für erforderlich, daß diese Frage jetzt geregelt und ihre Inangriffnahme nicht hinausgeschoben wird, bis einheitliche Richtlinien für alle Besatzungszonen gegeben werden können.“ Auch wenn man „notgedrungen auf eine in allen Zonen gleiche Regelung verzichtet“, sei „eine Gleichmäßigkeit innerhalb der sowjetischen Zone doch als erforderlich anzuerkennen.“⁸⁴

Vier Jahre später allerdings war die „Bearbeitung aller Fragen, die mit der Wiedergutmachung im Zusammenhang stehen /.../ zurückgestellt“. Gleichzeitig sollten „Antworten auf Restitutionsanträge mangels gesetzlicher Bestimmungen gegenwärtig nicht ergehen“.⁸⁵ Die Arbeit an einem entsprechenden Gesetzentwurf wurde also bis auf weiteres eingestellt, und das dadurch verursachte Fehlen gesetzlicher Bestimmungen war der Vorwand, um Antragsteller ohne Antwort zu lassen! Die Erarbeitung nötiger Rechtsvorschriften wurde vorsätzlich verzögert und zurückgestellt, um Rückgabanträge nicht bearbeiten zu müssen!

Am 1. September 1950 schließlich hatte das Ministerium der Justiz eine Rechts-Konstruktion gefunden, die einerseits das von den Nazis begangene Unrecht verurteilte, andererseits die Verweigerung der Rückgabe enteigneten Vermögens rechtfertigte: „Die Juden-

⁸³ Ausführlich zu den verschiedenen (also nicht nur das Einstein-Haus betreffenden) Aspekten der Rückerstattung konfiszierten Eigentums: Rückerstattung Ost. Der Umgang der DDR mit dem „arisierten“ und enteigneten Eigentum der Juden und die Gestaltung der Rückerstattung im wiedervereinigten Deutschland. Inaugural-Dissertation zur Erlangung der Doktorwürde der Philosophischen Fakultäten der Albert-Ludwigs-Universität zu Freiburg i. Br., vorgelegt von Jan Philipp Spannuth aus Brüssel. WS 2000/2001.

⁸⁴ Schriftenreihe des Bundesamtes zur Regelung offener Vermögensfragen, Heft 7, S. 9.

⁸⁵ Schriftenreihe des Bundesamtes zur Regelung offener Vermögensfragen, Heft 7, S. 31.

gesetzgebung der Hitler-Regierung⁸⁶ ist als nichtig anzusehen und kann demgemäß zum Erwerb des Eigentums des Deutschen Reiches an diesen Grundstücken nicht geführt haben /.../ Es kann aber nicht in Rede gestellt werden, daß diese Gesetzgebung /.../ tatsächlich wirksam war und wenn nicht zum Erwerb des Eigentums, so doch des Eigenbesitzes an den in Rede stehenden Grundstücken durch das Deutsche Reich geführt hat.“ Es wurde verwiesen auf die SMAD-Befehle 124/45 und 154/181 – 46, die „nicht nur von dem juristisch unanfechtbaren Reichsvermögen“ ausgegangen sind, sondern „auch das tatsächlich von ihm innegehabte Vermögen, in diesem Zusammenhang also die Grundstücke im Eigentum des Reichs“ erfaßt haben.

Beinahe wörtlich wird dieser Standpunkt in späteren Dokumenten wiederholt. Am 9. 12. 1953: Einerseits: „Die faschistischen Gesetze, die die rassische und religiöse Verfolgung betrafen, /.../ verletzen die Gebote der Menschlichkeit und sind nichtig“.

Andrerseits: „Dieses Vermögen ist aufgrund der SMAD Befehle Nr. 124 Nr. 97, Nr. 154/181 unter Sequestrierung und Treuhandschaft gestellt worden; denn diese Befehle gingen davon aus, daß dieses Grundstücke faktisch in der Verfügungsgewalt des ehemaligen Deutschen Reiches waren. Diese Rechtsfolge trat also unabhängig von der Rechtsstellung der durch die Naziregierung enteigneten Eigentümer ein.“⁸⁷

Am 18. Mai 1956: Aus der Nichtigkeit der nazistischen Gesetze könne keine Nichtigkeit aller auf Grund dieser Gesetze getroffenen Maßnahmen gefolgert werden. Das ehemals jüdische Vermögen sei „Bestandteil des früheren Reichsvermögens“ geworden.⁸⁸

Im Juli 1963: Aus der Nichtanwendbarkeit der nazistischen Bestimmungen folgt nicht die Nichtigkeit derselben. In Durchführung der SMAD-Befehle wurde das ehemalige jüdische Vermögen „zusammen mit dem sonstigen Reichsvermögen beschlagnahmt und auf der Grundlage späterer Rechtsakte /.../ in Eigentum des Volkes überführt“.⁸⁹

Lt. Verordnung vom 15. September 1951 war die „Verwaltung und der Schutz das ausländischen Vermögens“ von den zuständigen Fachministerien und den dazu bestimmten Körperschaften durchzuführen – „bis zum Abschluß des Friedensvertrages mit Deutsch-

⁸⁶ Aus dem praktizierten Umgang mit konfisziertem Eigentum folgt, daß hier nicht nur die „Judengesetzgebung“ gemeint war, sondern überhaupt jene Gesetzgebung, die der Konfiszierung des Eigentums von Antifaschisten zugrunde lag.

⁸⁷ Schriftenreihe des Bundesamtes zur Regelung offener Vermögensfragen, Heft 7, S. 49.

⁸⁸ Schriftenreihe des Bundesamtes zur Regelung offener Vermögensfragen, Heft 7, S. 69.

⁸⁹ Schriftenreihe des Bundesamtes zur Regelung offener Vermögensfragen, Heft 7, S. 88.

land“ (was im Klartext heißt: es hatte keine besondere Eile mit der Lösung des Problems). Bis dahin sollte „jede Verfügung über ausländisches Vermögen“ verboten sein. Dem Ministerium der Finanzen oblag die Kontrolle über die Verwaltung. Lt. Durchführungsbestimmung war „die Verwaltungsstelle nicht berechtigt, /.../ das verwaltete Vermögen oder einen Teil desselben zu veräußern“. Allerdings: Nirgendwo ist zu lesen, daß dem Ministerium der Finanzen oder gar dem Ministerrat verboten war, Änderungen am rechtlichen Status „ausländischen Eigentums“ vorzunehmen. Man *durfte*, wenn man nur *wollte*.

Vor allem auf dieser gesetzlichen Basis beruhte die Tätigkeit jener Institutionen, die seit Ende der 50er Jahre permanent mit dem Eigentum am Einstein-Haus befaßt gewesen sind: die Abteilung Kontrolle der Verwaltung des staatlichen und treuhänderisch verwalteten Vermögens im Ministerium der Finanzen und das 1966 daraus hervorgegangene, dem Ministerrat direkt unterstellte, Amt für den Rechtsschutz des Vermögens der DDR (dort der Abteilung Staatlich verwaltetes Vermögen), – also auch die Tätigkeit des langjährigen Leiters der zuständigen Abteilungen: Paul Gärtner.⁹⁰ Gewiß: der Handlungsspielraum der „Abteilung Kontrolle ...“ und des AfR war eng begrenzt. Der Leiter des AfR hatte „die Durchführung der dem Amt durch Beschlüsse des Ministerrates oder durch Weisungen seines Vorsitzenden gestellten Aufgaben“ zu organisieren und zu sichern.⁹¹ Die (bisher schon gültigen) Kompetenzen des AfR wurden im „Statut des Amtes für den Rechtsschutz des

⁹⁰ Paul Gärtner (geboren am 13. 9. 1912 in Stuttgart, gestorben am 20. 3. 1983). 1925 bis 1931 Besuch der Karl-Marx-Schule in Berlin (Neukölln); dort Abitur. 1930 Mitglied der SPD. 1931 bis 1940 als „Beamter zur Vorbereitung“ beim Bezirksamt Berlin-Neukölln. 1940–1945 Wehrmacht. Ab 30. 4. 1945 bis 20. 12. 1948 in sowjetischer Kriegsgefangenschaft. Ab 1948 Deutsche Wirtschaftskommission (DWK). Ab 1949 Abteilungsleiter im Amt zum Schutz des Volkseigentums des Ministeriums des Innern, ab Frühjahr 1955 Leiter der Abteilung Kontrolle der Verwaltung des staatlichen und treuhänderisch verwalteten Eigentums im Ministerium der Finanzen (Lebenslauf vom 8. 11. 1962 = BA-B: DN 1, Bd. 30085). Am 12. 11. 1962 wurde Gärtner vom Finanzminister Rumpf zur Auszeichnung mit dem „Vaterländischen Verdienstorden“ vorgeschlagen. Im gegebenen Zusammenhang – die Frage des Einstein-Hauses betreffend – ist jener Satz aus dem Rumpf-Antrag zitierenswert, der lautet: „Für die sich aus der Errichtung des antifaschistischen Schutzwalles am 13. 8. 1961 ergebenden Maßnahmen auf dem Gebiet der Finanzen im allgemeinen und der Entschädigungsleistungen im besonderen hat er an der Schaffung der entsprechenden Bestimmungen maßgeblich mitgewirkt und für deren Durchsetzung gesorgt“ (Hervorhebung von mir. S.G.). Daraus folgt, daß Gärtner nicht nur an gesetzliche Vorgaben gebunden war, sondern diese selbst mitgeschaffen hat. Er selbst war davon überzeugt, daß unrechtmäßig geschaffenes Volkseigentum rechtens ist.

⁹¹ Statut des Amtes für den Rechtsschutz des Vermögens der DDR vom 31. Oktober 1974 (GBl der DDR, Teil I Nr. 56 vom 21. November 1974).

Vermögens der DDR vom 31. Oktober 1974“ definiert.⁹² Die entscheidende gesetzliche Grundlage seiner Tätigkeit war lt. Statut die Verordnung vom 6. September 1951 über die Verwaltung und den Schutz ausländischen Eigentums (GBl. Nr. 11, S. 839) sowie die Erste Durchführungsbestimmung vom 11. August 1952 (GBl. Nr. 114, S. 745).

Der Leiter des AfR hatte aber auch „Lösungsvorschläge für die bei der Durchführung der Aufgaben des Amtes sich ergebenden Probleme zu erarbeiten“. Das Amt war beauftragt, „die komplexe Vorbereitung und Durchführung aller Entscheidungen, die die Feststellung und Regelung vermögensrechtlicher Fragen zwischen der DDR und anderen Staaten /.../ betreffen“. Nirgendwo im Statut des AfR und in den für das AfR bindenden Gesetzen steht jedoch, daß es verboten war, sich auch für die Interessen „ausländischer“ und „jüdischer“ Eigentümer zu engagieren. Das Amt durfte, hat es aber nicht getan – jedenfalls ist kein Fall bekannt (und ein markanter, Zeichen setzender Fall überhaupt nicht). „Rechtsschutz“ wurde dem Vermögen oder dem vermeintlichen Vermögen der DDR gewährt, anderem dagegen nicht.

Aus der Zuständigkeit des AfR für die Angelegenheiten des Einstein-Hauses in Caputh müßte folgen, daß das Einstein-Grundstück als „ausländisches Eigentum“ bzw. „jüdisches Eigentum“ klassifiziert wurde. Das jedoch war nicht der Fall – wie die „generelle Grundbuch-Umschreibung des ehem. Öffentlichen Vermögens in Volkseigentum im Herbst 1961“⁹³ belegt. In der Gemeinsamen Anweisung über die Berichtigung der Grundbücher vom 11. 10. 1961 wurde nämlich verfügt, daß jene Grundstücke, „die im Zuge der faschistischen Gesetzgebung aus rassistischen oder anderen politischen Gründen Reichsvermögen geworden sind“ von den Maßnahmen zur Berichtigung der Grundbucheintragungen ausgenommen sind.⁹⁴ Das Einstein-Haus wurde aber nicht ausgeklammert, zählte also nicht zu den Grundstücken, „die im Zuge der faschistischen Gesetzgebung aus rassistischen oder anderen politischen Gründen Reichsvermögen geworden sind“. Demgemäß wurde im Grundbuch von Caputh eingetragen: „Geschlossen gemäß der ‚Gemeinsamen Anweisung der Ministers der Finanzen und des Ministers des Innern vom 11. Oktober 1961“.⁹⁵

⁹² Statut des Amtes für den Rechtsschutz des Vermögens der DDR vom 31. Oktober 1974 (GBl der DDR, Teil I Nr. 56 vom 21. November 1974).

⁹³ Dazu: Schriftenreihe des Bundesamtes zur Regelung offener Vermögensfragen, Heft 7, S. 89.

⁹⁴ Schriftenreihe des Bundesamtes zur Regelung offener Vermögensfragen, Heft 7, S. 113 ff.

⁹⁵ Schriftenreihe des Bundesamtes zur Regelung offener Vermögensfragen, Heft 7, S. 125. Identische Formulierung im Grundbuch von Caputh (BLHA: AG Potsdam GB Caputh Bd. 40, Bl. 1155).

Nicht „ausländisches Eigentum“, nicht „jüdisches Eigentum“, kein Eigentum von Leuten, die aus rassistischen oder politischen Gründen enteignet wurden. Was dann? „Volkseigentum“, „In Eigentum des Volkes überführt“. Weil der Preußische Staat am 8. 5. 1945 nicht als Eigentümer im Grundbuch eingetragen war, sondern die Gemeinde Caputh! Die Enteignung der Familie Einstein, von Tausenden Juden und anderen Gegnern des Faschismus wurde auf diese Weise legalisiert und fortgesetzt. Auch wenn sich beim Bürgermeister von Caputh Bewußtsein begangenen Unrechts regte: die Gemeinde war der „rechtmäßige“ Eigentümer, hatte der „rechtmäßige Eigentümer“ zu sein. Was bei und vor dem „Kauf“ des Grundstücks geschah, sollte belanglos und möglichst vergessen sein – zwischen unrechtmäßig entstandenem „Volkseigentum“ und anderem Volkseigentum kein Unterschied!

Sowohl das am 8. 5. 1945 tatsächlich vorhandene als auch formale (unrechtmäßig erworbene) Reichsvermögen wurden gleichermaßen als sequestriertes „Reichsvermögen“ betrachtet. Reichsvermögen und Diebesgut (insofern das Reich der Dieb gewesen ist) wurden rechtlich gleichgestellt, ein Unterschied nicht mehr gemacht. Trotz Eingeständnis des von den Nazis begangenen Unrechts wurde die Enteignung nicht aufgehoben. Und selbst dann, wenn man – in Ausnahmefällen – Sonderregelungen für in der SBZ verbliebene oder dorthin zurückgekehrte Juden und enteignete Deutsche traf, wurden sie nicht in ihre früheren Rechte eingesetzt. Aber Eigentum, über das nicht frei verfügt werden kann, ist kein Eigentum.⁹⁶

Man könnte meinen, daß das AfR unter diesen Umständen für das Einstein-Haus gar nicht zuständig war (wie es für das meiste andere Volkseigentum ja auch nicht zuständig gewesen ist). Aber nein, das AfR wähnte sich beauftragt, dafür zu sorgen, daß aus dem Volkseigentum kein „ausländisches“ oder „jüdisches“ Eigentum werden kann. Dann war man sich dessen durchaus bewußt, daß zwischen dem Einstein-Eigentum auf der einen und „ausländischem“ bzw. „jüdischem“ Eigentum Gemeinsamkeiten gibt.

Allerdings war die Handhabung des Einstein-Hauses keine Ausnahme, sondern ein typischer Fall. Es hat keine „Sonderbehandlung“ des Einstein-Hauses gegeben – weder zu Gunsten noch zu Ungunsten desselben. Insofern wäre auch dem AfR kein Vorwurf zu machen. Und wenn das Sekretariat der SED, wie zu sehen war, sich engstirnig verhalten

⁹⁶ „Eigentum, das absolute dingl. Recht, über eine Sache innerhalb der von der Rechtsordnung gezogenen Grenzen frei zu bestimmen. Es gewährt eine umfassende Herrschaftsmacht, berechtigt den Eigentümer zum Besitz und zu tatsächl. Einwirkungen auf die Sache sowie zur [rechtsgeschäftl.] Verfügung über sein Recht. Vom Besitz unterscheidet sich E. dadurch, dass es eine rechtl. (nicht bloß eine tatsächl.) Sachherrschaft ermöglicht.“ (Meyers Lexikon)

hat, zu keinerlei Zugeständnissen, keiner Geste guten Willens bereit, wie soll man da erwarten, daß der Leiter des AfR sehr viel riskiert. Daß er anscheinend nicht nur nicht viel, sondern nichts riskiert hat, mag seiner Person und Biographie geschuldet sein. Wegen Abweichlertum war er schon einmal in Ungnade gefallen: wegen Sympathien für den „jugoslawischen Weg“ des Sozialismus.⁹⁷

Im Sinne des Gesetzes war also – dem Willen des Gesetzgebers entsprach – daß die Vorschläge der Akademiemitglieder Treder und Wollenberger abgelehnt wurden. Wenn der Gemeinde Caputh, wie Treder am 6. 4. 1964 notierte, „seit einigen Jahren“ verboten war, „Auskünfte über das Einstein-Haus und ähnliche Objekte zu erteilen“⁹⁸, war dies kein Willkürakt des AfR, vielmehr der Rechtslage entsprechend. Wenn Auskünfte verweigert wurden, entsprach dies der gängigen Praxis. Das Verhalten der Akademie war korrekt, wenn sie die Meinung vertrat, daß die bestehende Rechtslage „nur auf Grund entsprechender Festlegungen der zuständigen zentralen staatlichen Organe der DDR in die Wege geleitet werden“ darf.⁹⁹

⁹⁷ In seiner damaligen Eigenschaft als Leiter des Instituts für Staats- und Rechts-Theorie an der Akademie für Staats- und Rechtswissenschaften „Walter Ulbricht“ in Babelsberg erhielt Hermann Kleyer (19.8.1911– 14.8. 1995) der spätere Leiter des AfR am 6. Mai 1957 auf Beschluß der ZPKK eine Verwarnung „wegen Duldung revisionistischer Auffassungen“. (SAPMO: Dy 30/ IV 2/4/464, Bl. 56). Er hatte selbst erklärt, „für die falschen und revisionistischen Auffassungen im Vortrag“ eines wissenschaftlichen Mitarbeiters verantwortlich zu sein. Gegenstand des Vortrages war die Staatstheorie Jugoslawiens. Als früheres Mitglied der NSDAP (Parteiaustritt 1937), der SA (1939) und anderer faschistischer Organisationen, sowie des freiwillig geleisteten Wehrdienstes (1935/36) hatte er trotz Besuch einer Antifa-Schule (1944–1948) gegenüber dem ZK der SED und übergeordneten staatlichen Institutionen ohnehin schlechte Karten. Fraglich wäre auch, ob er angesichts seiner Vergangenheit der prädestinierte Mann für die Bearbeitung der Wiedergutmachungsansprüche von Juden und anderen Hitlergegnern gewesen ist. Sein permanent enger Kontakt zum Ministerium für Staatssicherheit – er informierte des MfS „laufend über sachliche und personelle Probleme“ (Archiv bei der Bundesbeauftragten für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen DDR. Im folgenden = BStU. BStU: MfS HA XX 7065. Bl. 160) – läßt ahnen, daß er tatsächlich eine „schwach entwickelte Entscheidungskraft“ hatte. Vermutlich hat auch seine nicht-proletarische Herkunft („aus kleinbürgerlichen Verhältnissen stammend und streng religiös (katholisch) erzogen“) – generell ein Makel in der DDR – Minderwertigkeitskomplexe erzeugt oder begünstigt. Risikobereitschaft im Falle Einstein war von ihm somit nicht zu erwarten.

⁹⁸ Aktennotiz über den Besuch des Einstein-Hauses am 26. 3. 1964 (BBAdW: AKL 302). Mitteilung gleichen Inhalts vom 15. 7. 69 an den Generalsekretär der AdW (BBAdW: VA 15713).

⁹⁹ Dr. Klar, Justitiar der AdW am 14. 5. 1974 an E. Seidel, Direktor für Ökonomie der AdW (BBAdW: VA 15713). Eine ganz andere Frage ist, ob die Akademie bemüht war, die „Festlegungen der zuständigen zentralen staatlichen Organe“ im Sinne der Eigentümer des Einstein-Hauses sowie von H. J. Treder und Albert Wollenberger zu beeinflussen. Und das hat sie, diesen Vorwurf kann man ihr nicht ersparen, nicht getan!

Die Frage ist demzufolge nicht, ob und warum das Sommerhaus keine Sonderbehandlung erfahren hat, vielmehr, warum die Gesetze der DDR eine Rückerstattung nicht zugelassen haben und das von den Nazis begangene Unrecht nicht korrigiert werden sollte. Im gegebenen Falle hat sich der „antifaschistische Staat“ letztlich nicht anders verhalten als die Nazis auch. Die Bezugnahme auf wenige Monate nach Kriegsende erteilte Befehle der SMAD war keine Rechtfertigung, sondern eine billige Ausrede. Die „souveräne“ DDR war zu einer anders gearteten Gesetzgebung durchaus in der Lage. Die Gleichsetzung jüdischen Großeigentums mit großkapitalistischem Eigentum mochte der auch von vielen Juden vertretenen sozialistischen Idee entsprochen haben. Warum aber wurde jüdisches Kleineigentum wie jüdisches Großeigentum behandelt? Es gab doch in der DDR bis zuletzt privates Eigentum an Wohnhäusern und Grundstücken in beträchtlichem Umfang; warum wurde früheren jüdischen Eigentümern die Rückgabe ihrer Grundstücke verweigert?

In den 80er Jahren, nichtahnend, daß dies zugleich die letzten Jahre ihres Daseins werden, war die Partei- und Staatsführung zu Konzessionen bereit, zu „Gesten guten Willens“. Man war bereit, einen „bestimmten Prozentsatz des Erlöses“ aus dem Handel DDR–USA „für die Regelung humanitärer Probleme für jüdische Organisationen der USA zur Verfügung“ zu stellen.¹⁰⁰ Eine so geartete „Paketlösung“ (Verknüpfung von „Vereinbarungen über Vermögensansprüche, juristische Ansprüche und Handelserleichterungen“)¹⁰¹, wurde längere Zeit sogar von der USA-Administration favorisiert. Diese besonders den Interessen der DDR dienliche Lösung hat die US-Administration nach der Wahl von George H. W. Bush (Bush sen.) aber fallengelassen.

Aber wie dem auch sei: Die Partei- und Staatsführung der DDR war zwar „bereit, als antifaschistischer Staat, eine humanitäre Geste zu machen“. Ihre Haltung in der Wiedergutmachungs- und Entschädigungsfrage“ aber ist bis zuletzt die frühere geblieben. In der „Information über das Gespräch des Genossen Hermann Axen mit dem Ersten Stellvertreter des USA-Außenministeriums John C. Whitehead am 11. 10. 1988“ wird vermerkt: „Genosse Hermann Axen erklärte, daß hinsichtlich der ‚jüdischen Ansprüche‘ seitens der DDR keinerlei Verpflichtungen bestünden. Die DDR habe gemäß dem Potsdamer Abkommen alle Reparationsverpflichtungen erfüllt. In der DDR wisse man, daß jüdische Bürger in Deutschland durch das Naziregime Unglück erfahren hätten und Verluste hin-

¹⁰⁰ Bericht über die Gespräche mit einer Delegation des Repräsentantenhauses des USA-Kongresses in der DDR vom 10. Januar in Berlin, 13. Januar 1986 (SAPMO: Dy 30/ IV 2/ 2.035/ 113, Bl. 39 ff.).

¹⁰¹ Information über die Durchführung der 9. Tagung der Handels- und Wirtschaftsrate DDR-USA sowie über die geführten Gespräche vom 12.–15. April 1988 in den USA (SAPMO: Dy 30/ IV 2/ 2.035/ 113, Bl. 142 ff.).

nehmen mußten. Viele hätten ihr Vermögen verloren. Die DDR sei bereit, als antifaschistischer Staat, eine humanitäre Geste zu machen.¹⁰² Ebenso lautete die Argumentation von Axen während seiner USA-Reise vom 1. bis 8. Mai 1988: „Die DDR hat ihren Anteil an materieller Wiedergutmachung gegenüber vom Faschismus überfallenen Staaten und Völkern sowie rassistisch oder politisch verfolgten und geschädigten Menschen durch konsequente Erfüllung der Verpflichtungen des Potsdamer Abkommens geleistet. Wirksamste Form der Wiedergutmachung war die Beseitigung der Wurzeln von Faschismus und Krieg auf dem Territorium der DDR. Die DDR ist infolgedessen weder politisch noch juristisch verpflichtet, weitere Entschädigungen oder Wiedergutmachungsleistungen zu erbringen.“¹⁰³

Gesten des guten Willens nicht am Schluß, sondern von Anfang an; und nicht nur das: von Anfang an ehrliche und aufrichtige Bereitschaft zur Wiedergutmachung begangenen Unrechts (soweit dies überhaupt möglich sein kann)! Der Gang der Geschichte wäre ein anderer gewesen.

4. Abbildungsnachweis

Abb. 1:

Handzeichnung vom 20. Januar 1936 nach der Katasterkarte (bearbeitet von S.G.) –
BLHA: AG Potsdam. Grundakte Caputh, Bd. 43, Blatt 1238

Abb. 2:

Schreiben der US-Militärregierung an die SMAD, 8. August 1946 –
Bundesamt für zentrale Dienste und offene Vermögensfragen: Amt für Rechtsschutz des Vermögens der DDR, USA, Anmeldungen OMGUS

Abb. 3:

Schreiben der Zentralen Deutschen Kommission für Sequestrierung an den Bürgermeister von Caputh, 12. September 1946 –
Amt Schwielowsee – Amtsarchiv Caputh, Archiv-Nr. 811

¹⁰² SAPMO: Dy 30/ IV 2/ 2.035/ 113, Bl. 179.

¹⁰³ SAPMO: Dy 30/ IV 2/ 2.035/ 114, Bl. 46.

Abb. 4:

Beschluß des Sekretariats des ZK der SED vom 9. 11. 1955 mit der Unterschrift von Walter Ulbricht –

SAPMO: Dy 30/ J IV 2/3/ A – 494, Bl. 148

Abb. 5:

Bildermappe, Albert Einstein von der Gemeinde Caputh zum 70. Geburtstag gewidmet –

BBAdW: AKL Personalia Nr. 679

Abb. 6:

Dankschreiben Albert Einsteins vom 19. Januar 1950 –

BBAdW: AKL Personalia Nr. 679

Walter B o e c k h :

Erinnerungen an Max Planck (1858–1947)

In ihrem Brief vom 26. 10. 1947 schreibt Marga Planck als Dank für das Teilnahmeschreiben meiner Eltern als Antwort: „Ihr kanntet ihn ja ganz, und lange Jahre hindurch, in der Größe, sowie in der Einfachheit und Bescheidenheit seines Wesens ...“.

Ich war zu diesem Zeitpunkt im neunzehnten Lebensjahr, kannte Max Planck natürlich weniger lange als meine Eltern, aber doch durch den jahrelangen Austausch von Besuchen.

Max Planck war Vetter meines Vaters. (Die Großmütter waren Schwestern.) Als er als Student 1877 für ein Jahr nach Berlin kam, wurde er im Hause meines Großvaters Geheimrat Richard Boeckh herzlich aufgenommen.

Als Planck dann 1889 beruflich als Professor fest in Berlin blieb, wurde der Kontakt weitergeführt. Mein Großvater wohnte in der Wangenheimstraße in Grunewald, als auch Plancks in diese Straße zogen, und auch nach dem Tode von Richard Boeckh blieb mein Vater Walther Boeckh in naher Nachbarschaft (Johann-Georg-Straße 20), die zu Fuß zu erreichen war.

Mein Vater war oft im Planck'schen Hause. Er sang mit den Zwillingstöchtern Emma und Margarete und mit Otto Hahn im „Heiseren Fasan“, dem häuslichen Planck'schen „Gesangverein“. Von Reisen wurden regelmäßig Briefe und Karten ausgetauscht – sei es Anfang des Jahrhunderts aus New York, sei es Ende der dreißiger Jahre, als er aus den Alpen berichtete, dass er mit über 80 noch Kamin geklettert war, sei es in den vierziger Jahren aus Amorbach, wo Planck auf der großen Orgel spielte, oder sei es aus Kassel, wo er mit seiner Frau einen Bombenangriff erlebt hatte und nur durch einen Mauerdurchbruch ins Freie gelangt war. (Leider wurden die nach 1945 vorhandenen Briefe und Karten von uns Boeckhs einem Manne übergeben, der angeblich eine Biografie über Max Planck schreiben wollte; wir haben diese Erinnerungsstücke nie wiedergesehen, nur ein kleiner Rest blieb übrig.)¹

¹ Der Rest der Briefe befindet sich jetzt im Archiv der MPG.



Abb. 1: Professor Max Planck feierte sein goldenes Doktorjubiläum (rechts eine Büste des berühmten Physikers von Gisela Boeckh-von Tzschoppe), aus dem Berliner Tageblatt 1929

Mitte der zwanziger Jahre modellierte meine Mutter, Gisela Boeckh-von Tzschoppe, Max Planck. Sie hatte ihm gesagt, dass er sechsmal eine Stunde dafür sitzen müsste; nach dem sechsten Mal stand er auf und erklärte, das wäre nun das letzte Mal gewesen – ein Zeichen seiner festen Zeiteinteilung.

Doch hat meine Mutter nicht bereut, damals aufzuhören; Max Planck und seine Frau Marga haben ihre Büste immer für die gelungenste gehalten. – Ein Foto dieser Büste wurde 1929 zusammen mit Max Planck im Berliner Tageblatt abgebildet (s. Abb. 1).² Als sie, zusammen mit dem Planck'schen Hause in Grunewald, durch Bomben zerstört worden war, baten Plancks meine Mutter, die Büste noch einmal zu gestalten (s. Abb. 2). Sie wurde dann gerade zu Plancks Trauerfeier in Göttingen fertig. Anschließend nahm Otto Hahn sie in sein Arbeitszimmer. Heute befindet sie sich im Archiv der Max-Planck-Gesellschaft in Berlin-Dahlem.

Abgüsse stehen in einer Anzahl von Max-Planck-Instituten, insbesondere in den „Neuen Ländern“.³

Regelmäßig waren meine Eltern bei Plancks zu Gesellschaften. (Das Ehepaar Planck hatte erklärt: „Wenn wir Gesellschaften geben, müßt ihr immer dabeisein!“) – Hier traf sich in der Nazizeit die Elite Berlins; ich kann nur mit Kopfschütteln feststellen, dass manchmal von „der Elite des Dritten Reiches“ gesprochen wird, womit dann die Partebonzen gemeint sind. Bei Plancks verkehrten regelmäßig Einstein und, solange er in Berlin

² Max-Planck-Gesellschaft, Berichte und Mitteilungen, 3/97, S. 72.

³ Ebenda, S. 40.

war, der französische Botschafter François-Poncet, der mehrfach Tischherr meiner Mutter war.

Wie wenig Max Planck sich den Wünschen der Nationalsozialisten anpasste, kann man daraus ersehen, dass an seinem 80. Geburtstag der Platz neben meiner Mutter leer blieb; ihr Tischherr sollte der damalige Rektor der Berliner Universität sein. Er hatte aber im letzten Moment abgesagt mit der Begründung, „er habe gehört, es wären auch Juden eingeladen ...“.

Wenn Planck mit seiner Frau Marga zu uns nach Lichterfelde kam, wohin wir 1932 gezogen waren, benutzte er immer die S-Bahn. Wir sagten spaßeshalber, wir könnten die Uhr nach ihm stellen, so pünktlich kam und ging er. Er zückte dann kurz vorher seine Taschenuhr, klappte den Deckel auf, warf einen Blick auf das Zifferblatt und verließ exakt zur geplanten Zeit das Haus. Für uns Kinder war interessant, dass er eine silberne Dose mit Pfefferminzplätzchen bei sich führte (und uns diese auch anbot). Als wir älter wurden, konnten wir u. a. beobachten, dass es sich auch für einen theoretischen Physiker lohnte, zu erörtern, ob man den Weihnachtsbaum aus finanziellen Gründen frühzeitig kaufen sollte oder im letzten Moment.

Er war Patenonkel meines Bruders Eckhard, geb. Juni 1925; ihm schenkte er jährlich einen Band von „Brehms Tierleben“, zur Konfirmation dann den Rest. Glücklicherweise haben diese Bände den Krieg überstanden, obgleich wir zweimal ausgebombt wurden, und meine Schwägerin hat sie noch heute. Als Max Planck im Frühjahr 1941 meinen Bruder Jürgen (geb. 1922), der kurz vor dem Abitur stand, danach fragte, was er werden wolle, und dieser ihm antwortete: „Pfarrer“, erwiderte Planck: „Das ist heute vielleicht das Wichtigste!“

Nach seiner Pensionierung im Jahre 1935 leitete mein Vater die Schiedsstelle der „Reichswirtschaftsgruppe Steine und Erden“, die in Kurfürstendamm-Nähe ihren Sitz hatte.

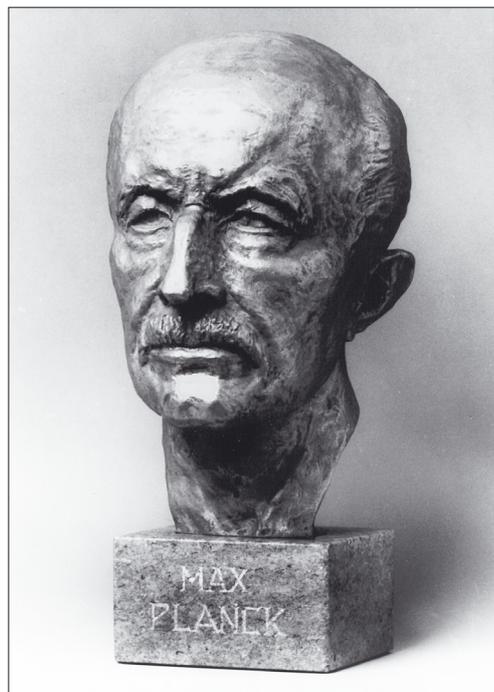


Abb. 2: Max Planck 1947
von Gisela Boeckh-von Tzschoppe

Oft besuchte er Plancks im Anschluß an die Sitzungen. Von Besuchen bei Plancks brachten mein Vater bzw. meine Eltern auch immer die neuesten Informationen mit; so entsinne ich mich genau, dass schon eine ganze Zeit, bevor die Geschwister Scholl verhaftet wurden, mein Vater nach einem solchen Besuch sagte: „Jetzt ist München die Hauptstadt der Gegenbewegung!“

Nach der Verhaftung 1944 von seinem Sohn Erwin Planck hörten wir aus Rogätz, dass Göring und Himmler, jeder seinerseits, überlegten, ob er ihn als Geisel für Verhandlungen mit den Alliierten am Leben lassen sollte. Die Eltern Planck hofften, dass Erwin auf diese Weise noch das Kriegsende überleben könnte. Umso grausamer wurde seine dann doch vollzogene Hinrichtung empfunden.

Als ärgerlich empfinde ich, dass Plancks Besuch bei Hitler im Mai 1933 nachträglich von Helmut Albrecht und zuvor schon von Herbert Mehrrens völlig ins Gegenteil verkehrt worden ist.⁴ Die Art, wie der Besuch beschrieben wird, verzerrt die Tatsachen. Die Art, in der von beiden die Planck'sche Darstellung des Besuchs in Frage gestellt wird, ignoriert die Tatsache, daß der Bericht nicht in einer Situation geschrieben worden ist, in der ein fernliegendes Ereignis mühsam wieder in die Erinnerung zurückgeholt werden mußte; die Erfahrung des Besuches blieb vielmehr bei Plancks die ganze NS-Zeit über brandaktuell und wurde durch stetiges, ausführliches Erinnern festgehalten. Auch brachte die Nachkriegszeit in keiner Weise für Plancks – im Gegensatz zu vielen anderen Deutschen – eine andere Sicht, als sie schon vorher gehabt hatten.

Fest steht, dass Hitler, als Planck sich für Fritz Haber und andere deutsche jüdische Wissenschaftler einsetzte, sich immer mehr in Wut steigerte, so dass Max Planck sich nur noch zurückziehen konnte. Hitler rief ihm nach: „Armer Wirrkopf!“

Wir haben während der Nazizeit bei uns zuhause und zusammen mit Plancks den Inhalt des Planck-Hitler-Gesprächs immer wieder zitiert gehört, so dass die Behauptung, es sei eine nachträgliche Version, als den Sachverhalt nicht treffend zurückzuweisen ist. Plancks akribische Genauigkeit und seine geistige Wachheit auch im hohen Alter stehen dem entgegen.

Erstaunt und betroffen war ich ebenfalls darüber, dass sich in der Veröffentlichung einer Präsidentenkommission der MPG eine nachweislich unzutreffende Darstellung des

⁴ Helmut Albrecht: Max Planck. Mein Besuch bei Hitler – Anmerkungen zum Wert einer historischen Quelle. In: H. A. (Hrsg.), Naturwissenschaft und Technik in der Geschichte. 25 Jahre Lehrstuhl für Geschichte der Naturwissenschaft und Technik am Historischen Institut der Univ. Stuttgart, Stuttgart 1993, S. 41–63.

Verhaltens Plancks befindet.⁵ Rüdiger Hachtmann verkehrt darin den Sinn der Rede Plancks vom 23. 5. 1933 vor der Hauptversammlung der KWG durch defizitäres Zitieren in ihr Gegenteil. Denn wenn Planck hier Hitlers Forderung nach „Zusammenballung aller Kräfte“ aufnimmt, identifiziert Planck sich gerade nicht – wie Hachtmann insinuiert – mit dessen Position. Vielmehr ist es ein absichtsvoller Schachzug Plancks, um aufzuweisen, wie absurd es ist, bei diesem Ziel die jüdischen deutschen Wissenschaftler auszuschließen. Er nennt stattdessen anerkennend Heinrich Hertz und Fritz Haber, für den er sich wenige Tage zuvor bei Hitler persönlich vergebens eingesetzt hatte. In diesem Zusammenhang tritt er für die Unabhängigkeit der wissenschaftlichen Arbeit von staatlichen Eingriffen ein.⁶ Durch Ausblendung des direkt folgenden, den Gedanken fortsetzenden Textes verfälscht Hachtmann das Bild Plancks in der Gegenwart – und dies in einem offiziellen Text. Es wird dadurch noch verstärkt, dass Hachtmann anschließend – natürlich völlig berechtigt – den Führerkult geißelt. Der unbefangene Leser kann aber dadurch annehmen, dass auch damit Planck gemeint sei. Da die genannten Texte Ausgangspunkte weiterer Zitate wurden, verwahre ich mich im Hinblick auf meine Kenntnis der Persönlichkeit Plancks ausdrücklich gegen sie. Leider sind solche Mißdeutungen in neuerer Zeit immer wieder zu beobachten.

Im Jahre 1942 bat Max Planck meinen Vater Walther Boeckh, Reichswirtschaftsgerichtsrat a. D., einen Aufsatz über den Orden „Pour le mérite – Friedensklasse für Wissenschaft und Kunst“ zu schreiben; damals jährte sich nämlich die Stiftung des Ordens zum 100. Male. Planck war damals Kanzler des Ordens „Pour le mérite“; die Nazis wollten den Orden abschaffen und verhinderten, dass neue Mitglieder gewählt wurden. (Sie wollten,



Abb. 3: Gisela Boeckh-von Tzschoppe, 1980

⁵ Rüdiger Hachtmann: Eine Erfolgsgeschichte? Schlaglichter auf die Geschichte der Generalverwaltung der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft im Dritten Reich. MPG Präsidentenkommission „Geschichte der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft im Nationalsozialismus“. Ergebnisse 19. Berlin 2004, S. 15.

⁶ Planck betonte: „Wissenschaft ... bedarf vor allem der Führung durch wissenschaftliche Forscher ... geschützt vor unsachlichen Beunruhigungen durch Ereignisse der Tagespolitik.“

dass der Orden ausstarb.) – Mein Vater benutzte hierzu u. a. die Handakten seines Großvaters August Boeckh, der s. Zt. Vizekanzler und Kanzler gewesen war.⁷ Das Erscheinen dieses Aufsatzes in der Zeitung „Forschungen und Fortschritte“ war eine oppositionelle Demonstration. So wurde die Erinnerung an den Orden wachgehalten. (Der einzige andere, der damals von sich aus noch an den Orden erinnerte, war Theodor Heuß in der „Frankfurter Zeitung“; er hat den Orden nach dem Kriege wiederbegründet.)

Mein Onkel Max Planck hat auf mich immer einen außergewöhnlichen Eindruck gemacht durch seine auffallende Bescheidenheit und Natürlichkeit, die mit souveräner Klarheit verbunden war. – Er war völlig präsent und verbreitete um sich eine Atmosphäre der Unbedingtheit. Seine Frau, Tante Marga, lebte mit ihm in selbstverständlicher Harmonie. Es war immer ein außerordentlicher Gewinn, ihnen beiden zu begegnen.

Vielleicht sollte ich auch an dieser Stelle noch einmal erwähnen, dass Plancks, ebenso wie meine Eltern, den Nazis gegenüber nur das Gefühl einer absoluten Verachtung hatten; Planck hatte bei seinem frühen Gespräch mit Hitler 1933 aus erster Hand erfahren, dass mit Hitler und dem Nationalsozialismus keine Diskussion und keine Argumente möglich waren.

Für mich persönlich war er das faszinierende Beispiel des bloß auf die Wahrheit gerichteten Wissenschaftlers. Die Begegnung mit ihm erwies für mich die Möglichkeit – und den Reiz – unbedingter Wahrheitserkenntnis.

Dies begleitete mich durch mein Studium.

⁷ Walther Boeckh: Zur Geschichte des Ordens Pour le mérite für Verdienste um die Wissenschaften und Künste. In: *Forschungen und Fortschritte*, 18. Jhrg., Nr. 33/34, 20. 11. und 1. 12. 1942, S. 325–329; ferner: Die Friedensklasse des Ordens pour le mérite für die Verdienste um die Wissenschaften und die Künste seit ihrer Stiftung am 31. Mai 1842, in: *Orden pour le mérite für Wissenschaften und Künste 1842–2002*, S. 39–49.

Lorenz Friedrich Beck:

Neue Quellen zu Max Planck im Archiv der Max-Planck-Gesellschaft

Max Planck steht unverändert im öffentlichen Interesse. Das Jahr 2008 gibt mit seinem 150. Todestag zu vielfältigem Gedenken an den großen Physiker, den Präsidenten der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften und den Namenspatron der Max-Planck-Gesellschaft Anlaß. Die Max-Planck-Gesellschaft wird den Gedenktag mit einem Festakt im Berliner Konzerthaus und einer großen Ausstellung im Deutschen Technikmuseum würdigen. In diesem Zusammenhang sind neuerlich die Quellen gefragt, die nach dem Verlust der persönlichen Überlieferung Plancks bei den Bombenangriffen auf sein Wohnhaus in der Wangenheimstraße 21 in Berlin-Grunewald 1943 und 1944 bzw. bei der Bombardierung Kassels Ende Oktober 1943 bekanntermaßen stark geschmälert sind.¹ Es fehlt somit die Überlieferung beim Empfänger, beim potentiellen Nachlasser, während von Planck als Verfasser versandte Schriftstücke naturgemäß weit verstreut sind. Das Archiv der Max-Planck-Gesellschaft hat es sich daher zur Aufgabe gemacht, Archivgut wesentlichen Inhalts zur Person Max Plancks, vor allem natürlich autographe Schriften, zusammenzutragen und der Forschung zugänglich zu machen.

Neben den geretteten Kollegheften aus den Studienjahren Plancks und den Resten seiner wissenschaftlichen Privatbibliothek, dem einzig erhaltenen Nachlaßsplitter (seit 1994 im Archiv der Max-Planck-Gesellschaft), ist im Laufe der Jahre eine personenbezogene Sammlung Max Planck, unter anderem mit angekauften Autographen und Kopien von Briefen, aufgebaut worden. Dieser Sammlungsbestand konnte in den vergangenen Jahren durch Neuerwerbungen kontinuierlich bereichert werden. In den Jahren 2006 und 2007 hat durch Ankauf und Schenkung insbesondere eine Reihe von Briefen aus dem Umfeld Max Plancks ihren Weg ins Archiv gefunden, auf die der folgende Bericht vornehmlich aufmerksam machen will.

¹ Der Abriß der Überlieferungslage beruht auf Dirk Ullmanns Angaben seinem Quelleninventar Max Planck (= Veröffentlichungen aus dem Archiv der Max-Planck-Gesellschaft, Bd. 8), Berlin 1996, S. 5–8.

Die umfangreichste Erwerbung umfaßt insgesamt 56 Briefe und Postkarten von Max Planck, seiner Frau Marga[rethe], des Sohnes Hermann Planck sowie von Hildegard Seidel an Bruder und Schwägerin Marga Plancks, Heinrich und Emma Josephine von Hoeßlin, aus den Jahren 1939 bis 1948, wie sie von den Erben des Notars Paul Bauer dem Archiv 2006 dankenswerter Weise überlassen worden sind. Der relativ dichte Briefwechsel berichtet ganz überwiegend über die Lebenssituation im und nach dem Kriege, von gesundheitlichen und familiären Dingen, von der Ernährungslage und von den Bedrohungen durch die Bombenangriffe. Besondere Beachtung verdienen ohne Zweifel die Nachrichten aus Rogätz bei Wolmirstedt, wo Marga und Max Planck nach der starken Beschädigung des Wohnhauses in Berlin-Grünwald am 1. März 1943 Unterschlupf gefunden hatten, zumal sie hier die Nachrichten von der Verhaftung (23. Juli 1944), vom Todesurteil vor dem Volksgerichtshof (23. Oktober 1944) und schließlich der Hinrichtung (23. Januar 1945) Erwin Plancks erreichten.² Den Rückzugsort hatte Erwin Planck bei dem der Familie befreundeten Industriellen Carl Still erlangt, der ein kleines Gut in Rogätz auf dem linken Elbufer im Magdeburgischen besaß. Aus dem zunächst vorübergehenden Aufenthalt wurde ein längerfristiger. Das Berliner Haus in der Wangenheimstraße wurde im Januar 1944 noch einmal Opfer der Bomben und wurde schließlich am 15. Februar in einem dritten Angriff völlig zerstört. Einzelne Passagen in den Schreiben aus diesen Monaten beleuchten die Verfassung Max Plancks. Noch am 2. Februar 1945 berichtet Marga Planck von hübschen und friedlichen Weihnachtstagen und von Nelly Plancks Besuch am 28. Januar.³ Zu Erwin Planck heißt es: „Erwin unverändert; ist eine schreckliche Existenz. Dazu die Unsicherheit.“ (Abb. 1). Da war er bereits tot. Am 4. Februar 1945 schreibt Marga: „Uns geht es, wie es einem nach solchem Schicksalsschlag gehen kann“ und berichtet von starken körperlichen Schmerzen ihres Mannes sowie von den Sorgen über den Aufenthaltsort angesichts der politischen Entwicklungen. Einzelne Passagen in den Berichten aus dem März 1945 zeugen von der tiefen Erschütterung von Lebensmut und Tatkraft Max Plancks durch Erwins Tod.

Unter den Mitteilungen aus der Nachkriegszeit verdient zunächst mit Blick auf Max Planck ein Bericht über die Weihnachtstage vom 29. Dezember 1945 Erwähnung. Mit Bezug auf das Grußwort von Jürgen Baumert in diesem Band soll außerdem ein Zitat aus einem Brief Plancks vom 5. November 1947 nicht fehlen: „In Berlin soll im Vorhof der Universität, gegenüber von Helmholtz, ein Denkmal von Max aufgestellt werden. Es wird

² Vgl. Astrid von Pufendorf: Die Plancks, Berlin 2006, insbesondere S. 429–464.

³ Zum Folgenden vgl. Archiv der MPG, Va. Abt., Rep. 11.

von der Akademie und Universität aus veranlaßt: eine Konkurrenz ausgeschrieben. Man nennt Scheibe und Kolbe, eventuell soll ich noch Vorschläge machen, wen würdet Ihr raten? Sie wollen Bildmaterial. ... Gisela Boeckh hat versucht, nochmal eine Büste zu machen – hoffentlich ist sie gut.“ Eindrücklich vor allem aber erscheint der Dank der Witwe für die Kondolenz Rudolf Ladenburgs vom 30. Oktober 1947, der erneut Bezug auf den schweren Schicksalsschlag vom Januar 1945 nimmt: „Mit seiner Lebensfreude war es vorbei, nach dem Verlust unseres Sohnes, aber das Schicksal hat ihn nicht gebeugt und er arbeitete weiter mit eiserner Energie, nie klagend, immer noch dankbar für das bisschen Gute, was ihm geblieben war. Aber bei der letzten Krankheit verliess ihn auch der Lebenswille, von da an wusste ich, dass seinem Leben ein baldiges Ende gesetzt war“ (Abb. 2).

Dieser Briefbestand konnte im Jahr 2007 durch die Erwerbung einer weiteren Serie von Briefen und Postkarten, diese nun nahezu ausschließlich von der Hand Max Plancks, aus den Jahren 1906 und 1922 bis 1944 an die Familie seines Bruders Otto ergänzt werden. Plancks Schreiben an seinen Bruder, dessen Frau Emilie und deren Tochter Luise Graßmann berührt ganz überwiegend familiäre Gegenstände und ist als Urlaubskarte oder Festgruß anlaßbezogen. Die Postkarten setzen mit einem Frühjahrsgruß und der Erinnerung an eine Einladung zum Besuch in Berlin ein. Diese Karte zeigt die bekannte Fotografie der Villa in der Wangenheimstraße mit Plancks Arbeitszimmer. Die Reihe der Urlaubsgrüße aus den zwanziger Jahren unter anderem aus Wernigerode, Bludenz in Voarlberg, aus Bozen, dem Appenzell, vom Lago Maggiore, aus Amorbach und Taormina (vom 25. April 1933) unterbricht hin und wieder ein inhaltsreicherer Brief. Einzelne Passagen nehmen Bezug auf die politische Entwicklung und werfen ein Licht auf die Befindlichkeit ihres Verfassers. So erinnert sich Planck am 20. Dezember 1922 – während er dem Bruder nach einem Sturz am Wetterkreuz [in den Stubaier Alpen, 2951 m] Genesung wünscht – an eine eigene waghalsige Tour: „Ich denke selber auch mit Respekt an das dortige Terrain⁴, in Erinnerung an einen Tag, wo ich einmal allein von unten herauf die steile Höhe kletterte und mir an gewissen Stellen etwas schwül zu Mute wurde. Weißt Du übrigens noch unser Edelweiß vom Penegal⁵? So etwas tue ich auch nicht wieder.“ Derselbe Brief bietet politische Betrachtungen: „Wir leben ja gegenwärtig in einer so ernsten Zeit, daß man gute Weihnachtswünsche sehr wohl brauchen kann“ und anschließend eine kurze Einschätzung der wirtschaftlichen Situation Deutschlands („An das Steigen der Mark glaube ich vorläufig noch nicht“). Eindrücklicher greift die Politik neben den Familiengrüßen in einem

⁴ vgl.: http://www.almenrausch.at/schitouren/touren_tirol/stubaier_alpen/wetterkreuz/wetterkreuz.htm.

⁵ der Monte Penegal (1737 m) im Mendelkamm im südlichen Südtirol bei Kaltern.

Schreiben aus Berlin vom 18. Juli 1934 Raum. Nach den Morden an v. Schleicher und Röhm am 30. Juni und 1. Juli scheint erstmals die Sorge um den Sohn Erwin wegen dessen politischer Tätigkeit auf: „Es passiert ja jetzt so vieles unerwartetes, daß man mit nichts festem rechnen, noch weniger darüber schreiben kann. Erwin ist Gottlob bis jetzt verschont geblieben ... Gegenwärtig ist er mit Nelly zur Erholung bei seinem Freund Rittmeister v. Brandenstein in der Grenzmark.“

Eine Postkarte vom 7. Dezember 1937 teilt der Nichte über den Taufschein ihrer Großmutter Emma, geborene Patzig, geboren am 22. Juni 1821, mit, daß dieser im Altstädtischen evangelisch-lutherischen Kirchenamt in Gumbinnen, Ostpreußen, Jahrgang 1821, Seite 421, Nr. 45 zu erlangen sei – auch hier ist der Bezug zur politischen Situation offenkundig. Ein weiteres Licht auf Plancks Empfinden angesichts der äußeren Entwicklung wirft ein Brief aus Berlin vom 18. März 1940. Planck gibt zunächst seiner Freude Ausdruck, daß es der Nichte mit Energie und Schlaueit gelungen ist, ihren Mann Günther zunächst auf vier Monate vom Militärdienst frei zu bekommen, und wünscht, daß die beiden in dieser Hinsicht auch weiterhin erfolgreich sein mögen. Über seine Situation teilt er mit, daß es ihm „soweit ordentlich“ ergehe, „als es in der heutigen Zeit möglich ist. Leider spielen ja die materiellen Lebensbedürfnisse gegenwärtig die Hauptrolle, und Wärme und Essen sind einstweilen ausreichend vorhanden. Aber alles Höhere, Geistige verkommt und verelendet. Ich gebe die Hoffnung nicht auf, daß es bald einmal wieder besser werden muß und die Menschheit wieder zur Vernunft kommt.“

Ein Brief aus Rogätz vom 19. Dezember 1944 ergänzt die Reihe der Briefe Marga Plancks an ihre Familie. Angesichts des Todes seiner Schwägerin äußert Planck bewegende Worte über den Tod, das erwartete Kriegsende und die Nöte der Zeit.

Von der Hand Plancks konnten weiterhin sechs inhaltsreiche Briefe an den Chemiker Albert Ladenburg in Breslau angekauft werden, mit dem Planck bis 1889 an der Universität Kiel gelehrt und freundschaftlich verkehrt hatte. Die Reihe beginnt mit einem sehr frühen Brief aus dem Jahr 1889 (Abb. 3). Vom Jahreswechsel 1891/92 stammen drei Briefe, die sich um wissenschaftliche Fragen drehen, wobei Planck im dritten vom 2. Januar 1892 recht eingehend seine Arbeitsweise auseinandersetzt: „Wenn mir irgend ein neuer principieller Gedanke aufstößt, so suche ich ihn zunächst auf einen möglichst concreten Fall anzuwenden. Finde ich dann, daß das Ergebnis in keinerlei Weise in einen zahlenmäßigen Widerspruch mit allgemein angenommenen Sätzen zu bringen ist, so lege ich ihn zu den Akten ... Wenn es mir aber gelingt, an irgend einer speziellen Stelle einen Haken einzuschlagen, so suche ich den Riß zu erweitern, und erhalte dadurch zugleich eine Prüfung der Richtigkeit des Gedankens. Bei der allenfallsigen Veröffentlichung verfare ich aber so, daß

ich nicht von dem allgemeinen Princip ausgehe, sondern von jenem concreten Fall, und suche dann denselben Beweisgang, den ich ursprünglich allgemein gegangen bin, ins Spezielle zu übersetzen, denn ich habe gefunden, daß concrete Wahrheiten auf die Meisten und auch auf den Entwicklungsgang der Wissenschaft einen viel nachhaltigeren Einfluß ausüben, als die logisch noch so strengen allgemeinen Beweise. Ist aber einmal ein einzelner Fall zu Gunsten des Principes erledigt, so kommen andere Fälle daran, bis sich denn endlich auch die Idee, die doch Allem vorangegangen ist, ohne Schwierigkeit Anerkennung verschafft. So arbeite ich jetzt mit aller Kraft daran, den Gegensatz zwischen reversibeln und irreversibeln Prozessen zu erweitern, da ich diese Eintheilung für die fundamentalste im ganzen Gebiet der anorganischen Welt halte ...“

Die Neuerwerbungen des Archivs an Briefen Max Plancks bereichert ferner ein wissenschaftlich inhaltsreiches Schreiben vom 12. Februar 1934 an Max Born, der vor seinem ersten Ordinariat in Göttingen 1919 als außerordentlicher Professor für theoretische Physik Kollege Plancks an der Berliner Universität war (Abb. 4). Born wurde 1933 aufgrund des Berufsbeamtengesetzes zwangsbeurlaubt und verließ Deutschland. 1934 übernahm er eine Professur in Cambridge.

Planck gibt zunächst seiner Beruhigung Ausdruck, „daß sich für Sie, Ihre liebe Frau und die Kinder das Schicksal freundlich gestaltet hat, und daß Sie in Cambridge nicht nur eine liebenswürdige Aufnahme Seitens der Kollegen, woran ich niemals zweifelte, sondern auch ein behagliches Heim und angenehme äußere Verhältnisse gefunden haben.“ Sodann verbindet er seinen Dank für übersandte Separata mit einer kurzen Betrachtung aktueller Fragen der Physik, um dann noch einmal auf die persönliche Situation Borns einzugehen, im folgenden die Persönlichkeit des am 29. Januar verstorbenen Fritz Haber zu würdigen und schließlich seine Stellung zu den politischen Verhältnissen kurz anzudeuten: „Ich bin zwar aus der Beschäftigung mit den jetzt so aktuellen theoretischen Problemen der Quantisierung der Maxwellschen Gleichungen etwas heraus, interessiere mich aber doch sehr an ihrer weiteren Entwicklung, und es leuchtet mir der Gedanke sehr ein, daß man die 4 Raumzeitkoordinaten völlig symmetrisch behandelt, ebenso wie es in der ⁶klassischen relativistischen M⁶echanik⁷ und Elektrodynamik⁷ der Fall ist.

Freilich, um ganz aufrichtig zu sein, muß ich gestehen, daß es mir doch etwas wohl tat, von Ihnen eine Andeutung Ihrer heimatlichen Gefühle zu hören; sie nähren in mir die Hoffnung, daß Sie, wenn die Zeit sich erfüllt hat, doch wieder Ihren Weg nach Deutsch-

⁶ über der Zeile ergänzt für gestrichen: „Quantenm“.

⁷ über der Zeile ergänzt.

land nehmen werden. Sie sind ja auch, soviel ich weiß, noch nicht endgültig aus Ihrer hiesigen Stellung geschieden. Doch das muß sich alles allmählich entwickeln.

Gestern besuchte ich mit meiner Frau Haber's Schwester Frau Dr. Freyhan und ließ mir vielerlei, auch von Cambridge und von Ihnen und Schrödinger, erzählen. Haber's große und edle Persönlichkeit steigt auch hier im allgemeinen Ansehen immer mehr empor, und es wird noch viel deutlicher der hiesigen Welt zum Bewußtsein kommen, was sie an diesem Manne verloren hat; für ihn leider zu spät, nachdem er so unsagbar geistig und körperlich gelitten hat. Fast möchte man wünschen, daß er schon ein Jahr früher aus dem Leben gegangen wäre. Wie viel wäre ihm erspart worden. ...

Ueber die vielen Schwierigkeiten, mit denen jetzt die Wissenschaft, besonders die meine, zu kämpfen hat, kann man nur mündlich sprechen ...“

Neben diesen punktuell inhalts- und aufschlußreichen privaten Korrespondenzen gelang dem Archiv ebenfalls 2007 der Ankauf zweier Porträt-Fotografien aus dem Nachlaß des bekannten Fotografen und Porträtisten Hugo Erfurth (1874–1948). Von ihm stammen immer wieder gezeigte Künstler-Porträts von Hauptmann, Kokoschka, Dix oder Käthe Kollwitz. Die beiden Fotografien Max Plancks sind originale Abzüge (Silbergelatine, 30 x 24 cm) von der Hand Erfurths. Sie entstanden 1938, ganz offenbar in derselben Sitzung mit Planck, aus der auch ein in verschiedenen Sammlungen vertretene, immer wieder reproduzierte Bild stammt.⁸ Die hier gezeigte Frontalaufnahme (Abb. 5) und wohl noch stärker das Brustbild im Halbprofil können mit der großen Bildschärfe und ausgeprägten Detailgenauigkeit in ihrem künstlerischen Ausdruck und ihrer menschlichen Aussage nicht hoch genug eingeschätzt werden und stellen eine wesentliche Bereicherung des Bildbestandes des Archivs dar. Überhaupt sind die Bild- und audiovisuellen Quellen des Archivs (Archivabteilungen V bis VII) ein noch nicht immer ausreichende Beachtung findender Fundus.

Die vorgestellten Quellen sind im Archiv der Max-Planck-Gesellschaft öffentlich zugänglich und stehen näherer Auswertung zur Verfügung.

⁸ vgl. etwa Bodo von Dewitz: Hugo Erfurth. Fotograf zwischen Tradition und Moderne (Katalog zur Hugo-Erfurth-Retrospektive in Köln 1992), München/Dresden 1992/93, Nr. 263, S. 529, Abb. S. 263.

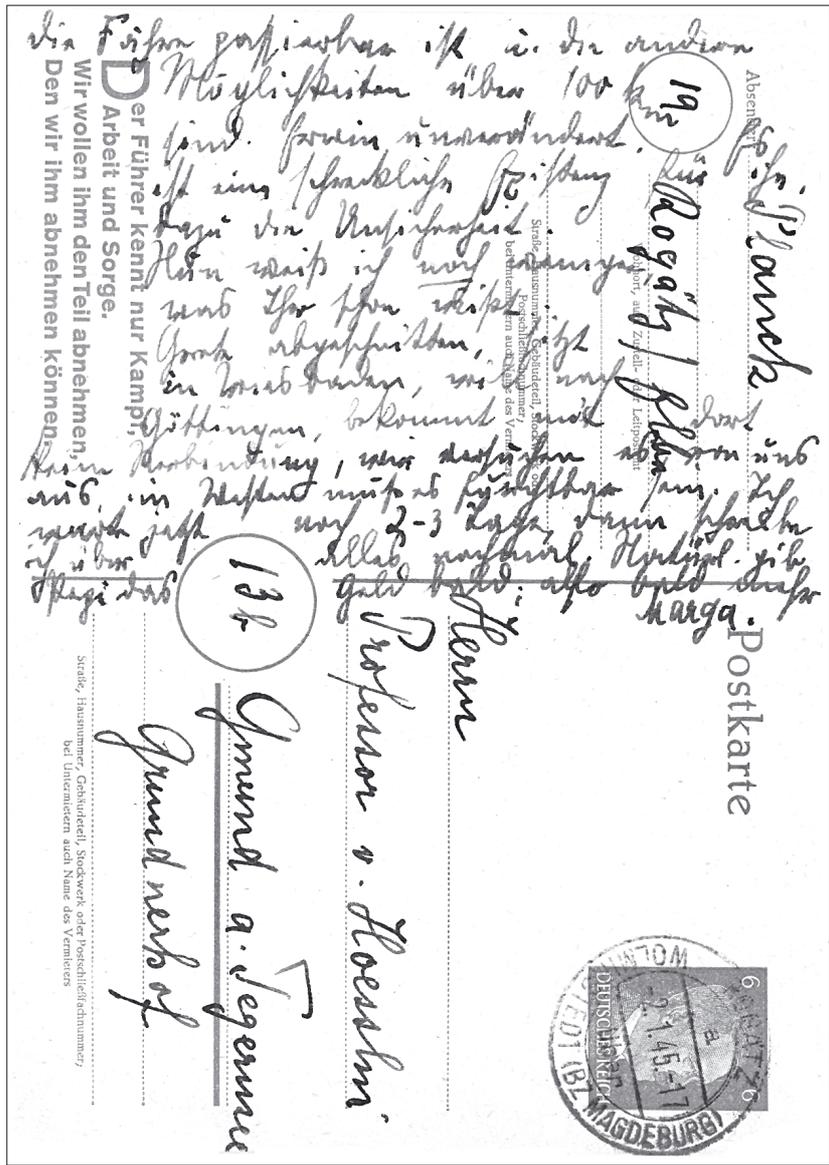


Abb. 1: Postkarte von Marga Planck an Heinrich von Hoessler vom 2. Februar 1945, Rückseite

Nun habe ich nur einen Trost in meiner
Einsamkeit, den, dass er erlöst ist und die
Ruhe gefunden hat, nach der er sich in der
letzten Zeit so sehr sehnte. Mit seiner Lebens-
freude war es vorbei, nach dem Verlust unseres
Pobnes, aber das Schicksal hat ihn nicht ge-
beugt u. er arbeitete weiter mit eiferener Energie,
nie klagend, immer noch dankbar für das
bis oben Gute was ihm geblieben war. Aber
bei der letzten Krankheit verliess ihn auch
der Lebenswille, von da an wusste ich, dass
seinem Leben ein baldiges Ende gesetzt war.

Ich möchte Ihnen auch heute noch ein-
mal sagen, wie dankbar ich Ihnen bin u. hoffe,
dass Sie geholfen haben, unsere Lebensbedingungen
zu erleichtern, er hat die Not uns tägliche Brot
nicht gespürt! und gedachte oft der helfenden
Freunde. Ich bitte Sie herzlich, mir Ihre
Freundschaft zu bewahren.

Mit vielen Grüssen an Sie und Ihre liebe

Fran

Ihre

Marga Planck.

Abb. 2: Dank Marga Plancks für die Kondolenz Rudolf Ladenburgs vom 30. Oktober 1947, Seite 2

Berlin W. Eisenacherstr. 5
11. März 1889.

Herrn Herrn Professor!

Ihre Frau Brief besand dankend bereits ich
mit zu wissen, daß ich allerdings in der
Lage bin, bezüglich der von Frau angebotenen
Lage entsprechende Rückzahl zu geben. Auf
einem längeren Besprechung im angestrichen Garten
hatte mir Grack einmal seine philosophischen
u. religiösen Auffassungen erfolgreich übermitteln
mit dem Bemerkung, daß er sich an jugendliche
geistliche Lehrentwürfen vollständig amüßigt
falle; in Überzeugung damit ich sein
äußeres Verhalten, wie ich nicht das Mindeste
bekannt, was darauf hinweist, daß er mich
einen Teil der natürlichen jüdischen Gebrauche
befolgt. Ob er mich mit der jüdischen Gemeinde
übergeben ist, weiß ich nicht, würde es aber

Abb. 3: Brief Max Plancks an Albert Ladenburg vom 11. März 1889, Seite 1 von 4

London - Göttingen, 12. 2. 34

Lieber Hr. Kollege!

Auf Ihr Brief vom 21. Jan. möchte
ich Ihnen sehr besond. sagen, wie sehr
ich mich darüber freut, namentl. wieder
recht direkt von Ihnen zu hören, seit wir
erst in Teloa, auf der Reise von Göttingen
wegen der letzten Sitzung, über Göttingen-
und Zürichfragen unterhalten haben. Es ist
mir eine große Freude, dass Sie
für die, die Sie lieb tun und die Kinder
des Hofkapellmeisterlich gehalten hat, und
dass Sie in Cambridge nicht nur einen
liebverdienlichen Aufnahmepunkt der Kollegen,
sondern ich nicht zweifeln, finden wird

Abb. 4: Brief Max Plancks an Max Born vom 12. Februar 1934, Seite 1

Kommen, weil sie von diesem Mann
wollen hat; für ihn beide zu sein,
weil er so lieblich geistig ist
kürzlich geliebt hat. Hoffe man
wünscht, das er für ein Jahr
mit dem Leben zugehen wolle. Ich will
wäre ihn wieder werden.

Du gehst in den Aufbruch mit
ganz leicht. Erbe die viele Eigenschaften,
mit dem Jahre die Wissenschaft, besonders
die reine, zu bringen hat, kann man
nicht mündlich sein. Aber nicht ist
hoffentlich sein wie ein nimmst Gerecht,
die für zu sein. Einmal sehen die
mit der neuen Götter für die Götter
ist nicht für die neuen Menschen.

Die hier gehen

M. Planck.

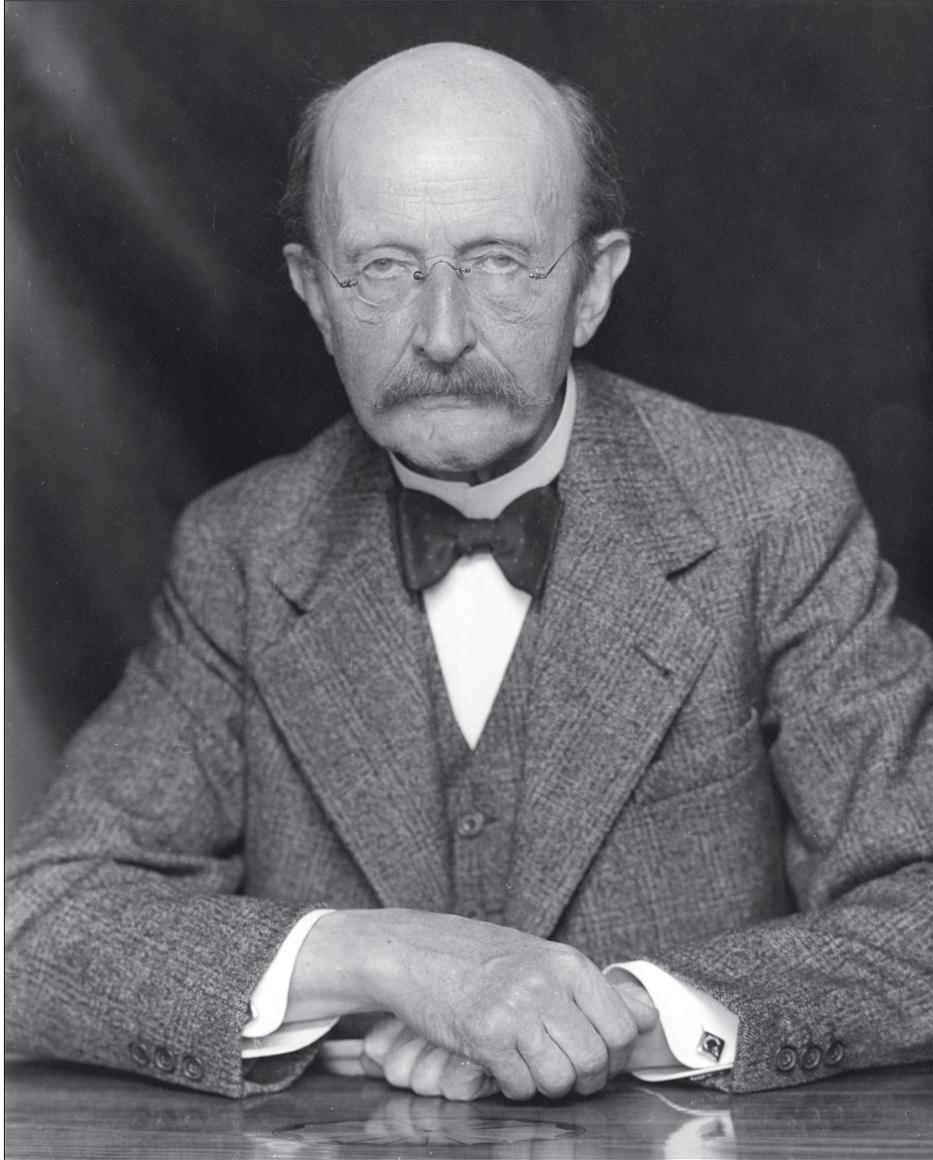


Abb. 5: Max Planck 1938, Foto von Hugo Erfurth

Chronik des Max-Planck-Instituts für ausländisches öffentliches Recht und Völkerrecht*

von Prof. Dr. jur. Dr. h. c. mult. Karl Doehring

Das seit 1949 in Heidelberg arbeitende Max-Planck-Institut für ausländisches öffentliches Recht und Völkerrecht war die Wiedererrichtung des in den zwanziger Jahren gegründeten Instituts der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft, die nach dem Kriege als Max-Planck-Gesellschaft sich neu konstituierte. Das alte Institut, gegründet von Professor Viktor Bruns, hatte vordem im Berliner Schloss residiert. Das Schloss war durch Bomben nahezu vernichtet, und so entschloss man sich – auch wegen der damals isolierten Lage der Stadt Berlin –, es in Heidelberg neu zu gestalten. Professor Carl Bilfinger, damals schon emeritiert, wurde hiermit beauftragt. Die erste Unterbringung erfolgte in einem Universitätsgebäude am Marsilius-Platz und es folgte die Einmietung in das Haus des Corps Saxo-Borussia bis zum Jahr 1954. Prof. Bilfinger gelang es, frühere Mitarbeiter des Instituts zur Übersiedelung nach Heidelberg zu bewegen, so dass die Tradition des Instituts auch personell z. T. fortgeführt werden konnte. Der Arbeitsstab bestand nun aus Berlinern und Heidelbergern. Aus Berlin kamen der Bibliothekar Dr. v. Gretschaninow, Frau v. Lepel und Frau Cornelia Bruns als Bibliothekarinnen. Als Wissenschaftler kamen Dr. Günther Jaenicke, Dr. Helmut Strelbel und Dr. Günther Weiss, später auch noch die Professoren Münch und Makarov. Frau Greinert war die Verwaltungsleiterin. Das Management des neuen Instituts wurde sachlich und wissenschaftlich geführt von Dr. Hans Ballreich, später Generalsekretär der Max-Planck-Gesellschaft, unterstützt von Frau Margret Noil, die die Verwaltung von Frau Greinert übernahm. Die ersten Assistenten waren Hugo J. Hahn (später Professor in Würzburg) und ich selbst. Herr Otto Steiner, später Bibliotheksdirektor, arbeitete besonders erfolgreich mit Herrn v. Gretschaninow zusammen. Das war in etwa der gesamte Arbeitsstab des neuen Instituts, unterstützt von weiteren Redaktionshilfen und Schreibkräften. Die Aufgaben des Instituts blieben, gemessen an denjenigen der Zeit der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft, in etwa die gleichen. Es galt, die Bibliothek sachgemäß zu vergrößern, und zwar

* Unveränderter Nachdruck aus dem Jahrbuch 2005 des Stadtteilvereins Handschuhsheim e.V.

durch Einbeziehung auch aller verfügbaren Gesetzestexte und Monographien der internationalen Welt und der Statuten der internationalen Organisationen; es wurde die Institutszeitschrift (ZaöRV 4 Hefte pro Jahr) fortgeführt, die Arbeiten aus dem Völkerrecht und der Rechtsvergleichung publizierte; es wurden Monographien verfasst, auch von auswärtigen Autoren; die Referenten hatten die Rechtsentwicklung im Völkerrecht und in fremden Staaten zu verfolgen und in kompulatorischen Arbeiten zu veröffentlichen; es waren Gutachten zu erstellen, etwa erbeten von der Bundesregierung, speziell dem Auswärtigen Amt; auch war das Institut zeitweilig tätig im Rahmen der Attachéausbildung des Auswärtigen Amtes. Mit beginnender Erhöhung der Geldmittel vergrößerte sich auch der Arbeitsstab, wenn auch in bescheidenem Umfang. Die Arbeitsatmosphäre war – man kann es ohne Pathos sagen – schlechthin ideal und geprägt auch von einem idealistischen Gemeinschaftsbewusstsein. Dem „Patriarchen“ Bilfinger gelang es, eine nahezu familiäre Stimmung im Institut zu erzeugen. Weihnachtsfeiern fanden in seiner Villa am Philosophenweg statt, gemeinsame Ausflüge wurden unternommen und nahezu alle Jahresfeste gemeinsam begangen. Die Autorität der Älteren beruhte einfach darauf, dass sie mehr Erfahrung und Kenntnisse besaßen.

Im Jahre 1954 gelang es Bilfinger, mit Hilfe der Landesregierung, ein neues Institutsgebäude in der Berliner Straße 48 zu errichten, in einem Gelände, das damals in Richtung Westen nur von landwirtschaftlichen Grundstücken begrenzt war. Bilfinger selbst hat dort nicht mehr gearbeitet, denn die Institutsleitung ging an Prof. Hermann Mosler über, der vorher als Professor in Frankfurt/M. tätig war und dann als Ministerialdirektor im Auswärtigen Amt, zusammen mit Walter Hallstein, bei den ersten Anfängen der Europäischen Gemeinschaft. Später war er als Richter am Gerichtshof der Europäischen Menschenrechtskonvention und dann als Richter am Internationalen Gerichtshof in Den Haag tätig. Das neue Institutsgebäude machte es möglich, die Bibliothek erheblich zu erweitern, auch mit Beständen des früheren Berliner Instituts, den Arbeitsstab zu vergrößern, vor allem aber, dem Institut mehr und mehr Weltgeltung zu verschaffen. Das war die hervorragende Leistung von Hermann Mosler, der auch der Initiator war von internationalen Kolloquien, besetzt meist mit erstklassigen Spezialisten aus aller Welt. So wandelten sich auch die Arbeitsweise und die Arbeitsgebiete in globaler Hinsicht, und zwar im Hinblick auf internationale Kontakte. Es bildete sich auch stärker eine gewisse Arbeitshierarchie. Einige ältere Referenten nahmen nun die Stellung von Wissenschaftlichen Mitgliedern ein (etwa gleichgestellt den Universitätsprofessoren); es gab wissenschaftliche Referenten und Referendare als Assistenten. Trotzdem gelang es, die Arbeitsatmosphäre, so erfreulich wissenschaftlich und menschlich von Bilfinger begründet, aufrecht zu erhalten. Jeder Wissenschaftler, ob

jung oder alt, wusste von jedem anderen, was dieser gerade arbeitete, man unterstützte sich gegenseitig und der Gedankenaustausch war eine ständige Selbstverständlichkeit, die in wöchentlichen Besprechungen und auch danach an einem sog. Stammtisch sich konkretisierte.

Nach der Emeritierung von Herrn Mosler ging die Institutsleitung an Herrn Bernhardt über, der schon vorher als Ko-Direktor nach seiner Frankfurter Professur tätig war. Wegen der Aufgabenfülle wurde 1980 ein Dreier-Direktorium eingerichtet, bestehend aus den Professoren Bernhardt, Frowein und mir selbst, der ich gleichzeitig einen Lehrstuhl an der Heidelberger Fakultät für Staats- und Völkerrecht innehatte, wie das auch bei Herrn Mosler schon der Fall war. Nach meiner Emeritierung 1987 trat Herr Steinberger, vordem Ordinarius in Mannheim und Richter am Bundesverfassungsgericht, an meine Stelle. Professor Wolfrum, der aus Kiel kam, ersetzte dann Herrn Bernhardt, und Herr v. Bogdandy, vordem Ordinarius in Frankfurt/M., ersetzte dann Herrn Frowein.

Die schon immer sehr enge Verbindung des Instituts mit der Juristischen Fakultät blieb erhalten. Viele Jahre hatten Frau Dr. Oellers-Frahm und ich selbst spezielle Kurse für anglo-amerikanisches und französisches Recht abgehalten und betreut. Die Professoren des Instituts hielten regelmäßig die Vorlesungen über internationales Recht, nachdem ein Lehrstuhl für Völkerrecht an der Fakultät nicht mehr bestand. Die Nachfolge von Frau Noil als Verwalterin trat dann Frau Gerda Wallenwein an, ein echtes Handschuhsheimer Kind. Nach ihrem Ausscheiden war es dann Herr Klaus Zimmermann, der nach einem Umzug in das heutige neu erbaute Institutsgebäude dieses verwaltungsmäßig ausgestaltete und organisierte. In der Bibliotheksleitung war Herr Otto Steiner von Herrn Schwietzke und dieser dann von Dr. Müller ersetzt worden.

Da das Institut trotz neuen Geländes in der Berliner Straße 48 immer mehr unter Platzmangel für Bibliothek und Arbeitsräume litt, wurde 1996 wiederum ein neues Gebäude, von dem oben schon die Rede war, bezogen (Im Neuenheimer Feld 535). Die Bibliothek hatte (vorerst?) nun genügend Platz und, da sich der Arbeitsstab ebenfalls vergrößerte, gelang es nun auch, die Arbeitsbedingungen der wissenschaftlichen Mitarbeiter zu verbessern und auch die immer stärker anwachsende Zahl ausländischer Wissenschaftler zu beherbergen. Diese räumliche und personelle Vergrößerung des Instituts hatte natürlich auch zur Folge, dass die persönlichen Kontakte in der Arbeitsweise sich verdünnten. So „familiär“, wie es einmal war, konnte das Institut nicht bleiben; es näherte sich stärker der Art eines akademischen Ministeriums an. Zwar kannte und kennt noch jeder jeden, aber die Zusammensetzung des Arbeitsstabes wechselte häufiger und schneller. Während vordem ein Referent und auch ein Assistent über einige Jahre am Institut arbeitete, bevor er



Das 1996 neu errichtete Max-Planck-Institut im Neuenheimer Feld

sich gut ausgebildet entschied, die akademische Laufbahn einzuschlagen, in Anwaltschaft oder Industrie tätig zu werden oder sich um eine Position im Auswärtigen Amt zu bewerben, folgte nun ein Wechsel schneller. Manche wissenschaftlichen Mitarbeiter wurden nur für begrenzte Stundenzahlen verpflichtet und manche verließen das Institut nach relativ kurzer Zeit. Das war vordem nicht ganz so der Fall. Viele spätere Ordinarien für Völkerrecht sind aus dem Institut hervorgegangen, so dass es Zeiten gab, in denen ein außerordentlich großer Teil der Professoren des Völkerrechts in Deutschland aus früheren wissenschaftlichen Mitarbeitern des Instituts bestand. Die nachfolgenden Hinweise sind vorbehaltlich eines Irrtums gegeben. Herr Mosler hatte etwa acht Habilitationen betreut, ich selbst sechs Habilitationen durchgeführt, wobei jedenfalls von meinen Schülern alle dann Inhaber von Lehrstühlen wurden. Die Herren Bernhardt und Frowein haben je drei

Habilitationen betreut, Herr Steinberger vier und Herr Wolfrum eine an der Heidelberger Fakultät. Diese sehr auf Forschung und Lehre ausgerichtete Nachwuchspolitik hat sich dann etwas geändert und damit auch die Art der personellen und individuellen Kontakte, was nicht heißen soll, dass diese nicht mehr vorhanden wären. Aber doch ist, gemessen an den Anfängen des Instituts in Heidelberg, eine gewisse Anonymität bemerkbar geworden. Das liegt aber wohl auch im sogenannten Zug der Zeit, vielleicht auch daran, dass die zuletzt berufenen Direktoren, im Gegensatz zu früheren Zeiten, nicht aus dem Kreis des Institutsnachwuchses ausgewählt waren. So war in dieser Hinsicht die Traditionsfortführung unterbrochen. Aus dem Institut sind viele renommierte Juristen des internationalen Lebens hervorgegangen, oft im Zusammenhang gerade mit ihrer Tätigkeit am Institut. Einige Direktoren waren und sind Mitglieder des Institut de droit international (Mosler, Münch, Doehring, Bernhardt, Frowein), dem wegen seines *numerus clausus* nur wenige deutsche Wissenschaftler angehören können. Herr Bernhardt war Richter und dann Präsident des Gerichtshofs der Europäischen Menschenrechtskonvention und Herr Frowein lange Jahre Mitglied und Vizepräsident der Kommission; Herr Wolfrum ist Richter am Seegerichtshof in Hamburg. Es sei aber auch beispielhaft erwähnt, dass viele frühere Mitarbeiter beachtliche Positionen in der internationalen Welt einnahmen und noch einnehmen. So wurden einige Botschafter, Professor Georg Ress war Richter am Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte, Frau Professor Juliane Kokott ist Generalanwältin am Gerichtshof der Europäischen Gemeinschaft, Herr Kaul ist der erste deutsche Richter am Internationalen Strafgerichtshof, Dr. Fleischhauer war Richter am Internationalen Gerichtshof und Dr. Bräutigam diplomatischer Vertreter der Bundesrepublik bei der DDR. Diese Aufzählung ist nicht erschöpfend, denn es gäbe noch viel hinzuzufügen; es sollte nur gezeigt werden, wie stark die Ausstrahlung des Instituts war und ist.

Es bleibt noch zu betonen, dass die Arbeitsweise des Instituts thematisch zwar nicht profunde Änderungen erfahren hat, aber doch in technischer Hinsicht sehr verändert werden musste. So haben sich die Verwaltung und die Bibliothek technisch regenerieren müssen, was nur dadurch möglich war, dass es gelang, Spezialisten der Computertechnologie, die Herren Dietmar Bussmann und Dr. Roland Braun, als ständige Mitarbeiter für das Institut zu gewinnen. Die Redaktion der Veröffentlichungen des Instituts, die von Prof. Beyerlin und Frau Dr. Philipp zusammen mit einem wahrhaft sachkundigen Arbeitsstab geleitet wird, sieht sich dem Zwang zu ständiger Modernisierung ausgesetzt.

Wenn Handschuhsheim als traditionsträchtiger Teil Heidelbergs nicht ohnehin schon sein eigenes Profil entwickelt hätte, könnte man doch auch noch sagen, dass das Max-Planck-Institut für Völkerrecht hierzu etwas beigetragen hat.

Sybille Gerstengarbe:

Die wissenschaftshistorischen Seminare der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina

Seit 80 Jahren veranstaltet die Deutsche Akademie der Naturforscher Leopoldina regelmäßige öffentliche Monatssitzungen mit Vorträgen ihrer Mitglieder. Die wissenschaftshistorischen Seminare sind als zweite monatliche Vortragsreihe seit November 1999 hinzugekommen. Initiator war der damalige Präsident der Akademie Benno Parthier, der mich zur Vorbereitung und Organisation der Seminare hinzuzog. Seit Februar 2004 ist auch der Ordinarius für Geschichte der Naturwissenschaften und Akademiemitglied Andreas Klei- nert an der Gestaltung der Seminare beteiligt.

Das Interesse an der Geschichte der Naturwissenschaften und der Medizin besteht in der Leopoldina seit der Entwicklung dieser Fachgebiete. Die ersten Vertreter waren Akademie- mitglieder, wie Edmund O. von Lippmann, der bereits 1898 für das Fach Chemiegeschichte zugewählt wurde, und Franz Strunz und Max Neuburger (beide Geschichte der Naturwissen- schaften) und Tiberius von Györy (Geschichte der Medizin), die 1906 gewählt wurden. 1932 wurde die Sektion Geschichte der Naturwissenschaften und der Medizin eingeführt, deren erster Obmann Karl Sudhoff war. Auch Georg Sticker, Henry E. Sigerist, Erna Lesky und Thomas S. Kuhn gehörten ihr an. Gegenwärtig besteht die Sektion Wissenschafts- und Medizingeschichte aus 38 in- und ausländischen Mitgliedern.

Ein besonderes wissenschaftshistorisches Interesse der Präsidenten (Emil Abderhalden regte diesen Schwerpunkt der Akademiearbeit an) war die Ursache für das gezielte Sam- meln von biographischem Material (speziell von Autobiographien) der Mitglieder im Ar- chiv der Akademie. Ein Sammelschwerpunkt der Leopoldina-Bibliothek ist die Wissen- schaftsgeschichte.

In den Schriften der Leopoldina spiegelt sich das wissenschaftshistorische Interesse. 1962 erschien unter der Federführung und Herausgeberschaft von Rudolph Zaunick die erste Nummer der Acta Historica Leopoldina, die weiter fortbesteht. Ein besonderes wissen- schaftshistorisches Projekt der Leopoldina ist die Edition von Goethes Schriften zur Natur- wissenschaft und in jüngster Zeit eine Briefedition des ehemaligen Präsidenten der Akade-

mie Christian Gottfried Daniel Nees von Esenbeck. Wissenschaftsgeschichte ist die einzige Fachstruktur der Leopoldina, die über Drittmittelprojekte aktive Forschung betreibt. Seit 1992 werden im Rahmen der Akademie, über Drittmittel finanziert, Themen zur Geschichte der Akademie und ihrer Mitglieder im 20. Jahrhundert bearbeitet.

Ziel der wissenschaftshistorischen Seminare ist es, neben dem Wunsch, das Wissen über wissenschaftsgeschichtliche Fragen zu fördern, die Vertreter der verschiedensten Fachrichtungen einzubeziehen und ins Gespräch zu bringen.

Die in der Regel lebhaft diskutierten Seminarvorträge halten sowohl Leopoldina-Mitglieder als auch Nichtmitglieder, Wissenschaftshistoriker (eingeschlossen die Medizinhistoriker) und Fachwissenschaftler, die sich mit der Geschichte ihres Faches beschäftigt haben und in vielen Fällen auch als Zeitzeugen sprechen. Ein Themenschwerpunkt ist die Geschichte der Wissenschaft und der Wissenschaftler im 20. Jahrhundert, aber in jede Seminarreihe werden auch frühere Zeitepochen einbezogen. Ein weiteres Ziel ist es, den Kontakt zu Kollegen aus den geisteswissenschaftlichen Fakultäten der Martin-Luther-Universität aufzubauen. So gab es Vorträge zur Rechtsgeschichte, zur Situation der Theologischen Fakultäten in der DDR und zu den Verbindungen von Naturwissenschaften und Theologie.

Die Seminare der Leopoldina wurden im November 1999 mit einem Vortrag des Mitgliedes Günter Bruns „Die Zeitdiagnose des 20. Jahrhunderts: von einem Betroffenen“ eröffnet.

Die Vorträge werden in der Reihe Acta Historica Leopoldina unter dem Titel „Vorträge und Abhandlungen zur Wissenschaftsgeschichte“ publiziert.

Liste der bisherigen wissenschaftshistorischen Seminare der Leopoldina:

9. November 1999:

Prof. Dr. Günter Bruns, Jena, Mitglied der Akademie:

Die Zeitdiagnose des 20. Jahrhunderts: von einem Betroffenen

14. Dezember 1999:

Dr. Friedemann Stengel, Halle:

Kirche und Hochschulpolitik der SED am Beispiel der Universität Halle

1. Februar 2000:

Dr. Sybille Gerstengarbe, Halle:

Die Leopoldina in den konfliktreichen Jahren 1958 bis 1962

21. März 2000:

Prof. Dr. Helmut Böhme, Aschersleben, Mitglied der Akademie:
Genetik – In der Klammer von Politik und Ideologie
Persönliche Erinnerungen

2. Mai 2000:

Dr. Michael Kaasch, Halle:
Sensation, Irrtum, Betrug?
Emil Abderhalden und die Geschichte der Abwehrfermente

23. Mai 2000:

Prof. Dr. Eduard Seidler, Freiburg, Mitglied der Akademie:
Medizingeschichte als Zeitgeschichte – das Beispiel Kinderheilkunde

27. Juni 2000:

Dr. Beate Ceranski, Stuttgart:
Von der Bühne in die Stube.
Über die wissenschaftlichen Aktivitäten von Frauen im 18. und 19. Jahrhundert

17. Oktober 2000:

Prof. Dr. Bernhard Hassenstein, Freiburg, Mitglied der Akademie:
Konrad Lorenz (1903–1989)
Lebensleistung und Persönlichkeit

21. November 2000:

Prof. Dr. Werner F. Kümmel, Mainz, Mitglied der Akademie:
Krebs – die „Leitkrankheit“ unserer Zeit im Licht der Geschichte

19. Dezember 2000:

Dr. Ekkehard Höxtermann, Berlin:
Gottlieb Haberlandt (1854–1945) – ein Haeckel der Botanik?

16. Januar 2001:

Dr. Jost Lemmerich, Berlin:
Was ist eine Entdeckung?
Betrachtungen zur Geschichte der Kernspaltung

14. Februar 2001:

Prof. Dr. Mitchell G. Ash, Wien:

Wissenschaftswandlungen in politischen Umbruchzeiten: 1933, 1945 und 1989 im Vergleich

20. März 2001:

Dr. Holger Fischer, Hamburg:

Entwicklungen und Strukturen der Wissenschaftsbeziehungen Ungarns zu den beiden deutschen Staaten

8. Mai 2001:

Prof. Dr. Mark Walker, Schenectady, NY:

„Unsichere Verhältnisse“: Wissenschaftliche und künstlerische Darstellungen von den Begegnungen der Neandertaler mit den modernen Menschen

19. Juni 2001:

Dr. Markus Seils, Halle:

Das Leopoldina-Mitglied Johann Christian Wiegleb (1732–1800) und die Wissenschaftskommunikation im 18. Jahrhundert

3. Juli 2001:

PD Dr. Ute Deichmann, Köln:

Politische Ökologie und biologische und chemische Umweltforschung in der NS-Zeit

30. Oktober 2001:

Dr. Torsten Rütting, Hamburg:

Pawlows Vermächtnis, Disziplin diskurse und die Modernisierung Russlands

13. November 2001:

Prof. Dr. Konrad Seige, Halle, Mitglied der Akademie:

Max Bürger (1885–1966) und die Altersforschung

4. Dezember 2001:

Prof. Dr. Laetitia Boehm, München:

Das Massensterben deutscher Universitäten um 1800 und die Entstehung der modernen Universitätslandschaft

29. Januar 2002:

Henrik Eberle, Halle:

Die Universität Halle 1933–1945 – Der Umbau zur nationalsozialistischen Gebrauchshochschule

19. Februar 2002:

Prof. Dr. Ingrid Kästner, Leipzig:

Deutsch-russische Wissenschaftsbeziehungen im 20. Jahrhundert am Beispiel des Bechtew-Institutes in St. Petersburg

19. März 2002:

Dr. Klaus Hentschel, Göttingen:

Das Kartieren des Sonnenspektrums im 19. Jahrhundert

16. April 2002:

Dr. Annette Vogt, Berlin:

Das ungewöhnliche Forscherehepaar Timoféeff-Ressovsky – Die russisch-sowjetischen Genetiker im Kaiser-Wilhelm-Institut für Hirnforschung in Berlin (1925–1945)

7. Mai 2002:

Prof. Dr. Claude Debrue, Paris, Mitglied der Akademie:

Zur Geschichte und Philosophie der Biotechnologien

4. Juli 2002:

Dr. Hans-Theodor Koch, Merseburg:

Die Wittenberger Hochschulmedizin zwischen 1502 und 1700

15. Oktober 2002:

Prof. Dr. Christoph Meinel, Regensburg, Mitglied der Akademie:

Baumeister der Zukunft:

Molekülmodelle und die Eroberung des Raums in der Chemie des 19. Jahrhunderts

5. November 2002:

Achim Trunk, Berlin:

Butenandt und die Blutproben aus Auschwitz. Eine Revision

3. Dezember 2002:

Dr. Stefan L. Wolff, München:

Physiker im Krieg der Geister – die „Aufforderung“ von Wilhelm Wien

14. Januar 2003:

Dr. Johanna Bohley, Halle:

Briefe als wissenschaftspolitische Quelle – Zur Korrespondenz des XI. Präsidenten Christian Gottfried Nees von Esenbeck mit dem preußischen Kultusminister Karl Sigmund Freiherr von Altenstein

18. Februar 2003:

Prof. Dr. Dr. Ortrun Riha, Leipzig:

Der Naturbegriff in der mittelalterlichen Medizin

4. März 2003:

Prof. Dr. Paul Weindling, Oxford:

Zwischen Forschung und Genozid: der Nürnberger Ärzteprozess 1946/47

29. April 2003:

Prof. Dr. Helmuth Albrecht, Freiberg:

Industriearchäologie – Anspruch und Wirklichkeit einer multidisziplinären historischen Wissenschaft

13. Mai 2003:

Prof. Dr. Johanna Bleker, Berlin:

Agnes Bluhm: Die Wissenschaftlerin unter den Rassenhygienikern und der Feminismus

17. Juni 2003:

Prof. Dr. Udo Sträter, Halle:

Protestantische Theologie und Naturwissenschaften im 17. Jahrhundert

3. Juli 2003:

Prof. Dr. Nicolaas Rupke, Göttingen, Mitglied der Akademie:

Alexander von Humboldt in der deutschen Politik 1848–1989

16. September 2003:

Prof. Dr. Rudolf Hagemann, Halle, Mitglied der Akademie:
50 Jahre Watson – Crick: Doppelhelix der DNA
Die Vorgeschichte der Entdeckung und die Rolle des Protein-Paradigmas

21. Oktober 2003:

Prof. Dr. Joseph W. Dauben, New York, Mitglied der Akademie:
Marx, Mao and Mathematics: the Politics of Calculus, Infinitesimals and Nonstandard Analysis During the Cultural Revolution

18. November 2003:

Prof. Dr. Volker Roelcke, Giessen:
Eugenik und die Anfänge der psychiatrischen Genetik in Deutschland, Großbritannien und den USA (ca. 1910 bis 1950)

2. Dezember 2003:

Dr. Horst Remane, Halle/Leipzig:
„Einer der begabtesten und erfolgreichsten, jüngeren Chemiker.“ – Karl Ziegler (1898– 1973)
– 50 Jahre Niederdruck-Polyethylen

13. Januar 2004:

Prof. Dr. Thomas Schnalke, Berlin:
Ohne Sinn und Verstand? Rudolf Virchows Strategie des Sammelns am Beispiel seines Pathologischen Museums

17. Februar 2004:

Prof. Dr. Günter Adam, Halle:
Deutsch-vietnamesische Wissenschaftskooperation vor und nach der Wende – Bericht eines Zeitzeugen

16. März 2004:

Reinhard Buthmann, Berlin:
„Vergesst mir die Wissenschaft nicht!“
Die Situation bürgerlicher Wissenschaftler in der DDR – aus Sicht der MfS-Akten

20. April 2004:

Prof. Dr. iur. Heiner Lück, Halle:

Natur als Erklärungshilfe in den Bilderhandschriften des Sachsenspiegels

11. Mai 2004:

Prof. Dr. Ulrich Tröhler, Freiburg im Breisgau, Mitglied der Akademie:

Evidenz-basierte Medizin

6. Juli 2004:

Prof. Dr. Hans-Jörg Rheinberger, Berlin, Mitglied der Akademie:

Alfred Kühns Forschungen zur physiologischen Genwirkung und die Zusammenarbeit mit Adolf Butenandt

19. Oktober 2004:

Prof. Dr. Peter Bohley, Tübingen:

ROBERT HAVEMANN (1910–1982)

Todesurteil 1943, Nationalpreis 1959

Berufsverbot 1965, Hausarrest 1976

16. November 2004:

Doz. Dr. Ilse Jahn, Berlin, Mitglied der Akademie:

Matthias Jacob Schleiden und die Versammlungen deutscher Naturforscher und Ärzte

7. Dezember 2004:

Dr. Oliver Hochadel, Wien:

Zauberer als Komplizen von Medizin und Wissenschaft

18. Januar 2005:

Dr. Jürgen Helm, Halle:

„Ein guter Anfang zu künftiger Reformation in rebus medicis“: Georg Ernst Stahls medizinische Theorie und der Pietismus des 18. Jahrhunderts

8. Februar 2005:

Prof. Dr. Gerd Graßhoff, Bern, Mitglied der Akademie:

Keplers vergeblicher „Kampf um den Mars“ – einer der größten Triumphe der Wissenschaftsgeschichte war eine Niederlage für Kepler

8. März 2005:

Prof. Dr. Urs Boschung, Bern, Mitglied der Akademie:
„Medelam quarere“ – Lehren aus der ärztlichen Praxis am Beispiel Albrecht von Hallers

12. April 2005:

Prof. Dr. med. Dr. phil. Heinz Schott, Bonn, Mitglied der Akademie:
Die Natur als Magierin: Zum paracelsischen Erbe neuzeitlicher Medizin

10 Mai 2005:

Dr. Michael Schüring, Berlin:
Klassifizierung und Diskriminierung: Die Kaiser-Wilhelm-/ Max-Planck-Gesellschaft und die Verfolgung jüdischer Wissenschaftler im Nationalsozialismus

21. Juni 2005:

Prof. Dr. Friedrich Steinle, Wuppertal:
Wie die Elektrizität salonfähig wurde: Charles Dufay und die zwei Elektrizitäten

5. Juli 2005:

Dr. Anke te Heesen, Berlin:
Albert Einstein ausschneiden

8. November 2005:

Prof. Dr. Armin Hermann, Hausham:
Albert Einstein – Kultfigur des 20. Jahrhunderts

6. Dezember 2005:

Prof. Dr. Jürgen Renn, Berlin, Mitglied der Akademie:
Die Herausforderungen der Artillerie

10. Januar 2006:

Dr. Henrik Eberle, Halle, und Dr. Falk Müller, Frankfurt am Main:
Der Institutsleiter Heinz Bethge: Chancen und Grenzen für Forschung in der DDR

7. Februar 2006:

Prof. Dr. Eckart Henning, Berlin:
Max Planck – „ein armer Wirrkopf“ als Kollaborateur der Nazis?

7. März 2006:

Prof. Dr. Josef N. Neumann, Halle:

Die Wahrnehmung der tamilischen Medizin durch die pietistischen Missionare in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Südindien.

Ein hallescher Beitrag zum Verhältnis von Religion und Wissenschaft

12. April 2006:

Prof. Dr. Dieter Hoffmann, Berlin:

Max Planck und die internationalen Wissenschaftsbeziehungen im 1. Weltkrieg

9. Mai 2006:

Prof. Dr. Andreas Frewer, Hannover:

Zwangsarbeit und Gesundheitswesen – historische und ethische Aspekte der Universitätsmedizin im Nationalsozialismus

13. Juni 2006:

Prof. Dr. Norbert Hilschmann, Göttingen, Mitglied der Akademie:

Adolf Butenandt, die Wissenschaft, die Macht und die Kommission

11. Juli 2006:

Prof. Dr. Heinrich Soffel, München, Mitglied der Akademie:

Johann von Lamont, ein Pionier bei der Erforschung des Erdmagnetfeldes in der Mitte des 19. Jahrhunderts



AMTSWECHSEL
IM ARCHIV DER MAX-PLANCK-GESELLSCHAFT



Zur Verabschiedung von
Prof. Dr. Eckart Henning M. A. als
Direktor des Archivs zur Geschichte
der Max-Planck-Gesellschaft
und der Einführung seines Amtsnachfolgers
Dr. Lorenz Beck
sind Sie herzlich eingeladen.

Mittwoch, den 1. Februar 2006, 10.30 Uhr



Begrüßung:

Dr. Marion Kazemi

Musik: Franz Schubert,
aus dem Trio für Oboe, Klarinette und Fagott in C (nach
op. 137)

Es sprechen:

Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Gerhard Ertl,
Chemisch-Physikalisch-Technische Sektion der Max-Planck-
Gesellschaft

Prof. Dr. Dr. h.c. Georg W. Kreutzberg,
Biologisch-Medizinische Sektion der Max-Planck-Gesellschaft

Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Otto Gerhard Oexle,
Geistes-, Sozial- und Humanwissenschaftliche Sektion der Max-
Planck-Gesellschaft

Musik: Ludwig v. Beethoven,
aus dem Trio B-Dur (op. 87)

Dr. Bernd Ebersold,
Stellv. Generalsekretär der Max-Planck-Gesellschaft

Prof. Dr. Eckart Henning M. A.,
Direktor des Archivs zur Geschichte der Max-Planck-
Gesellschaft i. R.

Dr. Lorenz Beck,
Direktor des Archivs zur Geschichte der Max-Planck-
Gesellschaft

Musik: Franz Schubert,
aus dem Trio in G (nach op. 137)

Empfang

Archiv zur Geschichte
der Max-Planck-Gesellschaft
Boltzmannstraße 14
Otto-Warburg-Haus
14195 Berlin-Dahlem
Tel.: (030) 8413 3701
Fax: (030) 8413 3700
Email: mpg-archiv@archiv-berlin.mpg.de

U.A.w.g. bis 20. Januar 2006, s. Antwortkartel

Marion Kazemi:

Begrüßung

Lieber Herr Henning, lieber Herr Beck, sehr verehrte Gäste,
liebe Kollegen und Kolleginnen,

wir haben uns heute versammelt, um von Ihnen, lieber Herr Henning, Abschied zu nehmen, da Sie die Leitung des Archivs, das Sie in mehr als 20 Jahren ausgebaut und geprägt haben, nun endgültig in jüngere Hände geben. Zugleich wollen wir Sie, lieber Herr Beck, als seinen Nachfolger begrüßen, der die attraktive Aufgabe übernommen hat, unser Archiv weiterzuführen und für die Anforderungen der Zukunft weiterzuentwickeln.

Ich verzichte an dieser Stelle darauf, Herr Henning, Ihre Leistungen während Ihrer langen Tätigkeit im Archiv zu würdigen. Wir Archivmitarbeiter haben Sie bereits gestern verabschiedet und gleich anschließend werden Berufenere sprechen, die Ihr Wirken aus verschiedenen Blickwinkeln beleuchten und vielleicht auch ihre Wünsche an Herrn Beck übermitteln werden.

Das Archiv ist organisatorisch an die Generalverwaltung in München angegliedert, doch ist es von seinem Sammlungsauftrag her für die gesamte Max-Planck-Gesellschaft zuständig, also auch für die Institute. Diese sind drei Sektionen zugeordnet, die in unserem Beirat vertreten sind. So freue ich mich ganz besonders, dass eine dieser Sektionen heute hier vertreten ist: Herr Prof. Ertl vom benachbarten Fritz-Haber-Institut wird für die Chemisch-Physikalisch-Technische Sektion sprechen. Herr Prof. Kreuzberg vom Max-Planck-Institut für Neurobiologie in Martinsried bei München wollte dies für die Biologisch-Medizinische Sektion tun, doch wurde sein Flug von München heute früh wegen Eisregen leider abgesagt. Und Herr Prof. Oexle vom Max-Planck-Institut für Geschichte in Göttingen, der Grußworte für die Geistes-, Human- und Sozialwissenschaftliche Sektion und zugleich als Beiratsvorsitzender überbringen wollte, ist leider erkrankt.

Nach einer kurzen musikalischen Unterbrechung wird der Stellvertretende Generalsekretär der Max-Planck-Gesellschaft, Herr Dr. Ebersold, die Amtsübergabe vornehmen.



Und dann endlich dürfen die beiden Hauptpersonen das Wort ergreifen. Herr Henning wird eine Bilanz seiner Amtszeit ziehen und Herr Beck, der bereits einen Monat lang die Möglichkeit hatte, das Archiv näher in Augenschein zu nehmen, wird uns seine Pläne für die künftige Entwicklung erläutern.

Doch ehe nun Herr Professor Ertl das Wort ergreift, spielt das Holzbläser-Trio der Potsdamer Orchesterwoche einen Satz aus dem Trio für Oboe, Klarinette und Fagott in C-Dur von Franz Schubert. Dies gibt uns die Gelegenheit, uns von der vielseitigen Begabung unseres neuen Direktors, der die Klarinette spielt, ein Bild zu machen. Der Oboist Sven Hermerschmidt ist hauptberuflich als Jurist bei der Brandenburgischen Landesbeauftragten für Datenschutz tätig, das Fagott spielt Christian Pille, Arzt am Virchow-Klinikum. Bleibt zu erwähnen, dass Schubert der Lieblingskomponist von Max Planck gewesen ist.

Grußworte

Gerhard Ertl für die Chemisch-Physikalisch-Technische Sektion der Max-Planck-Gesellschaft:

Lieber Herr Henning, lieber Herr Beck, meine verehrten Damen und Herren!

Zusammen mit meinen Kollegen Kreuzberg und Oexle hatte ich das Vergnügen, über viele Jahre dem Beirat als Vertreter der Chemisch-Physikalisch-Technischen Sektion anzugehören und in dieser Funktion war es mir auch aufgegeben worden, hier ein kurzes Grußwort zu sprechen. Herr Oexle schickte mir gestern Abend eine e-Mail, dass er leider krank sei und ich soll in seinem Namen beste Grüße übermitteln, was ich hiermit tue. Herr Kreuzberg, wie wir gehört haben, ist aus technischen Gründen nicht in der Lage teilzunehmen, so bin ich der einzige geblieben, der vor Ihnen steht – als was denn nun? Als Gratulant kann man nicht gut sagen, das kann man höchstens zu Ihnen, Herr Beck, sagen. Ich gratuliere Ihnen ganz herzlich zu Ihrer neuen Tätigkeit und wünsche Ihnen viel Erfolg bei den verantwortungsvollen Aufgaben. Ihnen, lieber Herr Henning, möchte ich aber nicht „als Gratulant“ gegenüberreten. Als Sie mich seinerzeit über diese Veranstaltung informierten, baten Sie mich darum, einen „kurzen Nachruf“ zu sprechen. Einen Nachruf erfährt aber nur jemand, der von der Bühne verschwindet, und Sie sind noch quicklebendig. Ähnlich wie sozusagen die materielle Hinterlassenschaft eines Verblichenen in seinem Nachlass erfasst wird, haben Sie für den Fall, dass jemand zu Lebzeiten schon diese Sachen dem Archiv übergibt, das Wort „Vorlass“ geprägt, so dass man in Ihrem Fall vielleicht analog dazu sagen könnte: ein „Vorruf“. Das geht nicht. „Abruf“ passt auch nicht, denn das klingt ja so wie kleine Kritik. Vielleicht steckt sogar ein Körnchen Wahrheit dahinter. Also „Abruf“ wollen wir auch nicht sagen, „Abgesang“ schon eher, dann noch besser „Lobgesang“, oder, da wir alle humanistisch gebildet sind: „Laudatio“, jetzt haben wir es. Also zunächst einmal möchte ich Ihnen persönlich und im Namen meiner Sektion ganz herz-

lich Dank sagen für all die Tätigkeiten, die Sie Ihrer verantwortungsvollen Aufgabe über die vielen Jahre gewidmet haben. Diese Tätigkeit ist am besten beschrieben in einem Artikel, der kürzlich im letzten Heft der MaxPlanckForschung von Herrn Globig verfasst worden ist, wo aufgelistet wird, was Sie alles gemacht haben, wofür das Archiv also zuständig ist. Sie selbst haben es einmal mit Ihren eigenen Worten wie folgt formuliert: „Dienstleistung für die Wissenschaftshistoriker und die Max-Planck-Gesellschaft, Öffentlichkeitsarbeit, Sicherung und Erschließung von Archivalien.“

Dienstleistung für die Wissenschaftshistoriker und die Max-Planck-Gesellschaft, das ist etwas, was gerade in letzter Zeit besonders aktuell geworden ist, seit die Max-Planck-Gesellschaft daran gegangen ist, die Zeit des Dritten Reiches in der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft aufzuarbeiten, und das Archiv natürlich eine ganz entscheidende wichtige Rolle dabei gespielt hat. Daneben aber gibt es eine Reihe von Biographien und sonstigen Werken, die ohne die Mitwirkung des Archivs gar nicht zustande gekommen wären. Ich darf in diesem Zusammenhang nur an zwei Monographien erinnern, die dem Gründer unseres Instituts, Fritz Haber, gewidmet waren.

Der zweite Aspekt war die Öffentlichkeitsarbeit. Das ist etwas, was natürlich auch nach außen hin besonders in Erscheinung tritt. Sie haben zahlreiche Publikationen herausgebracht, häufig auch mit Frau Kazemi zusammen. Besonders große Resonanz hat eine Broschüre erfahren, die Sie über Dahlem als das „deutsche Oxford“ herausgebracht haben und wo Sie sozusagen nicht nur in gedruckter Form informiert haben, was das hier für eine große Zeit war, sondern ich habe Sie auch gesehen, wie Sie mit einer Gruppe interessierter Besucher durch die Straßen hier gegangen sind und ihnen die Institute gezeigt haben. Das ist Öffentlichkeitsarbeit in bestem Sinne. Nicht zu vergessen die „Dahlemer Archivgespräche“, die Sie regelmäßig durchgeführt haben, und nicht zuletzt auch Ihre Lehrtätigkeit an der Humboldt-Universität, wo Sie seit vielen Jahren die Studenten in die Grundlagen der Archivwissenschaft eingeführt haben.

Der entscheidende dritte Punkt aber ist die Sicherung und Erschließung von Archivalien. Für mich als Naturwissenschaftler hatte das lange Zeit einen etwas nachrangigen Aspekt gehabt. Die Naturwissenschaftler wollen das, was sie produzieren, entweder möglichst bald einer möglichst breiten Öffentlichkeit präsentieren, also auch veröffentlichen, oder sie bestimmen es für den Papierkorb. Alles, was veröffentlicht wird, landet dann in Bibliotheken. Anders ist es bei den Geisteswissenschaftlern, die ja häufig bei ihrer Arbeit auch auf unveröffentlichtes Material in Magazinen der Archive zurückgreifen müssen. Als ich vor Jahren einem Kollegen im Institut vorschwärmte, was für Segnungen die Vermittlung von Informationen durch die elektronische Datenverarbeitung liefern wird, schaute er mich

betroffen an und sagte: „Und was wird mit der Nachlassregelung?“ Deshalb ist die Frage des Nachlasses ein wichtiger Aspekt auch für die Naturwissenschaftler. Herr Henning hat hierauf schon sehr früh hingewiesen. Ich darf zitieren, 1990 führte er aus: „Das Fehlen historischen Bewusstseins der Naturwissenschaftler führt häufig zu vorschneller Akten- oder Nachlassvernichtung. Im Gegensatz dazu erfolgt in den Instituten häufig die manchmal zu pietätvolle Aufbewahrung der Archivalien. Die Wissenschaftlichen Mitglieder müssen schon zu Lebzeiten auf eine Nachlassregelung angesprochen werden, was manchmal nicht unproblematisch ist.“ Für diesen Fall haben Sie mit Erfolg 1998 erreicht, dass in dem Präsidentenbrief, der an jedes Wissenschaftliche Mitglied rechtzeitig, d.h. bevor es emeritiert wird, gerichtet wird, darauf hingewiesen wird, dass es seine Unterlagen dem Archiv zur Verfügung stellen soll. Und dass es das auch bereits teilweise bei der Emeritierung machen kann – das ist dann der berühmte Vorlass. Hervorragend. Ich selbst habe auch vor einiger Zeit meinen Vorlass Frau Kazemi übergeben und ich bin mittlerweile – muss ich gestehen – sehr erleichtert, dass er in guten Händen ist und dass ich mir keine Sorgen mehr machen muss, was mit meinen Papieren geschehen soll.

Archive sind von ihrer Konzeption her eigentlich nicht nur für eine begrenzte Zeitspanne angelegt, sondern im Prinzip für die Ewigkeit. Deswegen wachsen sie kontinuierlich und brauchen ständig mehr Platz. Sie, Herr Henning, haben auf dieses Problem ständig wieder hingewiesen. Die Erweiterung des Archivs durch die Einbeziehung des sogenannten „Turmes der Geistesblitze“ zeigt, wie erfolgreich Sie auch in diesem Aspekt gewesen sind.

Die Archivalien sind nicht immer nur beschriebene Papiere, sondern es gibt auch Realien. So habe ich zum Beispiel erfahren, dass Ihr Schreibtisch der von Otto Hahn ist. Außerdem haben Sie in Ihren Beständen unter anderem noch die Bergsteigerausrüstung von Max Planck oder zwei Flaschen Wein aus den 50er Jahren eines vormaligen Kaiser-Wilhelm-Instituts für Landbau.

Die Konzeption des Archivs für die Ewigkeit wird am ehesten noch bei den frühesten schriftlichen Zeugnissen, Tontafeln mit Keilschrift-Botschaften, angenähert. Doch mit dem Fortschritt der Technologie war auch die Gefahr der Vernichtung der Archivalien durch Natureinwirkungen immer größer geworden. Der große Brand der Bibliothek in Alexandria sowie in jüngster Zeit der in Weimar führt uns das schmerzlich vor Augen. Und das war auch ein Anliegen, worauf Sie immer wieder hingewiesen haben: „Denkt daran, die Archivalien könnten einem Brand zum Opfer fallen, und insbesondere die Gästewohnungen, die sich darüber befinden, sind eine ständige Gefahrenquelle. Denkt doch daran, die Gästewohnungen woanders hin zu verlagern.“ Das ist Ihnen leider noch nicht gelungen,

aber vielleicht schafft Ihr Nachfolger das. Abgesehen aber von Brand und Feuer schreitet auch die Technologie fort und Sie wissen alle, dass mittlerweile nicht mehr das gedruckte Papier das entscheidende Problem ist. Umberto Eco hat einmal ausgeführt: „Das Schlimmste wird kommen, wenn eine Zivilisation der Lesegeräte und Mikrofiches die Zivilisation des Buches verdrängt haben wird.“ Leider muss man sagen, hier irrte Eco: „Es wird noch schlimmer kommen.“ Bereits 1990 warnten Sie in einer Beiratssitzung vor den Problemen, die mit der Einführung der EDV zusammenhängen werden. Und das Beiratsmitglied Otto Krätz, der für seine direkte Art bekannt war, formulierte es folgenderweise: „Mit der Einführung der e-Mail ist die Katastrophe schon da.“ Wir alle wissen, dass in heutigen Zeiten immer mehr das gedruckte Papier verschwindet und elektronische Datenträger eingeführt werden und es gibt, soviel ich weiß, noch keine Lösung, wie sie längerfristig gesichert werden können. Vielleicht wird man doch wieder auf Mikrofiches übergehen, aber das ist eine Aufgabe, die Sie lösen müssen, Herr Beck, und wir dürfen gespannt sein, ob Sie sie meistern werden.

Sie, Herr Henning, können das alles mit Gelassenheit aus der Entfernung betrachten und sich darauf besinnen, dass das Wort Archiv von dem griechischen *archeion* herkommt, was soviel wie Rathaus bedeutet und dementsprechend ist ein Archivar ein Ratsherr. Das Rathaus im besten Sinne des Wortes bedeutet also, dass man im Archiv Rat erhält. Sie wissen, das Archiv hat eine Schwester, das ist die Bibliothek. Und in früheren Zeiten hat man wahrscheinlich auch gar nicht unterschieden zwischen Bibliothek und Archiv. Das Archiv wirkt mehr im Verborgenen, die Bibliothek wirkt mehr nach außen hin. Und deswegen ist natürlich auch die Bibliothek etwas spektakulärer. Ihre zukünftige Tätigkeit, so wie ich das verstehe, ist hauptsächlich die Wissenschaftsgeschichte, diese Tätigkeit wird von Ihnen erfordern, dass Sie sich mehr den Bibliotheken zuwenden. Und deswegen dachte ich mir, ein passendes Geschenk für diesen Anlass wäre ein Band über Bibliotheken, und zwar möchte ich Ihnen hier einen Bildband von Candida Höfer schenken, einer der bekanntesten derzeitigen Kunstfotografinnen, mit lauter Abbildungen von Bibliotheken überall in der Welt und mit einem Essay von Umberto Eco. Herr Henning, recht herzlichen Dank für alles noch einmal. Ich wünsche Ihnen alles Gute für die Zukunft.

**Georg W. Kreuzberg für die Biologisch-Medizinische Sektion
der Max-Planck-Gesellschaft:**

Lieber Herr Henning, meine sehr verehrten Damen, meine Herren, liebe Kollegen!

In unserer Wahrnehmung ist Zeit vielleicht wie für Isaac Newton dieser gleichförmige Fluss *tempus quod aequaliter fluit*, oder der Pfeil des Chronos, der aus einer Ferne kommt, die Vergangenheit heißt, und sich in eine Richtung bewegt, die wir Zukunft nennen. Irgendwo auf dieser langen bunten Bahn des Pfeils ist Platz für unser Leben, unser Schaffen, unser Suchen und Finden.

Die Biologie lehrt uns, wie das Leben in irreversiblen Prozessen verläuft. Wir haben uns daran gewöhnt und akzeptieren dies, weil man sich sonst wie die alternde Diva lächerlich machen würde. Wir feiern unsere runden Geburtstage und die Fixpunkte unserer Lebensabschnitte. Der Eintritt in den Ruhestand ist ein solcher Fixpunkt in der uns vergönnten Zeitspanne.

Etwas Besonderes ist es schon, lieber Herr Henning, wenn ein Archivar sich von seinem Amt verabschiedet. Ihr Amt war es, die vergangene Zeit zu sammeln, zu verwalten, gegen den Verfall zu schützen und weiterzugeben an Zukünftige. Sie waren der Verwalter unserer Zeit, eingefroren in den Dokumenten der Wissenschaft, festgehalten in Laborbüchern, in Dienstzimmerakten, Korrespondenzen, Reden und Publikationen der mannigfaltigsten Art. All das hat man Ihnen anvertraut, jetzt, in dieser Ihrer und unserer Gegenwart. Wenn wir schon nicht wissen können, wie die Zukunft aussieht, sollten wir wenigstens wissen, wie die Vergangenheit war.

Kairos nannten die alten Griechen den günstigen Augenblick, den rechten Zeitpunkt für eine weitgehende Entscheidung. Paul Tillich, der Religionsphilosoph, sieht darin eher die wohlgeratene, die gefüllte Zeit, vielleicht auch die gut gelebte Zeit, die sich *sub species aeternitatis* nicht verstecken muss. Beide Bedeutungen treffen auf Ihre Situation und Ihr Leben zu. Das Ende ihrer beruflichen Pflichten ist auch der rechte Zeitpunkt zu einem Neubeginn, bei dem Sie auf eine wohlgeratene Zeit mit Stolz zurückblicken dürfen.

Was jetzt zu tun bleibt, können wir vom immer jungen alten Goethe lernen:

1. Altwerden heißt, selbst ein neues Geschäft antreten. Alle Verhältnisse verändern sich und man muss entweder zu handeln ganz aufhören oder ... das neue Rollenfach übernehmen.
2. Wenn man alt ist, muss man mehr tun, als da man jung war.
3. Im letzten Lebensabschnitt gehen dem „gefassten Geist bisher undenkbare Gedanken auf“.

Hier halte ich jetzt inne mit meinen wohlmeinenden Ratschlägen, die ich Ihnen namens und mit dem Dank der biologisch-medizinischen Sektion überbringen soll. Wenn ich auf das Alter unserer beider Professionen schaue, sind Wissenschaftler eher Teenager oder Twens – in Anbetracht der Archivare, die seit Jahrtausenden Papyri und Lehmziegel, Marmortafeln und Pergamente gesammelt haben, ohne die wir von unseren Vätern und ihrem täglichen Leben, den Regeln, den Freuden und den Katastrophen und dem Anfang der Wissenschaften bei den Vorsokratikern nichts wüssten.

Lieber Herr Henning, Sie waren uns ein guter Archivar, ein kreativer Profi, der sehr viel Neues auf den Weg und auch – wie den „Turm der Blitze“ – zu Ende gebracht hat. Sie haben Ihre Aufgabe auch nach den Regeln guter Archivpraxis, also mit praktischer Ethik, betrieben. Bei aller Verbindlichkeit sind Sie doch, wenn es sein musste, Konflikten nicht aus dem Wege gegangen.

Sie dürfen auf ein *kairos* zurückblicken, auf eine gut gelebte und gefüllte Zeit. In diesem janusköpfigen Sinne *ad multos annos*, vorwärts und rückwärts blickend.

Otto Gerhard Oexle für die Geistes-, Sozial- und Humanwissenschaftliche Sektion der Max-Planck-Gesellschaft:

Lieber Herr Henning, lieber Herr Beck, meine sehr verehrten Damen, meine Herren!

Als Vorsitzender des Wissenschaftlichen Beirats des Archivs der Max-Planck-Gesellschaft und als Vorsitzender der Findungskommission für die Nachfolge Eckart Hennings möchte auch ich am heutigen Tage meiner Freude Ausdruck geben. Es ist eine überaus große Freude für mich, und ich darf dabei sicher für alle Mitglieder des Beirats und der Findungskommission sprechen, daß die Suche nach einem Nachfolger für Herrn Kollegen Henning zu einem so glücklichen Ergebnis geführt hat.

Die von mir zu erwartende Laudatio und den Dank für Ihre langjährige erfolgreiche Tätigkeit habe ich, lieber Herr Henning, bereits anlässlich Ihres 65. Geburtstages im ‚Turm der Blitze‘ vortragen dürfen. So bleibt mir eigentlich heute nur, Ihnen, lieber Herr Beck, zu danken für Ihre Bereitschaft, die Ihnen übertragene Aufgabe frohen Mutes und zuversichtlich zu schultern. Ich wünsche Ihnen von Herzen viel Glück und gutes Gelingen.

Lassen Sie mich, meine Damen und Herren, im Kontext des heutigen Tages den einen oder anderen zusätzlichen Akzent setzen. Ich bin sehr glücklich darüber, daß es gelungen ist, den Status und vor allem die Unabhängigkeit des Archivs als einer Stätte der Archivie-

Denken gesetzt wurden“. Die Welt hat also viele Dimensionen. Und die Historizität der Welt ist eine davon. Dies wird so bleiben.

Ich wünsche diesem Hause und seinem neuen Direktor viel Erfolg und auch die dazu nötige Anerkennung – in der Wissenschaft wie in der Öffentlichkeit.

Bernd Ebersold, Stellv. Generalsekretär der Max-Planck-Gesellschaft:

Meine sehr verehrten Damen und Herren, liebe Kolleginnen und Kollegen des Archivs, geschätzter Herr Altpäsident Lüst, sehr geehrter, lieber Herr Beck, lieber Herr Henning,

nun stehe ich hier, und soll – stellvertretend für die Max-Planck-Gesellschaft – die richtigen Worte finden für den Anlass unseres heutigen Zusammentreffens: die Verabschiedung von Herrn Prof. Henning als Direktor des Archivs zur Geschichte der Max-Planck-Gesellschaft und die Einführung von Herrn Dr. Beck als dessen Nachfolger. Wie kann ich dies auf eine für Sie, liebe Anwesende, kurzweilige Weise tun, wenn es das Gebot der Höflichkeit ist, eine sich wiederholende Bestätigung der würdigenden Worte meiner Vorredner auf ein notwendiges Minimum zu beschränken, und ohne mich dem Verdacht auszusetzen, dass ich das gesagte Positive nicht selbst auch aus eigener Erfahrung und von ganzem Herzen teile? Ich kann dies nur tun, indem ich einen doppelten Perspektivenwechsel wage.

Da ist zum einen der Blick auf die Rolle des Archivs im Kontext der MPG als Organisation der Wissenschaft und damit auf die spezifischen Interessen dieser Organisation, an deren Wahrung und Förderung sich die Leistung des jeweils verantwortlichen Leiters des Archivs messen lassen muss. Und da ist zum anderen die persönliche Verlaufs- und Beziehungsgeschichte, die ihn mit mir in meiner Funktion als der in der Generalverwaltung für das Archiv verantwortliche Abteilungsleiter über die Jahre hinweg verband. Es gilt also die institutionelle, kontextbezogene Dimension mit der persönlichen Dimension zu vereinen, die eine besondere Facette dadurch erhält, dass, wie einige von Ihnen sicherlich wissen, die heutige Veranstaltung eine meiner letzten offiziellen Amtshandlungen ist, da ich Ende dieses Monats aus der MPG ausscheiden werde, um an anderer, ausländischer Stätte zu wirken.

Ich kann diesen Perspektivenwechsel aufgrund der Kürze der verbliebenen Zeit nur skizzenhaft und letztlich unvollständig vollziehen. Der wichtigste Gedanke zuerst: Was wäre, wenn die MPG dieses ihr Archiv nicht besäße? – Sie hätte als Organisation, die ihr Handeln in der Gegenwart immer wieder neu ergründen und bestimmen muss, keine Chance, dieses Handeln auch aus dem Fundus ihrer eigenen Geschichte heraus abzuleiten.

Hier geht es nicht nur um das übergeordnete Gebot der Bewahrung des „kulturellen Gedächtnisses“ für die Gesellschaft im ganz allgemeinen Sinn durch die Bereitstellung einer Forschungsinfrastruktur für die Geschichtswissenschaften in all ihren disziplinären Verästelungen. Es muss für die MPG vielmehr auch ganz spezifisch um die Wahrung ihres ureigenen „institutionellen Erinnerungsvermögens“ gehen, ist die MPG in ihrer Form der Organisation doch ein höchst verletzbares Gut. Ihre wissenschaftlichen Aktivitäten orientieren sich nahezu vollständig an Fragestellungen mit mehr oder minder ahistorischen Bezugspunkten. Der Mangel an Bewusstsein für ihre eigene Organisationsgeschichte wird verstärkt durch weitere Zwänge einer im weltweiten Wettbewerb der Grundlagenforschung stehenden Einrichtung. 67 % aller MPG-Wissenschaftler besitzen einen zumeist auf fünf Jahre befristeten Vertrag. Mehr als 35 % aller Direktoren haben eine ausländische Staatsbürgerschaft, und mehr als die Hälfte ihrer Direktoren rekrutiert die MPG aus dem Ausland.

Eine Corporate Identity ist von hohem Wert, den es ständig neu zu stiften gilt. Aber kann es einen Zusammenhalt und kluge, jedenfalls effiziente Entscheidungen geben ohne ein Wissen über die Zeit vor der Gegenwart? Das Archiv als Gedächtnis der MPG ist und muss mehr sein als eine Dienstleistungseinrichtung für gelegentliche Anfragen aus der Generalverwaltung über vergangene Vorgänge, zum Bewältigen von Presseanfragen oder zur Hinzufügung von historischen Reminiszenzen in Präsidentenreden. Es muss mehr sein als der Aufbewahrungsort von Schriftgut zum Nutzen der kleinen Gemeinde der Wissenschaftshistoriker. Das Archiv zur Geschichte der Max-Planck-Gesellschaft muss meines Erachtens vielmehr der Stachel im Fleisch aller in der MPG Tätigen sein, sich des geschichtsgebundenen Kontextes zu vergewissern, in dem sie wirken.

Nun reicht die schiere Existenz des Archivs allein sicherlich nicht aus, diese übergeordnete Zielsetzung zu befördern. Vielmehr ist es eine fortwährende Aufgabe des Archivs und seines Direktors, diesem Gedanken und diesem Gebot Gehör zu verschaffen. Und hier, lieber Herr Henning, komme ich zu meiner ganz persönlichen Würdigung Ihres mehr als zwanzigjährigen Wirkens in der MPG. Dass sich herausragende Vertreter der Wissenschaft aller drei Sektionen des Wissenschaftlichen Rates anlässlich dieser Feier geäußert haben, ist Beweis dafür, dass Ihr förderliches Wirken für die Belange des Archivs und das zuvor angemahnte Bewusstsein der historischen Kontextgebundenheit des Gegenwärtigen in unserer geliebten MPG durchaus Wurzeln geschlagen hat. Ohne Ihr leidenschaftliches, nie nachlassendes Werben für das Archiv und die Geschichte der MPG stünde diese heute sicherlich auf noch dünnerem Eis. Dennoch: Ich sehe es jedenfalls mit großer Sorge, wie wenig Zeit die MPG findet, sich mit sich selbst zu beschäftigen, wie sehr gar die diskursive Selbstreflexion in Misskredit gekommen ist mit der Konsequenz, dass die MPG letztlich über keinen

Ort und kein Format verfügt, diesem Diskurs die Gelegenheit zu geben, seinen Nutzen für das Individuum und für die Aktivitäten in der Gegenwart zu beweisen.

Nun darf sich beruflicher Erfolg nicht nur am Grad der Annäherung an die übergeordnete Zielsetzung messen. Für das Archiv bedeutet das, dass es sich zunächst und zuvörderst in der Qualität als Archiv beweisen muss. Hier kann sich der Administrator, der ich nun einmal bin, kein eigenes kompetentes Urteil erlauben, sondern ist auf das Urteil kompetenter Experten angewiesen. Als fleißiger Teilnehmer an den Sitzungen des Beirates, der sich zwar immer mehr als wohlwollender Ratgeber denn als Evaluationsgremium verstand, weiß ich von der hohen fachlichen Qualität des Archivs und seines Direktors. Sie, lieber Herr Henning, Sie und Ihre Mitarbeiter haben es verstanden, das Archiv der MPG zu einer wichtigen Adresse für die Wissenschafts- und Institutionengeschichte in Berlin zu machen, ein System optimaler Benutzungsbedingungen aufzubauen und damit vorbildhafter Dienstleister zu sein für die Interessen der Wissenschaft, der Generalverwaltung und nicht selten auch für die allgemeine Öffentlichkeit. Dass Ihnen das gelungen ist, liegt sicherlich nicht nur an Ihrer, sagen wir einmal, handwerklichen Qualität als ausgebildeter Archivar, sondern auch an der Ergänzung dieser Kompetenz durch Ihre Qualitäten als Historiker, nicht nur auf dem engeren Feld der Historischen Hilfswissenschaften. Sie erwarben sich so über die Jahre hinweg die Reputation, die notwendig ist, um das Otto-Warburg-Haus mit seiner guten räumlichen Infrastruktur zu einem geistigen Ort des wissenschaftlichen Fachdiskurses zu entwickeln. Das, was heute das Warburg-Haus für die Fachgemeinde in Berlin darstellt, ist mit Ihrem Namen verbunden. Es war mir daher in den Jahren meiner Zusammenarbeit mit Ihnen ein besonderes Anliegen, Ihnen materiell die Freiräume zu eröffnen, die notwendig waren, Ihre wissenschaftsbezogenen Aktivitäten zu entwickeln und Sie damit an den finanziell gesicherten Freiheitsgraden eines klassischen Max-Planck-Direktors wenigstens ansatzweise partizipieren zu lassen. Und ich darf feststellen, dass Sie die Ihnen gebotenen Chancen aufs Beste genutzt haben.

Natürlich war die Entwicklung hin zur Symbiose von eigener Wissenschaft und Archivdienst, die ja ganz grundsätzlich immer einen Spannungsbogen enthält, kein Selbstläufer, sondern musste schrittweise ausgehandelt werden. Hier verrate ich sicherlich kein Geheimnis, dass Sie in der Ihnen eigenen unnachahmlichen Beharrlichkeit ein Großmeister des Bohrens dicker Bretter waren. Und das war auch gut so, ist die Generalverwaltung doch gerade auch Teil des Systems, das von der Bedeutung des Archivs immer wieder neu überzeugt werden muss. Nur, Sie bohrten, und ich war immer nur das Brett. Ich hoffe, es war Ihnen nicht immer zu dick, war manchmal doch nur Sperrholz, das der Bohrer mühelos durchdrang.

Aber war ich wirklich immer nur das Brett und Sie der Bohrer? – Jedenfalls gab es auch Anlässe, etwa in der Frage der Öffnung oder besser gesagt, der situativ angemessenen Einräumung von Nutzungsmöglichkeiten unseres Archivguts im Zusammenhang mit der Arbeit der Präsidentenkommission zur Geschichte der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft, bei denen sich die Vorzeichen verändern mussten. Ich hoffe, Sie können mir beipflichten, dass das *do ut des* unseres gemeinsamen dienstlichen Verhältnisses rückblickend stets ausgewogen förderlich für die Sache und kollegial im Umgang war. Ich jedenfalls blicke gerne auf unsere gemeinsame Vergangenheit in der Max-Planck-Gesellschaft zurück. Die Max-Planck-Gesellschaft schuldet Ihnen, lieber Herr Prof. Henning, großen Dank für Ihr langjähriges Wirken als Direktor ihres, „ihres“ hier allerdings kleingeschrieben, Archivs. Ich wünsche Ihnen im Namen der Max-Planck-Gesellschaft und persönlich für Ihren künftigen Lebensweg alles Gute. Dass wir Ihre besondere Kompetenz für einen Teil der Vorbereitungen des hundertjährigen Gründungsjubiläums der KWG nutzen wollen, spricht für die Klugheit unserer Gesellschaft. Es ist mir daher eine besondere Freude, Ihnen heute die schriftlichen Regelungen Ihrer Mitwirkung im Rahmen dieser Veranstaltung überreichen zu können.

Lieber Herr Beck, den vor Ihnen liegenden Weg müssen Sie nun mit meinem Nachfolger beschreiten. Ich bedauere dies, da ich großes Vertrauen in die richtige Auswahlentscheidung der Kommission habe, die über die Nachfolge von Herrn Henning zu befinden hatte. Ich hätte gerne mit Ihnen zusammengearbeitet, bin mir indes sicher, dass meine Kollegen in der Generalverwaltung Ihnen auch künftig all jene Unterstützung zuteil werden lassen, die Sie benötigen. Anlässlich der Feier zum 65. Geburtstag Ihres Vorgängers im Amt formulierte ein Redner, „dass dem Kollegen Henning auf archivischem Gebiet keiner so schnell etwas vormachen kann.“ Nun ja, vormachen sollten Sie ihm und uns nichts, aber es ihm nachmachen in seiner Leistung als selbstbewusst eigenständiger Direktor des Archivs, das sollten Sie schon. Die Leitung des Archivs ist nun in Ihre Hände gelegt, und ich hoffe, dass sich auch Ihnen im gleichen Maße wie Ihrem Vorgänger die Möglichkeiten der selbstverantworteten Weiterentwicklung des Archivs eröffnen werden. Ich bin mir sicher, Sie werden Ihren Stil, Ihren Weg und letztlich Ihren Erfolg finden. Ich wünsche Ihnen hierzu all jene – fachliche wie administrative – Unterstützung, die Sie für die gestellte Aufgabe benötigen, und eine glückliche Hand in Ihrer künftigen Amtsführung. Und dem Archiv wünsche ich, nicht zuletzt für die Zukunft der Max-Planck-Gesellschaft, alles erdenklich Gute.

Eckart Henning:

Am Wendepunkt

Hochverehrter Gründungspräsident des Archivs, lieber Herr Professor Lüst!
Meine Damen und Herren!

Indem ich mich herzlich für die anerkennenden Worte und auch für die Töne unserer Musiker bedanke, kamen mir Verse eines Dichters in den Sinn, dessen Name mir allerdings entfallen ist. Er mahnte: „Ein Jubeltag ist allzu gütig, / doch der Bekränzte zu sich spricht: / Mein Jung, werd' (bloß) nicht übermütig! / So, wie sie sagen, ist es nicht. / Man will dich trösten, Dich erfreuen! / Du fahr' in Deiner Arbeit fort, / zu sein mit Ehrfurcht und in Treuen / ein Diener brav an Kunst und Wort“.

Nun, wenn ich auch der Kunst weniger diene als sie genieße, bedienen sich doch selbst die verschwiegensten Archivare des Worts, jedenfalls dann, wenn sie sich auch als Historiker verstehen, nicht bloß als Informationsvermittler². Dann leihen sie den Toten ihre Stimmen und machen ihre Sache stark (auch wenn unsere Sympathie nicht mit ihnen ist) und „lassen das Fremde und Befremdliche zur Geltung kommen, ohne unseren Eigensinn hineinzumengen“. So mahnte jedenfalls der aus dem Max-Planck-Institut für Ge-

¹ Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Reimar Lüst, Präsident der Max-Planck-Gesellschaft (1972–1984), führte am 27. Juni 1973 den Gründungsbeschluss des Verwaltungsrats herbei, im Otto-Warburg-Haus in Berlin-Dahlem ein Archiv der Max-Planck-Gesellschaft einzurichten, und berief mich auch am 1. Januar 1984 als Nachfolger von Dr. Rolf Neuhaus zum Direktor dieser Einrichtung. Ich möchte ihm daher auch an dieser Stelle herzlich für seine Anreise aus Hamburg und die Teilnahme an meiner Verabschiedung bzw. der Amtseinführung von Dr. Lorenz Beck am 1. Februar 2006 in Berlin danken.

² Eckart Henning: Die aktuelle Lage der Historischen Hilfswissenschaften in Deutschland, in: E. H., *Auxilia historica. Beiträge zu den Historischen Hilfswissenschaften und ihren Wechselbeziehungen*. 2. Aufl. Köln 2004, S. 3–13, hier S. 8, insbes. Anm. 21.

schichte hervorgegangene Thomas Nipperdey³, den die 68er einst aus Dahlem nach München vertrieben haben.

Bei ihren Ansprachen fragte ich mich beklommen, was ich dem Gesagten noch hinzufügen könnte, wobei mir drei Warnungen einfielen, die mein alter Garderobenschrank täglich für mich bereit hielt, wenn er meinen Mantel aufnahm: Auf seiner Rückwand liest man erstens auf einem Klebeschild: „Wollen Sie den Chef sprechen oder einen, der sich auskennt?“ Ich habe es dort bald nach meinem Dienstantritt im Jahre 1984 angebracht als Aufforderung zur Selbstkritik – die mir wenig liegt. Ob es geholfen hat, müssen andere beurteilen! Ob es mein Nachfolger wohl eher peinlich findet? Mich mahnte es jedenfalls zur Kompetenz, die in langen Dienstjahren nur dann nicht in Routine erstarrt, wenn man selbst „immer im Forschen bleibt“ (so das Motto Wilhelm v. Humboldts und der treffende Festschrift-Titel Rüdiger vom Bruch⁴), um nämlich als Archivar bei Beratungsgesprächen stets ein adäquater Partner seiner Besucher zu bleiben.

An der inneren Tür besagten Garderobenschanks warnte mich zweitens ein Plakat mit dem Satz: „Meine Zeit ist um!“ Es warnte mich vor ihrer Verschwendung, aber auch vor Zeitmangel. Damit sie nicht im Fluge verrinnt, muss man sich immer wieder Zeit nehmen! Leider ist die Quellenerfahrung „wer lange guckt, sieht mehr“ unserer Versäumnisgesellschaft nur schwer zu vermitteln, und so bedarf es der Entschleunigungsprozesse, die beispielsweise Peter Heintels Klagenfurter „Verein zur Verzögerung von Zeit“ fordert. Da auch mich, wie Sie sehen, die Ökonomie des befristeten Lebens beschäftigt, hat mir meine kluge und geduldige Frau nun Harald Weinrichs anregendes Buch über die „Knappe Zeit“ geschenkt⁵, die man sich schon nehmen sollte, um es zu lesen. So denke ich heute noch an den Satz von Gerhard Ertl, den er am Tage seiner eigenen Pensionierung aussprach: „Zeit ist das Kostbarste, was ein Wissenschaftler hat“, und ich bin froh, dass auch er uns heute an ihr teilhaben lässt. Ich habe einigen von Ihnen mein verkleinertes Plakat als Abschiedsgruß zum Weihnachtsfest und zum neuen Jahre mit dem Wunsch geschickt, dem Archiv auch nach meiner Beruhigung, die ich als Vollbremsung empfinde, die Treue zu

³ Vgl. Thomas Nipperdey: Kann Geschichte objektiv sein?, in: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 30 (1979), S. 329–342, erneut in *Th. N.: Nachdenken über deutsche Geschichte. Essays*. 2. Aufl. München 1986, S. 218–234.

⁴ Marc Schalenberg/Peter Th. Walther (Hrsg.): „... immer im Forschen bleiben“. Rüdiger vom Bruch zum 60. Geburtstag. Stuttgart 2004. Dieser Forschungsimperativ geht auf Wilhelm von Humboldt zurück, vgl. die Einleitung, S. 9 f.

⁵ Harald Weinrich: *Knappe Zeit. Kunst und Ökonomie des befristeten Lebens*. 3., überarbeitete Aufl. München 2005.

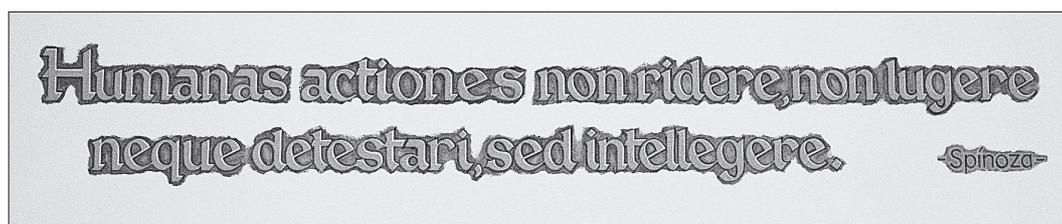
„Ein Mensch – was noch ganz ungefährlich,
Erklärt die Quanten (schwer erklärlich).
Ein zweiter, der das All durchspäht,
Erforscht die Relativität.
Ein dritter nimmt, noch harmlos, an,
Geheimnis stecke im Uran.
Ein vierter ist nicht fernzuhalten
Von dem Gedanken, kernzuspalten.
Ein fünfter – reine Wissenschaft! –
Entfesselt der Atome Kraft.
Ein sechster, auch noch bonafidlich,
Will die verwerten, doch nur friedlich.
Unschuldig wirken sie zusammen:
Wen dürften, einzeln, wir verdammen?
Ist's nicht der siebte erst und achte,
Der Bomben dachte und dann machte?
Ist's nicht der Böseste der Bösen,
Der's dann gewagt, sie auszulösen?
Den Teufel wird man nie erwischen:
Er steckt von Anfang an dazwischen.“

Ich glaube nicht, dass dieses Gedicht von Eugen Roth⁷ nur den stets unfruchtbaren Prioritätenstreit (zumeist unter Naturwissenschaftlern) meint, dem Wissenschaftshistoriker aber nicht immer ausweichen können, wenn sie Innovationen prüfen⁸, sondern es mahnt zur Vorsicht vor voreiligen Schlüssen, ja vor Vorverurteilungen und damit vor Schuldzuweisungen, die für den Historiker allenfalls am Ende, aber niemals am Anfang seiner Arbeit stehen sollten, schließlich sind Überzeugungen kein Ersatz für Fakten. Quellen sind nach Leopold von Ranke, der es schon in seinem Erstlingswerk vermied, die „Vergangenheit zu richten“,

⁷ Eugen Roth – Sonderausgabe für den Weltbild-Verlag. Augsburg 1987, Bd.: Heitere Verse, S. 254 (= Teil der Anthologie: Der letzte Mensch, Stuttgart 1964).

⁸ Hubert Laitko: Wissenschaft im Rückspiegel. Gedanken über den Wert der Wissenschaftsgeschichte, in: Jahrbuch für brandenburgischen Landesgeschichte 43 (1992), S. 137–153, hier S. 141 f., vgl. auch Eckart Henning: Wissen, Wissenschaft und Wissenschaftsgeschichte. Aus der Sicht des zentralen Archivs zur Geschichte der Max-Planck-Gesellschaft, in: Aus Wissenschaftsgeschichte und -theorie. Hubert Laitko zum 70. Geburtstag, überreicht von Freunden, Kollegen und Schülern. Hrsg. von Horst Kant und Annette Vogt. Berlin 2005, S. 51–73, hier S. 63.

nur „Residuen des menschlichen Lebens“, aus denen oft nicht schwer ist, Ereignisse und Abläufe zu entnehmen. Überlieferungszusammenhänge helfen uns dabei, genauer gesagt: das bestandsbildende Provenienzprinzip. Viel schwerer ist es aber, zum historischen Verständnis vorzudringen und nicht „gezielt nach Beweisen für vorgefasste Meinungen und Wertungen in den Quellen zu suchen“ (Toni Diederich⁹): Das ist mir nicht nur bei Journalisten, sondern auch unter Studenten mit schwacher methodischer Schulung und sogenannten Historikern mit allzu leichtem hilfswissenschaftlichem Gepäck begegnet, deren moralinsaure Betrachtung oft die Quellenkritik ersetzen musste. Hiervor warnte mich stets ein – nicht „im“, aber doch neben dem Garderobenschrank – hängendes Foto, eine Spinoza-Inschrift aus meinem früheren Berufsleben im Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz, die dort an der Wand im Magazinerraum angebracht ist: „Humanas actiones, non ridere, non lugere, neque detestari, sed intellegere“ (= „Menschliches Handeln nicht ver-



lachen, nicht beweinen und nicht verfluchen, sondern begreifen!“). Da Baruch de Spinoza Jude war, musste seine Inschrift zur Nazi-Zeit über der Tür des Forschungssaales verschwinden, durfte aber auf Initiative des tapferen Adolf Brenneke (1875–1946)¹⁰ in den Schulungsraum ehemaliger preußischer Archivare in Dahlem (Archivstraße 12–14) umziehen.

Spinozas Anweisung war auch meine Maxime, als Mitte der achtziger Jahre unter Präsident Staab (und nicht erst unter seinen Amtsnachfolgern Zacher und Markl) in der Max-Planck-Gesellschaft die sogenannten Vergangenheitsbewältigung einsetzte, an der unser Archiv von Anfang an beteiligt war. Ich meine nicht die vielen telefonischen und schriftlichen Stellungnahmen, zu denen ich aus München durch die Generalverwaltung aufgefordert wurde, wenn wieder einmal ein Buch oder ein Pressebericht über Verwicklungen unserer

⁹ Vgl. ungedr. Ansprache von Prof. Dr. Toni Diederich anlässlich seiner Verabschiedung als Direktor des Historischen Archivs des Erzbistums Köln am 16. November 2004 im Maternushaus zu Köln, hekt. 8 S., hier S. 4 f.

¹⁰ Am ausführlichsten ist Brenneke durch Wolfgang Leesch gewürdigt worden, in: *Der Archivar* 6 (1953), Sp. 97–106 (m. Schriftenverzeichnis), desgl. in seiner für den Druck bearbeiteten und herausgegebenen *Archivkunde*. Leipzig 1953, S. IX–XIX.

Vorgängergesellschaft, der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft, in die Kriegswirtschaft des Dritten Reichs oder über Menschenversuche und Euthanasieopfer erschien. Ich meine auch nicht so symptomatische Vorgänge wie die Auseinandersetzungen um die drei nacheinander angebrachten Gedenktafeln¹¹ unterschiedlichen Inhalts am Otto-Suhr-Institut für politischen Wissenschaften der Freien Universität Berlin, dem früheren Kaiser-Wilhelm-Institut für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik in der Ihnestr. in Berlin-Dahlem, oder die Gutachterberatung des Kölner Erwin-Baur-Instituts für Züchtungsforschung,¹² das seinen Namen in der Folgezeit leider stillschweigend fallen ließ (vermitteln doch gerade „anstößige“ Namenspaten stetige Denkanstöße, was ich auch dem Fritz-Haber-Institut der Max-Planck-Gesellschaft bisher erfolgreich zu vermitteln suchte). Nein, ich denke beispielsweise an meine Ermittlungsreise Ende der achtziger Jahre nach Köln ans Max-Planck-Institut für Hirnforschung und nach München ans Max-Planck-Institut für Psychiatrie, um dort im Auftrage des Präsidenten alle Hirnpräparate zu ermitteln, von denen nicht auszuschließen war, dass sie von Euthanasieopfern gewonnen waren. Aufgrund meines Abschlussberichts kam es anschließend zur Bestattung der Präparate auf dem Münchner Waldfriedhof am 25. Mai 1990, wobei mein Zeitzeuge, Prof. Georg W. Kreutzberg, vor gut 15 Jahren die Gedenkrede hielt und wir einen Stein „zur Erinnerung an Opfer des Nationalsozialismus und ihren Missbrauch durch die Medizin“ enthüllten; er erhielt die Inschrift: „Allen Forschern als Mahnung zu verantwortlicher Selbstbegrenzung“¹³.

Das Archiv war intern stets bemüht, die Grundlagen zur Erforschung seiner Trägerorganisation im Nationalsozialismus zu schaffen, zunächst durch eine – gemeinsam mit der von mir und allen Besuchern hochgeschätzten Marion Kazemi – erarbeitete „Chronik der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft“ (1988)¹⁴, durch eine in langen Jahren von Christel Wegeleben erstellte „Beständeübersicht“ (1997)¹⁵ und schließlich durch ein im selben Jahr – von

¹¹ Vgl. meinen Leserbrief: Medizinische NS-Verbrechen, in: Der Tagesspiegel Nr. 12 874 vom 31. Dezember 1988, Seite II.

¹² Hans-Peter Kröner: Erwin Baur. Naturwissenschaft und Politik. Unter Mitarbeit von R. Toellner und K. Weismann, hrsg. von der Max-Planck-Gesellschaft. München 1993.

¹³ Eckart Henning/Marion Kazemi: Chronik der Max-Planck-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften 1948–1998. Berlin 1998 (= 50 Jahre Max-Planck-Gesellschaft, 1), S. 364 f. m. Abb. Der erwähnte Abschlussbericht von E. H. an Präsident Staab vom 3. November 1989 blieb unveröffentlicht, desgl. die vorausgegangenen Zwischenberichte vom 23. März und vom 6. September 1989.

¹⁴ Eckart Henning/Marion Kazemi: Chronik der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften. Berlin 1988 (= Veröffentlichungen aus dem Archiv der Max-Planck-Gesellschaft, 1).

¹⁵ Christel Wegeleben: Beständeübersicht des Archivs Max-Planck-Gesellschaft in Berlin-Dahlem. Berlin 1997 (= Veröffentlichungen aus dem Archiv der Max-Planck-Gesellschaft, 9).

Ulrike Kohl, jetzt Möhlenbeck – erschienenes Spezialinventar „Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft im Nationalsozialismus“¹⁶, das Quellen von 280 Archiven, Bibliotheken und sonstigen Forschungsstellen in der Bundesrepublik Deutschland, also auch außerhalb des MPG-Archivs, erfasste. Sie haben die Grundlage für die externe Erforschung dieser Zeit durch eine unabhängige, eigens durch die Präsidenten Zacher und Markl eingesetzte Kommission „Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft im Nationalsozialismus“ unter Leitung zweier Historiker der Technischen Universität Berlin bzw. der Universität zu Köln geschaffen¹⁷.

Unter Aufhebung (fast) aller Schutzfristen haben wir uns bemüht, allen Mitarbeitern der Kommission einen privilegierten Zugang zu den Quellen zu verschaffen, ganz egal in welchem Verzeichnungszustand sie sich befanden, doch ergab sich für mich die Schwierigkeit (wie heute auch in einem vergleichbaren Projekt zur Geschichte der Deutschen Forschungsgemeinschaft), nur an die einschlägigen Dokumente heranzuführen zu können, sie aber als Trésorier nicht selbst auswerten zu sollen, – galt ich doch als institutionell befangen. Dem Ochsen, der da drischt, war somit das Maul verbunden. Dass mir diese (Selbst-) Beschränkung nicht immer leichtgefallen ist, zeigen einige meiner „Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte Dahlems“¹⁸ oder auch die von mir betreute Dissertation Ulrike Kohls bzw. Möhlenbecks¹⁹, zuletzt aber mein Vortrag zum 55. Dahlemer Archivgespräch über „Max Planck – ein ‚armer Wirrkopf‘ als Kollaborateur der Nazis?“²⁰.

Jeder Amtswechsel drängt zu einer Rückschau mit gemäßiger Genugtuung, doch möchte ich sie Ihnen nicht nur aus Bescheidenheit ersparen, da ich die Archivgeschichte schon anlässlich unseres 25jährigen Bestehens (2003) in unserem Führer durch dieses Schatzhaus beschrieben habe²¹ und uns Michael Globig jüngst eine „Rückblende“ gewidmet

¹⁶ Ulrike Kohl: Die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften im Nationalsozialismus. Quelleninventar. Berlin 1997 (= Veröffentlichungen aus dem Archiv der Max-Planck-Gesellschaft, 10).

¹⁷ Vgl. das Resümee von Susanne Heim, Projektleiterin des Programms „Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft im Nationalsozialismus“: Wissenschaft ohne Gewissen, in: Max-Planck-Forschung 2/2005, S. 60–65.

¹⁸ Eckart Henning: Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte Dahlems. 2., erweiterte Auflage Berlin 2004 (= Veröffentlichungen aus dem Archiv der Max-Planck-Gesellschaft, 13).

¹⁹ Ulrike Kohl: Die Präsidenten der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft im Nationalsozialismus. Max Planck, Carl Bosch und Albert Vögler zwischen Wissenschaft und Macht. Zugl. Phil. Diss. Humboldt-Universität zu Berlin, Stuttgart 2002 (= Pallas Athene, Beiträge zur Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte, 5).

²⁰ Abgedruckt in der Festschrift für Rüdiger vom Bruch zum 60. Geburtstag (wie Anm. 4), S. 351–371, desgl. in dem Sammelband (wie Anm. 18), S. 69–93.

²¹ Führer durch das Archiv zur Geschichte der Max-Planck-Gesellschaft. Anlässlich des 25jährigen Jubiläums 1978–2003 unter Beteiligung aller Mitarbeiter neu bearbeitet von Eckart Henning. 2., durchges. Aufl. Berlin 2005, S. 9–44.

hat²². Ich will stattdessen nur ein paar Zahlen nennen, nämlich drei Planstellen, mit denen ich 1984 anfang, jetzt sind es acht. Doch ehe das jemand (zu) viel findet, sollte er wissen, dass sich seither auch die Archivbestände mehr als verdreifacht haben, aus denen elf Nobelpreisträger-Vor- bzw. -Nachlässe herausragen, womit wir selbst das Archiv des Deutschen Museums übertroffen haben. Diese Bestände haben uns unter Wissenschaftshistorikern auf der ganzen Welt bekannt gemacht, deren Anfragen im ersten Jahrzehnt noch bei 200, jetzt aber bei jährlich 1.600 persönlichen oder schriftlichen, gemailten oder gefaxten Vorgängen liegen; allein in meinem letzten Dienstjahr 2005 hat der Geschäftsumfang um 7% zugenommen – und signalisiert damit weiteren Personalbedarf. Folglich mussten wir unsere Hilfsmittelreihe ausbauen, um schneller recherchieren zu können (seit 1988 sind es 19 Bände geworden). Um auch das Vortragswissen für die Wissenschaftsgeschichte zu sichern, haben wir 1994 begonnen, die „Dahlemer Archivgespräche“ mit nie nachlassender Unterstützung von Hubert Laitko und Regine Zott (11 Bände) herauszugeben, und, um den Ertrag herausragender Abschlussarbeiten zu veröffentlichen, haben wir uns an der Monographienreihe „Pallas Athene“ Rüdiger vom Bruch beteiligt (bisher mit fünf Bänden)²³. Hinzu kommen noch fünf weitere Hefte einer in der Generalverwaltung inzwischen leider eingestellten Reihe²⁴ und zwei gewichtige Jubiläumsbände „50 Jahre Max-Planck-Gesellschaft“ (1998)²⁵, die die Bilanz auf 42 Bände in 22 Herausgeberjahren erhöhen. Sie bilden unsere Morgengabe für meinen Nachfolger, der mit diesem Pfunde wuchern und es jährlich vermehren möchte, so lange es der Etat hergibt.

Ich habe Autographe gejagt und Nachlässe eingesammelt, als Archivar Bergungs- und Bewusstseinsarbeit geleistet und war für viele Besucher ein Navigator im Reich der Quellen, deren Hilfsmittel mir besonders am Herzen liegen. Ich habe versucht, die Auxilia

²² Michael Globig: Ein Tresor der Wissenschaft, Rückblende in: *Max-Planck-Forschung* 4/2005, S. 58–59.

²³ Bei den von Rüdiger vom Bruch und Eckart Henning herausgegebenen Monographien war das Archiv an den Bänden 3 (Ulrich Sucker), 5 (Ulrike Kohl), 7 (Annekatriin Schaller), 14 (Laura Julia Rischbieter) und 16 (Katharina Zeitz) beteiligt.

²⁴ Max-Planck-Gesellschaft: *Berichte und Mitteilungen*: H. 1/88 (Archivführer, 1. u. 2. Aufl. 1992), H. 3/93 (Dahlem – Domäne der Wissenschaft u. engl. H. 1/98), H. 2/96 (Harnack-Haus), H. 3/97 (Max Planck, Gedenken zum 50. Todestag), H. 4/97 (Planck-Bibliographie).

²⁵ 50 Jahre Max-Planck-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften. Im Auftrage des Präsidenten Hubert Markl, bearb. im Archiv zur Geschichte der Max-Planck-Gesellschaft, Teil 1: Chronik der Max-Planck-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften 1948–1998 von Eckart Henning und Marion Kazemi, Teil II: Wissenschaftliche Mitglieder der Max-Planck-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften im Bild, zusammengestellt von Eckart Henning und Dirk Ullmann unter Mitarbeit von Marion Kazemi. Berlin 1998.

historica²⁶ Vielen nahezubringen, da sie an den Universitäten verkümmern und es für sie leider kein kompensatorisches Max-Planck-Institut gibt, wie weiland 1766 das private Historische Institut des Johann Christoph Gatterer in Göttingen²⁷. Ich liebe diese Art von Grundlagenforschung²⁸ und bin es gewohnt, im akademischen Unterricht der Historischen Hilfswissenschaften zu ermutigen, zu kritisieren und zu korrigieren, ohne zu verletzen. Wer mit Studenten umgeht, übt vor allem Beweglichkeit, lernt Stressresistenz und Duldsamkeit, den sensiblen Umgang mit Einfluss, Interessen zu vermitteln, schwierige Charaktere zu integrieren und Entwicklungspotentiale einzuschätzen, kurz Wissensvermittlung und Erkenntnisgestaltung mit dem eigenen character training zu verbinden. Dafür bin ich meinen Studenten stets dankbar, ebenso dankbar aber auch Kollegen und den Mitarbeitern des Archivs, soweit ich von ihnen konstruktive Kritik erfuhr. Dank schulde ich auch dem wissenschaftlichen Beirat des Archivs, der hier so zahlreich vertreten ist, für seine Anregungen und Empfehlungen und vor allem meinem Arbeitgeber, der mir das schönste Amt in der Generalverwaltung der Max-Planck-Gesellschaft übertrug. Ich habe es nicht nach Gutsherrenart ausgeübt, auch wenn dies in dem so vorzüglich vom Architekturbüro Günther und der Verwaltung des Max-Planck-Instituts für molekulare Genetik fast museal gepflegten Otto-Warburg-Haus nahe liegt, sondern es treuhänderisch versehen, um es heute an meinen Nachfolger weiterzugeben. Sie alle wissen, dass ich mich nicht nach Ruhestand und Ruhebank sehne, und so tröste ich mich mit Albert Schweitzer, der Jugend

²⁶ Vgl. Das Schriftenverzeichnis von Eckart Henning, in: *Auxilia historica* (wie Anm. 2), S. 453–482 und seine Lehrveranstaltungen an der Freien Universität Berlin (1986–1997) wie an der Humboldt-Universität zu Berlin (1990 bis heute).

²⁷ Eckart Henning: Die Historischen Hilfswissenschaften – historisch gesehen, in: *Auxilia historica* (wie Anm. 2), S. 28–40, hier S. 34.

²⁸ Solange für eine Rückführung der defizitären Historischen Hilfswissenschaften, die durch das Archiv seit vielen Jahren gefördert wurden (vgl. Archivführer, wie Anm. 21, S. 82–87), an die Philosophischen Fakultäten der Universitäten kaum Aussicht besteht, könnten sie auch in außeruniversitären Grundlagenzentren, sogen. DFG-finanzierten Clustern, weiterentwickelt werden. Wählt man aber den Weg einer hilfswissenschaftlichen Projektforschung, wie sie von einigen Akademien betrieben wird, so muss auch hier die außeruniversitäre Reintegration in die Fakultäten, wohin sie gehören und lehrbezogen gepflegt werden sollten, das mittelfristige Ziel bleiben. Vgl. die Debatte um das „Manifest Geisteswissenschaften“ der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften. Berlin 2005, S. 22 ff., 30 ff., deren Verfasser C. F. Gethmann, D. Langewiesche, J. Mittelstraß, D. Simon und G. Stock von J. Kocka im Tagesspiegel vom 9. 12. 2005, S. 36 stark angegriffen worden sind.

für einen „Geisteszustand“ hielt, der auch im Alter vorkomme²⁹. In jedem Falle hat aber der schon einmal zitierte Ex-Präsident Hubert Markl Recht mit seiner Beobachtung, dass das Alter unstrittig den Vorzug genieße, zunehmend immer mehr jüngere Menschen um sich zu sehen³⁰. Doch Sie wissen ja selbst, dass es „das“ Alter gar nicht gibt, wohl aber Unterschiede zwischen dem tatsächlichen Alter und dem empfundenen, auch dem erwünschten. Nochmals: ich gehe zwar auch mit 66 ungern, aber dankbar für mein Verlängerungsjahr, in dem die Suche nach meinem Nachfolger gelang, deren Ergebnis mich zutiefst befriedigt, da ich das Archiv nun in guten Händen weiß. Somit hat der Amtswechsel auch etwas Tröstliches für mich; denn die geborenen Berliner, wie ich es einer bin, sind bekanntlich sentimental. Wenn schon Abschiede rührselig machen, so wohnt doch nach Hermann Hesse jedem Neuanfang ein Zauber inne, und so ist es nun ausschließlich Sache meines Nachfolgers, uns zu verzaubern, der damit freilich musikalisch schon begonnen hat.

²⁹ Ich beziehe mich hier auf ein Blatt Ernst Telschows, das dieser in seinen letzten Lebensjahren stets in der Rocktasche bei sich trug, aber Besuchern gern vorwies. Es enthält folgendes Zitat Albert Schweitzers: „Jugend ist nicht ein Lebensabschnitt – sie ist ein Geisteszustand, sie ist Schwung des Willens, Regsamkeit der Phantasie ...“
Freundl. Mitteilung von Lisa Neumann, vgl. MPG-Archiv IX. Abt., Rep. 1 Telschow o. J. (vor 1988).

³⁰ Aus der mündlichen Danksagung Präsident Markls zur Verleihung der Harnack-Medaille auf der Stuttgarter Hauptversammlung der Max-Planck-Gesellschaft zitiert, ungedr.

Lorenz Friedrich Beck:

Auf bewährtem Kurs zu neuen Ufern

Meine sehr verehrten Damen und Herren,

daß Musik in Archivräumen erklingt, mag nicht selbstverständlich erscheinen und ist nicht ganz alltäglich – wenn es sich nicht um Musik gewissermaßen als Archivgut, also um die Tonaufzeichnungen von musikalischen Vorführungen in den Beständen eines Archivs – handelt. Musik mag selbst in dieser Weise auch in einem Wissenschaftsarchiv etwas Besonderes sein. Doch liegt im Archiv der Max-Planck-Gesellschaft wohl der besondere Fall engen Bezuges vor: Max Planck, der Namenspatron unserer Gesellschaft, zu dessen Person das Archiv einen maßgeblichen Bestand verwahrt, Max Planck also – so haben wir gehört – schätzte Schubert in besonderer Weise. In einem Brief an den Musikwissenschaftler Carl Stumpf vom 24. März 1927 in unserem Bestand schrieb Planck, offenbar mit Bezug auf ein im Zusammenhang mit der Feier von Beethovens 100. Todestag gehabtes Gespräch, er müsse jetzt auf schriftlichem Wege sein unruhiges Gewissen beschwichtigen: „Wir sprachen neulich über das Todesjahr von Franz Schubert, und ich äußerte die Meinung, daß er vor Beethoven gestorben sei. Das war aber ein Irrtum. Schubert hat Beethoven noch um 20 Monate überlebt, er starb am 19. 11. 1828. Wir werden also im nächsten Jahr die große Schubert-Feier haben, und ich muß sagen, daß mir diese innerlich eigentlich noch näher gehen wird. Denn ich kenne keinen Komponisten, der mein musikalisches Empfinden tiefer und nachhaltiger angeregt hat.“¹ So hören Sie denn heute in diesen Räumen also Musik von Schubert und Beethoven, und ich hoffe, daß es Max Planck recht gewesen wäre.

Erlauben Sie mir zunächst, Sie mit Freude im Namen der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Archivs zu begrüßen, wobei, Herr Präsident Lüst, Ihre Anwesenheit für das Haus eine besondere Ehre ist. Ich freue mich natürlich, den Stellvertretenden Generalsekretär der Max-Planck-Gesellschaft, Herrn Dr. Ebersold, die Leiterin des Berliner Büros,

¹ Archiv der Max-Planck-Gesellschaft, V. Abt., Rep. 11 Max Planck, Nr. 957.

Prof. Dr. M. PLANCK
Wangenheimstr. 21
Berlin-Grünwald

24. 3. 27

Lieber Carl!

Da ich dich jetzt in der Akademiezeitung nicht
entwerfe, muß ich jetzt auf schriftliche Wege meine
wichtigsten Gedanken beschreiben. Die ganze Sache
über das Testament von Franz Schubert, ist ich in Berlin
in Kenntnis, daß er von Beethoven gelehrt sei. Das
war aber ein Fehler. Schubert hat Beethoven noch
ein 20 Monate überlebt, er starb am 19. 11. 1828.
Die beiden aber im selben Jahr in ganz Schubert-Feier
haben, sind ich muß sagen, daß mir dies immer noch
eigentlich noch nicht ganz ist. Denn ich kann keine
Angelegenheiten, die mein wichtigstes Geschäft hier ist
nachfolgender angeordnet hat. Mit bester Güte dein

gehörigster
Max Planck



Frau Dr. Gieraths, Vertreter der Berliner Max-Planck-Institute, für die ich stellvertretend Frau Professor Daston vom bald benachbarten Max-Planck-Institut für Wissenschaftsgeschichte nennen darf, und Kollegen des Archivarstandes, den Präsidenten des Bundesarchivs, Professor Weber, den Direktor des Thüringischen Hauptstaatsarchivs, Professor Wahl, auch als Vertreter des Verbandes deutscher Archivarinnen und Archivare, und Vertreter einer ganzen Reihe weiterer Berliner Archive begrüßen zu können.

Natürlich ist dieser festliche Tag heute für mich ein Anlaß der Freude. Dennoch sind bereits ganz am Anfang Dankesworte nötig und mir auch ein Bedürfnis; zuerst an Herrn Ebersold und die Generalverwaltung, die mir wie selbstverständlich eine überlappende Einstellung zum 1. Januar gewährt haben, so daß die sonst seltene Möglichkeit der Einweisung und Einarbeitung durch den scheidenden Amtsinhaber möglich wurde, und die mir in mancherlei Hinsicht einen Vertrauensvorschuß entgegengebracht haben.

Danken möchte ich bereits an dieser Stelle selbstverständlich Professor Henning, der mich mit herzlichem Entgegenkommen und kluger Einteilung in die Belange des Archivs eingeführt hat und dabei mit Offenheit die nötige Aufmerksamkeit auch auf noch vorhandene Aufgaben gerichtet hat. Das Schiff ist nach dieser Inspektion sicher, vorsorglich verproviantiert, mit Karten und Instrumenten wohlversehen; es führt die für den einen oder anderen Fall notwendigen Rettungsringe, nur fahren muß es auch weiterhin selber, auch nachdem sein erfahrener Kapitän von Bord geht. Dank gebührt ganz selbstverständlich aber auch allen Kollegen des Archivs für ihren liebenswerten und offenen Empfang, so daß ich guter Hoffnung bin, mit dieser Mannschaft gemeinsam sicher und erfolgreich zu neuen Ufern aufzubrechen.

Meine Freude an diesem Tag beruht natürlich zuvörderst auf dem Reiz, in einem so schönen Haus arbeiten zu dürfen, das sich in der deutschen Archivlandschaft als fachlich wohl geführtes und angemessen ausgestattetes Archiv einen exzellenten Ruf erworben hat. Auch bei näherem Hinsehen mit dem Blick von innen, den mir Herr Hennings Einführung vermittelt hat, erweist es sich als ein wohlbestelltes Feld; ein Feld, das reiche Frucht trägt und auf vielen seiner Flächen nurmehr gepflegt und bewässert werden muß. Aber natürlich gibt es wie überall auch Areale, die einmal wieder neu beackert werden sollten, auf denen eine Neuaussaat neuen, anderen Ertrag verspricht. Gerade auch diese Bereiche hat mir Herr Henning nicht nur nicht vorenthalten, sondern ausdrücklich beschrieben und zu intensiverer Pflege ans Herz gelegt, nicht zuletzt, da er bewußt dem Nachfolger in Entscheidungen von über seine Amtszeit hinausreichender Wirkung keine einengenden Vorgaben hinterlassen wollte.

Soweit mein Blick heute reicht, sehe ich solche Aufgaben zunächst in der Weiterführung des hohen Standes an dauernder Sicherung des vom Archiv verwahrten Archivgutes. Die Pflege der Kontakte des Hauses zu den einzelnen Einrichtungen der Max-Planck-Gesellschaft und vor allem zu Persönlichkeiten, deren wissenschaftliche Hinterlassenschaft als Nachlaß oder bereits „Vorlaß“ das Profil unserer Bestände bereichern könnte, auf derartig hohem Niveau wie bisher zieht – und das ist ja durchaus gewünscht – neue Bestände in unsere Magazine. Auch auf das Archiv läuft die derzeit zu beobachtende Emeritierungs- welle zu. „Im Turm ist noch Platz!“ läßt sich im Moment noch sagen, aber durchaus nicht unbegrenzt, so daß nach jetziger Einschätzung um das Jahr 2010 der Ruf: „Der Turm ist voll!“ zu vernehmen sein wird. Archive

sind ihrem Wesen nach – jedenfalls so lange ihr Träger „rezent“ und aktiv ist, und das steht bei der Max-Planck-Gesellschaft ja außer Frage – Zuwachseinrichtungen, deren Arbeitsgegenstand und Aufgabengebiete sich sukzessive erweitern. Es wird also rechtzeitig für die Erweiterung unserer baulichen Voraussetzungen zur Archivierung künftiger Zugänge zu sorgen sein. Die neuen Magazinflächen sollten unter Sicherheitsaspekten wie unter betriebswirtschaftlichem Gesichtspunkt sicher entweder an die Räumlichkeiten im Otto-Warburg-Haus oder an den „Turm der Blitze“ anschließen und nicht einen dritten, separaten Magazinstandort eröffnen.



*Der neue und der alte Direktor im Januar 2006 vor der Planck-
büste im Ausstellungssaal des Archivs*

Sicherung des Archivgutes stellt sich als Aufgabe in völlig neuen Dimensionen weiterhin angesichts der neuen Medien und Quellengattungen, die zunehmend als Archivgut auch in unser Haus kommen. Dabei steht ohne Zweifel die Langzeitverfügbarkeit digitaler Daten an erster Stelle. In Zusammenarbeit mit den entsprechenden Einrichtungen der Max-Planck-Gesellschaft, der neu begründeten Digital Library oder den etablierten Rechenzentren sind längerfristige Lösungen für große Forschungsdatenbanken und für digitale Forschungsdaten im Zusammenhang mit Nachlässen, die derzeit dem Archiv leider in der Regel noch gar nicht angeboten werden, zu schaffen. Ebenso ist die bisher immerhin bereits in Abständen erfolgte Archivierung der Internetauftritte der Max-Planck-Gesellschaft und ihrer Institute systematisch zu organisieren. Überlieferungswürdig sind außerdem ohne Zweifel in weiten Bereichen auch die Intranetseiten in der Gesellschaft. Diese Aufgaben können und werden wir von der archivischen Seite her angehen, während die technische Sicherung, die Langzeitspeicherung, nach meiner Einschätzung nur von leistungsfähigen Partnern übernommen werden kann; das Archiv kann für diese Zwecke keine eigenen Datensicherungsstrukturen aufbauen. Es bedarf aber sehr wohl der notwendigen personellen Ausstattung zur Erfüllung seiner archivischen Aufgaben auch auf diesem Gebiet – bei der Erfassung, Bewertung und Übernahme dieser Daten, im Kontakt mit den abgebenden Stellen wie mit den Kooperationspartnern der Datensicherung.

Archivgut umfaßt nicht nur Geschriebenes. Das Archiv der Max-Planck-Gesellschaft will auch künftig mit Bild- und Tonüberlieferung, von seinen reichen Fotobeständen bis hin zu den Filmen Ansprechpartner für die Max-Planck-Gesellschaft und für die externe wissenschaftliche Forschung sein. Dieses Ziel bedarf technischer Investitionen und verstärkter Anstrengungen zur besseren Erschließung und Verfügbarkeit dieser aussagefähigen audiovisuellen Medien.

Neben der Quellensicherung sind die Bearbeitung des Archivgutes zu seiner bestmöglichen Auswertung und die Darstellung der erreichten Leistungen nach außen wichtige Aufgaben der nächsten Jahre. Es gilt, die Angebote des Archivs seinen potenziellen Nutzern immer wieder vor Augen zu führen, damit seine Leistungen auch Nutzung erfahren. Im Sinne einer so verstandenen Öffentlichkeitsarbeit wollen wir die Veröffentlichungsreihen fortsetzen, um über die Bestände und Themen unserer Überlieferung zu informieren. Dabei ist ein Schwerpunkt zunehmend auf die Vorstellung besonders wertvoller und inhaltsreicher Bestände wie der wichtigen Nobelpreisträger-Nachlässe zu legen. Voraussetzung für einen komfortablen Zugang ist dabei eine gute Erschließung der Bestände nach einheitlichem Maßstab, besteht doch wohl die vornehmste Aufgabe des Archivars in der Umwidmung und Öffnung der von ihm dauerhaft bewahrten Bestände. Ziel soll es sein,

über gedruckte Inventare wie über die Internetpräsenz des Archivs einen um die Findmittel erweiterten Zugang zu den Beständen zu bieten. Dieses Bestreben fügt sich ein in die Open-Access-Strategie der Max-Planck-Gesellschaft. In verbesserter Weise ist ferner mit den Mitteln des Internets auch auf die Angebote der Dienstbibliothek aufmerksam zu machen. Öffentlichkeitsarbeit des Archivs kann in Kooperation zu beidseitigem Nutzen breitere Interessentenkreise erreichen, so daß mir der Kontakt in der Berlin-Brandenburger Archiv- und Wissenschaftslandschaft wichtig erscheint, um auch einmal auf bisher nicht begangenen Wegen wie etwa mit gemeinsamen Ausstellungen unsere Außenwirkung zu erweitern.

Die Öffentlichkeitsarbeit des Archivs ist natürlich Teil der Öffentlichkeitsarbeit der Max-Planck-Gesellschaft. Unsere Aktivitäten reihen sich somit in ein Gesamtkonzept ein. Die Berliner Institute, die Generalverwaltung und ihr Berliner Büro sind hier unsere wichtigen Kooperationspartner, wobei ich gerade auch auf die Zusammenarbeit mit dem Max-Planck-Institut für Wissenschaftsgeschichte in neu begründeter Nachbarschaft an der Boltzmannstraße hoffe. Vor uns steht der 150. Geburtstag unseres Namenspatrons Max Planck im Jahre 2008 und das hundertjährige Jubiläum der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft 2010/11, wobei das Archiv zu beiden Gedenktagen einen spezifischen Beitrag plant.

Einer neuen Aufgabe schließlich will sich das Archiv bereits im kommenden Jahr stellen, plant es doch, sich in der Fachrichtung Archiv an der Ausbildung von Fachangestellten für Medien- und Informationsdienste zu beteiligen. Hier sehen wir uns im Berufsverband in der Pflicht und aufgrund langjähriger Erfahrungen mit Praktika und in der Zusammenarbeit mit der Fachhochschule Potsdam fachlich prädestiniert.

Diese Vorhaben, von denen ich hier die wichtigsten berühren konnte, werden nur in gemeinsamer Anstrengung die gewünschten Ergebnisse zeitigen können; das Archiv ist unverändert auf das anhaltende Wohlwollen und die Unterstützung der Generalverwaltung, seines Beirats, der Sektionen und Institute angewiesen, um die ich an dieser Stelle auch für meine Tätigkeit herzlich bitte. Diesen Aufgaben werden wir uns aber auch hier im Hause gemeinsam zu stellen haben, jeder an seinem Platz, damit das Schiff des Archivs auch künftig sicher auf gutem Kurs seinen Weg findet und seine Flagge weiterhin auf allen Meeren gern gesehen und geachtet sein wird. Für diese Ziele sehe ich mich in der Pflicht, der ich mich gern stellen möchte.